This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

35-84a

PGerm 287.1

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 July, 1873.

Album

des

Nuremberg (Germ. Nürnberg) —

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1870.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.

In Kommission bei Bauer und Raspe.

(Ludwig Korn.)

1870.

P Germ 287.1
1873, Juli 23.
Minot Fund.

Druck von Bieling (Dietz) in Nürnberg.

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

Seite

Kampfgespräch zwischen Sommer und Winter von Hans Sachs. Mit einer Einleitung von C. Lützelberger 1

Patrizierleben, insbesondere Nürnbergisches im Allgemeinen. Von Hugo Barbeck 15

Der Jahrmarkt von Makariew, nach Aufzeichnungen des Staatsraths Dr. Rehmann. Von Dr. Barack 49

Ein unterbrochener Ball. Tagebuchblätter von Friedrich Knapp . . . 82

Gegenüber. Skizze von Albert Schultheiß 93

1846er. Von Ernst Löffler 111

Gedichte.

Von K. Ebersberger:

Glosse 117

Der letzte Reigen 118

Von L. v. Hörmann: Liebeslieder.

Entschuldigung 121

Gib Liebe mir! 122

Wiederkehr 126

Von Angelica v. Hörmann:

Liebessehnsucht 126

Geistesadel 127

Von Fr. Knapp:

Zum neuen Vereinsjahr 127

Weihnachten! 130

Am Grabe des Freundes 131

Zwei Genien 132

Phantasie und Wirklichkeit. Maskenspiel von J. Priem.

Kampfgespräch zwischen Sommer und Winter.

Von

Hans Sachs.

Mit einer Einleitung

von

C. C. L. Lützelberger.

Wie Hans Sachs sich keinen Gegenstand, der zu seiner Zeit die Gemüther der Gelehrten wie der Ungelehrten bewegte, entgehen ließ, ohne ihn durch seine Verse zum Verständniß und Mitgenuß seiner Mitlebenden zu bringen, so hat er auch den Kampf des Sommers und Winters herangezogen, jenen Gegenstand uralten Volksliedes. Denn aus den ältesten Zeiten des Lebens unseres Volkes ertönt das Lied vom bösen Winter und vom lieben Sommer; und es ist noch nicht allzulange, wo selbst hier noch jährlich am Sonntag Lätare die Gärtnersburschen herumzogen mit einem Bilde des Winters und das bekannte Lied sangen:

„Heint ist Mittfasta, wul ist dos;
Wir trog'n den Tod ins Wassa, wul ist dos" ꝛc. ꝛc.

welchen Gebrauch die Chronik ableiten will von dem Befehle Kaiser Otto's des Großen, die Götzenbilder an der Burg abzuthun. Es war aber der Nachklang des alten Winterliedes, welches sich fortgeerbt hatte aus der Heidenzeit und in letzter Zeit zum Scherzbettel verwendet ward.

Schon in der ältesten Zeit, als die Väter unseres Volkes noch auf den mächtigen Berghöhen zwischen Indus und Oxus wohnten, schon da tönt die Rede vom bösen Winter im Zendavesta, dem heiligen Buche der Arier. Denn so lange im Anfang der Zeiten Ormuzd, der gute Herr und Schöpfer, allein herrschte in der Welt mit seinen

guten Engeln, da thronte er in Herrlichkeit dort oben auf den Spitzen des höchſten Gebirges, von denen alle Tage der Quell des Lichtes, die glänzende Sonne auffuhr, um die Welt zu beleuchten und Wärme und Wachsthum zu bringen. Da waren die umliegenden Länder Paradieſe, in ewigem Frühling lachend, und die Menſchen wußten nichts vom böſen Winter. Es lautet dieſe Sage, als wüßte ſie noch Etwas von jener Zeit, wo ſelbſt noch in Sibirien Elephanten wandelten und Pflanzen warmer Erdſtriche wuchſen. Als aber der neidiſche, hochmüthige Erzengel Ahriman abfiel vom guten Gott und deſſen übelfreie Schöpfung mit ſeiner Gegenſchöpfung vergiftete, da kam auch mit einem Male der ſchauerliche Winter dahergezogen über die Flächen Sibiriens und machte erſtarren das Leben der grünenden Natur und quälte die Menſchen mit ſeiner Kälte.

Was half es aber unſern Vorfahren, daß ſie auszogen aus ihrem Urlande, ſei es nun um das kaſpiſche Meer herum oder über den Kaukaſus herüber in die Ebenen der Wolga, des Don, des Dnieper, hinauf bis nach Schweden, heraus bis an die Donau und den Rhein? Ueberall verfolgte ſie immer derſelbe böſe Winter; überall daher ertönte auch das Lied vom böſen Winter, und da gerade der Naturmenſch nichts weiß von bloßen Naturkräften, welche bewußtlos ihr ſtrenggeregelt und geſetzlich nothwendiges Werk verrichten, ſondern hinter jeder Erſcheinung und Wirkung ein lebendiges, bewußtes, perſönliches Weſen ſiehet und ſuchet, freundlich oder feindlich geſinnt: ſo wurde unſern Vorfahren der Winter zum ſchrecklichen Rieſen, der da jährlich kämpft mit dem Gotte des Lichts und der Wärme, der freundlichen Sonne, um die Herrſchaft. In Liedern und Spielen ward dieſer Kampf in alter Heidenzeit dargeſtellt als religiöſe Feſtfeier; in Liedern und Spielen in der chriſtlichen Zeit fortgeführt als heitere, ſinnvolle Volksbeluſtigung, die ſich beſonders in den Zeiten des Hans Sachs noch allenthalben in Uebung findet. Als Winter und Sommer kämpfen miteinander angemeſſen gekleidete Perſonen, und jubelnd bricht beim Siege des Sommers das Frühlingslied aus, das Nachtigall und Kukuk mitſingen. Mit einer Begeiſterung begrüßte einſt das Volk den zurückkehrenden Sommer, wo-

von wir kaum mehr eine rechte Vorſtellung zu haben im Stande ſind, denn der Wechſel des Sommers und Winters war jenem nicht ein unabänderliches Geſetz der Natur, ſondern eben ein Kampf zwiſchen perſönlichen Weſen; und wie jeder ſolcher Kampf in ſeinem Ausgange ſtets unſicher bleibt und Niemand gewiß weiß, wer Sieger ſein wird, ſo mußte es möglich erſcheinen, daß der Sommer einmal vom Winter nicht blos auf Zeit zurückgetrieben, ſondern für immer gänzlich verjagt werden könne. Dieſe Sorge mußte die Seelen der Menſchen beim wachſenden Winter erfüllen, wie jene bei einer Mondsfinſterniß, daß der Mond verſchlungen werden könne; und dieß erwägend, wird es uns begreiflich werden, wie der 25. Dezember ſchon längſt vor dem Chriſtenthum unſeren Vorfahren ein Freudenfeſt ſein mußte, das mit Anzünden von Lichtern und mit gegenſeitigen Gaben gefeiert ward. Es entſchied ſich an dieſem Tage ſichtbar der Kampf zum Vortheil der Sonne. Sie begann wieder vorwärts zu kommen; der Tag langte, die Nacht kürzte, ob auch der Winter mit ſeiner Kälte um ſo mehr zu wüthen begann, und wenn dann um Lätare, um Mittfaſten, d. h. gegen die Nachtgleiche zu, der Winter ſelbſt mit ſeinem Froſte weichen mußte, da ward er im Spiele verhöhnt, im Bilde ins Waſſer geworfen.* Bald nachher erſchien das Feſt der Frühlingsgöttin Oſtara, an welchem ſpäter die Chriſtenheit das Auferſtehungsfeſt feierte und von welchem heute noch das Feſt den Namen „Oſtern“ trägt. Freude alſo, unendliche Freude mußte einſt das heidniſche von Furcht gequälte Herz erfüllen, wenn es, erlöſt vom böſen Winter, ſeine wärmende Sonne wieder hatte, wenn Bäche und Flüſſe wieder ungehemmt floſſen, Bäume und Sträuche grünten, die Blumen blühten, die Vögelein ſangen, und Knaben und Mägdelein wieder auf grünem Anger tanzten und ſprangen. Wiſſen denn ſelbſt unſere Minneſänger etwas Schöneres, Beſſeres zu ſingen, als das Blühen der Blumen, das Singen der Vögel im Maien? Ja, bis in unſere Zeit fehlt es nicht an Verherrlichung der erwachenden Natur. Sicherlich aber reicht unſer Freudegefühl, unſer Jauchzen, nicht an das unſerer heidniſchen und chriſtlichen Vorfahren. Verſetzen wir uns noch weiter in ihre Zeit.

Bemerkt ist schon, wie ihr Gemüth gedrückt sein mußte von dem Gedanken an die Möglichkeit, daß die Sonne für immer besiegt und der Winter dableiben werde. Aber nicht allein diese Sorge quälte ja unsere heidnischen Vorfahren, sondern was mag überhaupt ihr Zustand im Winter gewesen sein? Die hölzernen Blockhäuser mit dem Heerde in der Mitte, auf dem das Feuer brannte, ohne Schlot und ohne Fenster, mit hölzernen Sitzen auf festgeschlagenen Erdboden, in der Nacht mit Spanbeleuchtung, umgeben von mächtigen Wäldern, in denen der Bär und der Wolf hausten, einzeln gelegen oder doch nur von wenigen Nachbarn umgeben, die kurzen Tage, die langen Nächte hingebracht mit Jagen, Schlafen, Spinnen, Weben, Kleidermachen, Märlein erzählen, hie und da einmal einen Sänger anhören, die armen Menschen in Erdhöhlen verkrochen gegen die Kälte, die Hausthiere hungernd und frierend, dem Raub der wilden Thiere ausgesetzt ꝛc. ꝛc. Was war das für ein Leben? Wer will es so lebenden Menschen verdenken, wenn sie sich sehnen nach der wärmenden Luft, nach den längeren Tagen, nach der grünen Natur mit ihrem Vogelgesang, mit ihrem Tanz auf grüner Matte, nach dem Sommer mit seinen Früchten? Aber selbst, als die alte Heidenzeit vorüber war mit ihren Holzhäusern und ihren einfachen Lebenseinrichtungen; als statt der alten Holzpaläste der Volkshäupter die Schlösser der Ritter und Fürsten entstanden mit ihren Kaminen oder auch Oefen — es war darin trotz Minnesängern und Liebesfesten, trotz Pelzen und großen Federbetten, trotz allen Prunkgemächern doch schwerlich im Winter ein recht Behagen und noch weniger in den durch die entstandenen Lehnverhältnisse herabgedrückten Bauernhütten, denn es fehlte ihnen allen das, was im eigentlichsten Sinne erst Licht und Behagen in das Leben der Menschen gebracht hat und selbst den Winter mit all seiner Grausamkeit verspotten läßt — es fehlte das Fensterglas. Denken Sie sich den herrlichsten Palast, das vortrefflichst eingerichtete Haus ohne Glasfenster; dafür die Lichtlöcher vermacht mit Gitterläden, Weidengeflecht, Tuchvorhängen, geschabtem Horn oder geöltem Papier — können Sie sich darin trotz allen übrigen Herrlichkeiten ein behagliches Leben denken selbst im Sommer,

geschweige denn im Winter? Dieser kostbarste Schutz gegen die Unbilden aller Witterung kam aber erst spät auf, und so lange er nicht bestand, dürfen wir es den Völkern nicht verdenken, wenn sie sich sehnten nach dem Frühling, und den Sommer mit Jauchzen, Singen und Springen empfingen:

„Tra ri ro,
Der Sommer der is do,
Wir wollen naus in Garten
Und woll'n des Sommers warten!
Tra ri ro,
Der Sommer der is do",

singen wir ihnen ja noch heute nach. Kaum hat Etwas so große und wohlthätige Einwirkung auf das Leben der Menschen gehabt als die Erfindung der Glasfenster. Glas kannte das höchste Alterthum, aber Glasfenster waren ihm größtentheils fremd und in unsere nördlichen Länder kommen sie sehr spät. Die erste Anlage einer Glashütte in Deutschland findet sich im 9ten Jahrhundert, und zwar in Konstanz, im 11ten Jahrhundert eine in Tegernsee; aber sie machten nur farbige Gläser für Kirchen. Erst nach und nach lernte man weißes Glas machen, und die erste Hütte für dieses soll in Frankreich König Philipp gegründet haben. Jedoch die Erzeugnisse solcher wichtigen Erfindungen sind im Anfang spärlich und sehr theuer; daher konnten nur erst Paläste, Kirchen und reicher Bürger Häuser damit versehen werden. Die Fenster des Rathhauses in Zürich, welches 1403 erbaut wurde, waren nur zum Theil mit Glas versehen, alles Andere mit Tuch. Aeneas Sylvius hebt es noch im Jahre 1454 als Zeichen des Reichthums in Wien hervor, daß die Hälfte der Häuser mit Glasfenstern versehen sei. Wie viel mögen damals hier damit versehen gewesen sein? Wie lange es gedauert haben mag, bis die Hütten der Bauern ihre Fenster mit Glas verschließen konnten, werden wir daraus erkennen, daß erst vor einigen Jahren noch eine Untersuchung in Frankreich ergab, daß sich eine Million Häuser im Kaiserreiche ohne Fenster fand. Und was waren diese ältesten Fensterscheiben? Butzenscheiben, wie sie noch zu Tausenden auch in den

Fenſtern der Stadtbibliothek zu ſehen ſind, die wohl etwas Licht von Außen hereinlaſſen, aber keinen Blick von Innen hinausgeſtatten und darum immer nur noch eine halbe Hülfe ſind. Dennoch welch' ein ungeheuerer Unterſchied zwiſchen Butzenſcheiben und allen früheren Fenſterverſchlüſſen! Er iſt größer als der zwiſchen Butzenſcheiben und unſeren ungeheueren glänzenden Spiegelſcheiben. So ſtrömt von einer ſcheinbar geringen Erfindung eine Fülle von Genuß und Wohlbehagen über das Menſchengeſchlecht aus; aber die Vergegenwärtigung dieſer Verhältniſſe läßt es uns auch begreifen, warum unſere Vorfahren ſich ſo ſehnten nach Erſcheinung des Sommers; läßt uns ihre Freude mitfühlen, uns, die wir kaum mehr uns denken können, wie man vor wenigen Jahren noch ohne Winterfenſter auskommen konnte. Und wozu hat außerdem das Glas uns noch geholfen? Es läßt uns die Blumen und Früchte des Sommers im Winter genießen, macht uns wandeln in herrlichen Gärten, während wir draußen ſchlittſchuhfahren, und ſchützt die Erzeugniſſe unſerer Künſte und Gewerbe in Paläſten, in denen alle Gewächſe und Thiere der Welt verſammelt ſind. Das hat die Glastafel möglich gemacht, von der unſere Väter nichts wußten, nichts hatten, und weßhalb ſie ſich im Winter, wenn wir unter Palmen in Glashäuſern wandeln und der Pracht der Kamellien und Rhododendren uns freuen, ja aller möglichen Blumen, nach den Veilchen und Blümchen des Maies ſich ſehnten, nach den Blättern der Birke und der Linde und nach dem ſüßen Geſange der Waldvögelein.

Wir haben nun freilich den Geſang der Vögelein vermöge unſerer Glastafeln auch im Winter; aber in dieſer Hinſicht ſind wir doch wohl gegen unſere Väter verkürzt. Wenigſtens kann ich mir es nicht anders denken als wahrhaft entzückend, wie einſt in den herrlichen Bäumen des noch wenig geſtörten und zerſtörten Waldes die unendliche Fülle der Singvögel ihren Geſang erſchallen ließ gegen unſere Wald-, Hecken- und Vögel-armgewordene Zeit. Wer nur auf 60 Jahre zurück ſich erinnert, kennt ſchon in dieſer Hinſicht eine noch viel ſchönere Zeit, und erſt vor 1000 Jahren! Wir wollen alſo unſern Vorfahren ihre unendliche Luſt an der warmen Jahreszeit mit

ihrem Grün, ihren Blumen und Früchten und ihrem Vogelgeſang, und ihren Zorn gegen den Winter nicht übeldeuten; ſie hatten wirklich mehr Gründe dazu als wir in unſerer Glas-Gas- und Eiſenbahn-Zeit. Und wenn nun Hans Sachs in ſeinem Kampfgeſpräche recht ordentlich die Vertheidigung des Winters führt, ſo würde er das ſchwerlich gethan haben, wenn er nicht hinter dem Schutze ſeiner Butzenſcheiben hätte dichten und ſchreiben können, ſondern noch hinter Tuch oder Papier geſeſſen wäre. Merkwürdiger Weiſe dreht er auch den Kampf um; er läßt nicht den Winter vom Sommer austreiben, ſondern den Sommer vom Winter und erklärt ſchließlich beide als gute und nothwendige Anordnungen des Einen weiſen Gottes, ſo daß der Winter ſeine Teufelsnatur verliert. Doch es wird Zeit ſein, daß wir das Gedicht ſelbſt hören, welches im Herbſt am St. Mathäus-tag ſtatt am Sonntag Lätare im Frühjahr vor ſich geht.

Ein Geſpräch.

zwiſchen dem Sommer und dem Winter.

Einſtmals an St. Matheus Tag,
Als gleich die Sonn war in der Wag,
Ich Alters allein müßig ſaß
In einem Luſtgarten und was
Meine Augen in der Grün erwittern,
Hört zu der Vögel Geſang und Kittern.
Indem erblickt ich ohngefehr
Im Garten gehen hin und her
Ein ſchönen Jüngling, zweinzigjährig,
Mollet, rößlet und wolperig (wohlgebehrdet).
Auf bloßem Haar trug er ein Kranz
Von Feyel, Lilgen, Roſen ganz;
Sein Gürtel war von Weinreben
Geflochten hinten, vorn und neben,
Allerlei Früchte hingen dran.
Barfuß und nacket ging der Mann,

Ein grün Aſt tragend in der Hand;
Er aber war mir unbekannt.
Ich dacht, wie wenn es Bachus wär?
Indem ſchlich zu dem Garten her
Ein langer, greulich ungeſtalter,
Eisgrauer, langpärtet, uralter
Mann, dünnpacket, dörr und mager,
Bleich, ſauerauget und hager,
Mit Beltz und Filz warm angelegt,
Beid Händ im Buſen hat geſteckt;
Zottet und zapfet aller Geſtalt,
Wie man den Gott Saturnum malt.
Vor Wunder grüßlet mir die Haut.
Dieſer ein und durch den Lechzaun ſchaut
Und redt den Jungen alſo an:

„Hör Summer, nun mach dich davon,
Dein Zeit iſt aus, laß mich einſchleichen.“

Der Summer ſprach: Sollt ich dir weichen?
Wer biſt du froſtig alter Blinder?
Der Alt antwort: Ich bin der Winter;
Weich aus und raum den Garten mir!

Der Summer ſprach: Ey ſollt ich dir
Weichen, du feindſeliger Alter,
Grauſamer, grimmiger, kalter
Winter, weil du biſt doch nur
Ein Feind ganz aller Kreatur
Auf Erden, Luft und dem Waſſer!

Der Winter ſprach: Du biſt ein Haſſer
Ohn Schuld, weil doch hat eben mich
Verordnet Gott, ſo wol als dich,
Der je nichts Böſes hat gemacht;
Darumb ſo laß mich unverracht,
Wann ich bin gleich ſo gut als du?

Derhalb weich aus und hab dein Ruh,
Und laß mich in den Garten nein.

Der Summer sprach: Das kann nit sein;
Mein Adel aller Welt ist ruchtbar,
Ich bin wolgeschmack und fruchtbar,
Bring Wein, Getreydt, Obs aller Weiß,
Das ganz menschlich Geschlecht ich speiß;
Sampt Allem, was da Leben hat
Gieb ich sein Nahrung und Vorrath.
Du Winter aber bringst kein Frucht,
Deß sei dein arge Art verflucht;
Allein aussaugest und verherst,
Auffretzest, frissest und verzerst,
Was ich vor samlet und eintrug.

Der Winter sprach: Du bist nicht klug!
Das Erdreich haben muß sein Ruh,
Es kann nicht tragen immer zu.
Wenn ich Winter ausbleib ein Jar,
Würdest du Summer unfruchtbar gar.
Durch meine Kält wird die Erd gemacht
Mürb, lück, milt, fruchtbar und geschlacht.
Ohn mich, Summer, werst du verlorn.

Der Summer sprach: Es wird geborn
Durch mich manch lebend Kreatur,
Vögel, Thier mancher Figur.
Deß bin ich wohl ein Brunn des Lebens;
Dein Ruhm, Winter, der ist vergebens,
Weil du viel Kreatur ertödist,
Lebendig in die Erden nöthst.
Zeig, was du lebendig gebirst!

Der Winter sprach: Wenn du regirst,
Thust du viel Ungeziefers gebern,
Die Frücht, Vieh und die Leut beschwern,

Als Kefern. Frösch und Schnecken,
Mucken, Webſen, Spinnen, Heuſchrecken,
Rappen und ohn Zal viel Gewürm,
Schädlich und giftig mancher Fürm,
Als Kröten, Edechs, Attern, Schlangen.
Das nimm ich Winter als gefangen,
Mit meiner Schärf ich Alles verjag,
Und wer ich nit, o Summer, ſag,
Wie blieb die Welt voller Unziefer.
Der Summer ſprach: Mein Gab ſind tiefer,
Weil in mir wunnigklichen kummen
Alle Farb wolgeſchmacke Blumen,
Viel Würz und Kräuter edler Kraft
Viel Blüt mit ſüßem Ruch und Saft.
In Grün bekleid ich die Baufelder?
Ich zier die Heid und finſtern Wälder,
Darin die klein Waldvögel ſingen.
Was Zier und Schmuck thuſt du uns bringen?
In dir hört man die Wölfe heulen,
Und die forchtſamen Stockeulen.
Die Summerwunn verwüſt du eh,
Dafür gibſt du Reif, Eis und Schnee,
Durchſchneidend Wind mit kaltem Froſt.
Der Winter ſprach: Mit ſüßem Moſt
Im Winter macht man die Leut faſt gögel (luſtig).
Im Winter fecht man auch gut Vögel
Auf Herden, Hütten, Garn und Klobn.
Damit thut man St. Martin lobn,
So man ſie hineintregt gebraten;
Ihres Geſangs kann man wol geraten.
Ich bin holdſeliger denn du
Der Summer ſprach: In mir iſt Ruh,
Kurzweil, Freuden, Schimpf und Scherz,
Ich erfreu manig Mutter Herz,

So man thut in die Gärten reſiern,
Schalatzen (ſchlendern), fahren und ſpatziern,
Sich bei den kühlen Brünnlein friſchen,
In Bächen krebſen, Weihern fiſchen,
Fechten, Stein ſtoßen und ſpringen,
Jagen, ſchießen, laufen und ſpringen
Reihen, tanzen, Wildbad baden,
Kugeln und auf Kirchweih laden.
Dich Winter Viech und Leut hart fleucht,
Hinter den Ofen ſich verkreucht.
Du biſt feindſelig Jung und Alten.

Der Winter ſprach: Man thut auch walten
Sehr großer Freud in meiner Kelt,
Wenn man ſich für den Ofen ſtelt;
Darin brat man Aepfel und Birn.
Maid und Knecht gehn ind' Rockenſtubn,
Und auf dem Eis ſchleifen die Buben.
Schneeballen ſieht man auch von Vielen,
Die Feiernächt um die Nüß ſpielen.
Die Bauern thun viel Seue ſchlahen,
Viel Wirthſchaft und Hochzeit anfahen,
Die Burger auf den Schlitten farn.
Umb die Faſtnacht ſtach man vor Jarn,
Hielt Mummerei und Faſtnachtſpiel,
Dergleichen ander Kurzweil viel.
Deß bin ich die fröhlichſte Zeit.

Der Summer ſprach: Du feleſt weit.
Lang iſt dein Nacht, kurz iſt dein Tag,
Niemand handeln noch wandeln mag.
Mein Taglang ſind zur Arbeit recht.

Der Winter ſprach: Mein lange Nächt
Zur Arbeit auch wohl gut zu Zeiten.
In mir kann man farn und reiten;

Viech und Leut ſind im Winter geſund,
Hurtig, fertig, behend und rund,
Daß man mehr ausricht denn im Summer.

Der Summer ſprach: Du leugſt, du Dummer;
Dein ſcharfe Kelt die iſt zu greulich,
Viech und den Leuten gar abſcheulich;
Es leit Alles elend und verſchmort,
Hungerſtetig und verdorrt.
Die Hühner verſüpfen, Kühe verſeien,
Die Weg und Straß thuſt du verſchneien,
Verfrörſt die Brünnlein und die Bächlein,
Die Weiher, See, Flüßlein und Lechlein,
Erſtekſt oft die Fiſch groß und klein,
Die Baum, Getraidt, darzu den Wein,
Erfrörſt den Leuten Hand und Füß.
Mein warmer Luft und der iſt ſüß;
Sich freuet Alls mein, wo ich bin.

Der Winter ſprach: Mein Kelt geht hin;
Du Summer aber biſt zu heiß,
Du machſt Faulkeit und großen Schweiß;
Viel Krankheit bringt dein große Hitz,
Beraubeſt viel Leut ihrer Witz,
Machſt die Hund wütend, thun vil Schaden,
Das Fleiſch machſt ſtinkend und voll Maden,
Milch und Bier machſt du bald ſauer,
Ueber dich klaget mancher Pauer,
Wie du verſchwelkeſt Wunn und Waid,
Und ihm ausdorreſt ſein Getraidt;
Weier, Brünnlein und Bächlein verſeien.
Solch Bosheit thet man mich nie zeihen.
Mein Kelt behält rein, gut und friſch
Getränk, Wilpret, Fleiſch und die Fiſch.
Deß bin ich löblich und hochprechtig.

Der Summer sprach: Du dünkst dich mechtig,
Und wollst dich gern holdselig machen
Und mich feindselig in den Sachen.
Im Summer ligt manch Fürst zu Feld,
Schlägt auf sein Hütten und Gezelt,
Zu erlangen Triumph und Sieg.

Der Winter sprach: Du machst viel Krieg,
Vil Blutvergießen und Feldschlacht,
Was manch Mutterherz traurig macht.
Ich Winter thu Kriegsleut vertreibn,
Daß keiner kann zu Felde bleibn.
Deß mach ich Friede und Anstand,
Daß zu Ruh kommen Leut und Land.
Deß bin ich friedreich und vil nützlicher.

Der Summer sprach: Du bist viel trützlicher.
Du stellst die Schiffarth und Mülwerk,
Wo dein Schnee liegt auf einem Bergk,
Von dem schrecklich Schneelehnen laufen;
Durch dein Eisbrüch vil Leut ersaufen,
Groß Schäden thun dein Wassergüß.
Der Erd bin ich ein Mutter süß;
Du bist des Erdreichs Stiefvater.

Der Winter sprach: Du Vipernatter,
Wer ist erschröklicher, wenn du?
Wie hart setzt Viech und Leuten zu!
Mit grausamen Donner und Blitzen
Thust du in Häuser und Thürn schmitzen,
Auch zündst du an die großen Wälder.
Dein Schauer verderbt die Paufelder,
Dein Reif viel Früchte thut verschleißen,
Dein Sturmwind Baum und Häuser einreißen,
Dein Wolkenbrüch ganz Städt ertrenken,
Dein Platzregen die Feld versenken,

Dein übrig Neß macht theure Zeit,
Dein übrig Dürr auch Hunger zeit:
Deshalb fetsch dich, raum mir den Garten!
Darinnen will ich dein erwarten,
Bis der Glentz wiederumb erschein;
So magst dann kehren wieder ein.
Auf diesmal kannst nit lenger bleiben,
Mit Gwalt würd ich dich sonst vertreiben.

Der Beschluß.

Mit dem der Summer trauriglich
Zu des Garten Pforten ausschlich.
Nachdem austrat die Summerwunn
Zuerst, gieng auch die glänzend Sunn;
Der Winter in frostiger Wat (Gewand)
Durch die Pforten in Garten trat,
Den er ring und kreuzweiß durchschleich
Und stundan wurden fal und bleich
Die Bletter, fielen von den Baumen.
Nachdem that ich auch eilends raumen
Den Garten und mein Summerhaus.
Gedacht ich, Gott, wie überaus
Wol hast geordnet alle Ding,
Was jegliche Zeit nehm und bring,
Glentz, Summer, Herbst und auch den Winter.
Ein Zeit dringt die ander hin hinter,
Und bringt ein jede Zeit ihr Guts
Ganz menschlichem Geschlecht zu Nutz,
Daß durch dein Hand gespeiset werd
All lebend Kreatur auf Erd,
Wie David sagt im Psalmen weiß,
Auf daß dein Glori, Lob und Preiß
Durch alle Kreatur aufwachs
Hie und dort ewig, wünscht Hans Sachs.

Patrizierleben,

insbesondere Nürnbergiſches im Mittelalter.

Von

Hugo Barbeck.

Blicken wir auf die Geſchichte Deutſchlands im Mittelalter, ſo ſehen wir ein geeinigtes Reich, das an Ausdehnung dem jetzigen bedeutend überlegen iſt, denn die dem Mutterland angehörigen Länder, wie Elſaß und Lothringen, die Niederlande, die deutſche Schweiz waren demſelben wirklich einverleibt und der deutſche Kaiſer Konrad III. konnte ohne zu lügen, ſagen: Alle, welche unſre Reichsgewalt beleidigt haben, ſind nachdrücklich zur Fügſamkeit gebracht worden, und Frankreich und Spanien, England, Dänemark und die benachbarten Staaten beſchicken uns mit ſchuldigem Gehorſam und gebührender Ehrerbietung in täglichen Geſandtſchaften, theils durch Geißeln, theils durch Eide verſprechend unſern Befehlen mit Eifer nachzukommen.

Die Reichseinheit war die Quelle zur damaligen Größe. Allerdings wird Niemand verkennen wollen, daß es auch in der Machtperiode Deutſchlands Abſchnitte gab, wo das Wort „Reichseinheit“ für Deutſchland nur ein Trugnamen war, allein wenn es einzelnen Kaiſern gelang, mit ſtarker Hand ſich Achtung zu verſchaffen, war in dieſen Zeiten ſicher unſre Nationalmacht die herrſchende in Europa.

Der Kern der deutſchen Macht lag in den Städten. Nicht nur allein daß ſie es waren, die dem Gewerbfleiß und Handel und der ſtets fortſchreitenden Bildung zur Zufluchtsſtätte wurden, ſondern ſie waren es auch, die das Reichsoberhaupt in ſeinen Handlungen unterſtützten und wir ſehen ja in der Geſchichte des Mittelalters, daß in den meiſten Fällen bei ausbrechenden Streitigkeiten die Städte treu

zum Kaiser hielten und stets eine bessere deutsche Gesinnung an den Tag legten, als ihre steten Widersacher, die Fürsten und die Geistlichkeit.

Wie die deutschen Städte im Mittelalter vom Ausland, das bei der Kritik deutscher Zustände gewiß nicht übertrieb, beurtheilt wurden, beweisen die Worte des Aeneas Sylvius: Wer die Wahrheit gestehen will, der muß zugestehen, daß kein Volk in Europa reinlichere und freundlichere Städte hat als die Deutschen, ihre Tempel sind die prächtigsten, Bürgersfrauen prangen in Gold und die Freiheit ist nirgends wie bei den Deutschen entwickelt.

Daß es den Städten auch nicht an Macht gebrach, beweist genügend das in der deutschen Geschichte glänzend dastehende Denkmal deutschen Gemeingeistes, der Hansabund.

In dieser Blüthezeit Deutschlands, zugleich Blüthezeit der Städte, sehen wir in den letzteren den Stadtadel, die Patrizier, zum höchsten Ansehen gelangen, und wenn auch von Anfang des 14. Jahrhunderts an die Zünfte die Mitregentschaft an der bisher nur von den Patriziern besorgten Stadtverwaltung oder das ganze Regiment energisch verlangten, so endigten die meisten der Stürme damit, daß von dieser Zeit an die Zünfte durch ihre Genossen auch im Rath vertreten waren.

Den Anfang zu obigen Unruhen machte Speyer; im Jahre 1304 wollten auch die Zünfte zum Rath zugelassen werden, „damit sie auch wüßten, wie diese mit der Stadt gut umgingen" und erzwangen, daß das Stadtregiment von nun an aus 11 Patriziern und 13 Zunftgenossen bestehen solle. Da sich jedoch der Adel wieder die Uebermacht aneignete, erhoben sich 1327 die Zünfte von Neuem und endigten endlich den Streit 1330 dahin, daß von den Rathsgenossen 14 den Geschlechtern und 14 den Zünften angehören sollten. In Straßburg dauerten die Händel mit ähnlichem Resultat bis 1419; in Augsburg behielten die Geschlechter 15 Rathsherrnstellen, in Mainz die Hälfte. Constanz hat drei Aufstände zu verzeichnen, 1342, 1370, 1389, und es wurde unter blutigen Vorgängen den Patriziern die Alleinherrschaft abgenommen. Magdeburg traf der Sturm 1330, Braunschweig 1375, Cöln 1396, Dortmund 1400 ꝛc. In Lübeck wurden die Zünfte

von 1408 an zugelassen, in Erfurt endlich siegten die Zünfte vollends, indem die Geschlechter gar nicht mehr in den Rath gewählt werden konnten. Auch Nürnbergs Zünfte versuchten unter dem Vorwande auf Seite Günther von Schwarzburgs gegen Karl IV. zu stehen im Jahre 1349 einen Anlauf gegen das Patriziat. Nachdem der Rath 1347 den von Regensburg kommenden Kaiser Karl IV. die Thore geöffnet und dadurch der Bürger Zorn erregte, sahen sich die Patrizier bei zunehmender Unzufriedenheit der Einwohner genöthigt, den Beistand Karl IV. anzurufen. Dieser sandte Konrad von Heydeck nach Nürnberg um einen Vergleich zu bewirken, was diesen jedoch vollständig mißlang. Wir wollen diese für die Nürnberger Patrizierstellung wichtige Begebenheit durch eine Chronik näher erzählen lassen:

„Es (die Zünfte) macht auch gemein heimliche Puntnussen wider den Rath, vnd hielten Endtlich ein versamlung im Creutzgang des Prediger Closters, In welcher sie beschlossen, sie wollten Ihnen den Graven von Schwarzenburg zu einem Keyser gefallen lassen, vnangesehen das ein E. Rath Carolo schon zur selben Zeit Pflicht gethan hatte. Erwehlten aus Ihnen Zween sohin vndt witer auf den Zuenfften dem Böfel Ihren Rathschluss solten furtragen, mitt furgeben, das sie gewisse Kuntschafft hätten, wie Ludwig u. Günther (es waren in Deutschland damals 3 Gegenkaiser) mit einander sich verglichen hetten, das der eine Romischer Keyser, der ander König sein solte, die wurden beede ein groß gefallen tragen, wann sie die Statt wider den Rath (den sie verhofften In Ihre Handt zu bringen) Ihnen vorbehielten. Es geschehe auch der gemein grosser gewalt von Einem Rath, weil sie vom Regiment gantz vnd gar ausgeschlossen wurden, da doch Ihre Vil unter denselben ebenso weis vndt verstendig weren, als sie: Wurden dennoch von Ihnen (den Patriziern) verachtet, vndt vndergedruckt, Mußten Ihnen Losung, Vmgeld, Zoll vndt andre beschwerungen vnd Vnlag, dardurch sie bis aufs bein geschunden wurden: Da sie (d. P.) doch bey solchen schatz nicht seßen als Huter, sonder handelten mitt demselben Ihres gefallens als Dieb Zu Ihrem Brauch vndt Vberfluß. Diese Zwen abgesandte Prediger aber waren, der eine ein Plattner genandt der Haubenschmidt, den Hiesse man von

seinem spitzigen Bart den Geisbart, der hette auch seinen Anhang zum los, dabey einer den andern kennen solte, gegeben das sie an Ihre Bärt greiffen solten. Der andere war ein listiger Mann, hette von seinen Aignen gutern zu zeren vndt wurde von seinem langsamen gang der Pfawendritt genennet: Vnd nahm sein Anhang seinen gang zu einem los an sich. Deßwegen aber ein E. Rath nachdem sie dessen alles verstendigt wurden, alle mittel an die Hand namen solchen vnwillen zvvorkommen, mitt vermahnung zum frid. Darauf lis ein Erbar Rath durch einen gesandten, Keyser Carln anzeigen, so ferr er Inen nicht wurde behulfflich sein, wußten sie Ime die Statt nicht zu erhalten. Dieweil aber der Keyser mitt dem Krieg, deßgleichen mitt den Behemischen Landherren vil zu than hette, ordnett er zu eines Commissarii H. Conraden von Heydeck. Der Kam gen Nurnberg, verhöret einen E. Rath vnd gemein gegen einander. Kunte aber nichts ausrichten, vndt vermahnet die Eltern Herren, mit Ime gen Heydeck zu ziehen, bis auf des Keysers Zukunfft, der wurde sobald er nötiger geschefft halben kennte, zu Nurnberg sein. Es hette aber ein gemein einen Ratschlag auf mittwuch den nechsten nach Pfingsten des 1349. Jars angestellet, welten den Versamelten Rath vberfallen vndt erschlagen haben. Solchs war Inen aber zvvor durch einen Bettelmönchen der auf einer Zunfftstuben hinter einer Handzwehel (Handwelle) gestanden vndt Zwen Zunfftmeister davon hett Rathschlagen hören, angezeiget vndt verkuntschaftet worden. Nichts destoweniger sammelten sie sich vff bestimten tag vnter der Vesten, lieffen mit grosser vngestum fur, vndt auf das Rathhaus, mit schreien, Brechen, aufstossen aller gemach, mitt reissen, vndt verderben aller Schrifften, vnd freyheiten eines Erbarn Raths, Auch Schultbriefen vber Heusser vndt Ewiges gelti gegeben, auch andrer E. Rathsbucher, das man solches hernach mehr geclaget hatt als Geld. Sie Öffneten auch mitt gewallt die Schatzkammer (dann sie fragten nach keinem schlussel) gingen Ihre viel auf einmal hinein, vndt als sie einen zimlichen vorrath funden, schalten sie einen E. Rath Geitzhälß, wenig bedenkend das man zur not solchs alles mochte bedurffen. Damals waren noch Viel von den Erbarn In der Statt die verhoffet hetten es solte nicht so arg

werden. Als sie aber die vnsinnigkeit sahen, liessen sie sich eins Theil in fessern vndt In Secken aus der Statt furen, verkrochen sich eins theils in die Clöster. Ein Haller, war ein betagter Mann wurd durch einen Schneider In weibskleidern hinaus gebracht. Ettliche wurden von den Pösel vbereilet vndt vbel Tractiret. Vndt geschah, als einer vber den Mark vndt die fleischbrucken flohe, ersahe er einen Metzger seinen gesattern, den Ruffet er vmb Hülff an. Derselbe ermanet seine gesellen (dann die Metzger bis daher nichts mitt den aufwiglern hetten wollen zuthan haben) die schlugen das Fleischhaus zu, stellten sich mitt Parten Hacken vndt gewichten, zur wehr, das der Pösel abwich. Also funden sich hernach mehr der Erbarn zu dem Fleischhaus, vndt wurden darinnen bewachet. Vnterdessen theten sich auch die Messerer zu den Metzgern, die furten dieselbe Herrn so sie Im Fleischhaus verwaret hielten, mit gewerter Hand zum Spittlerthor hinaus bis gen Heideck."

Es wird nun weiter geschildert wie der Pöbel den verlassenen Häusern der Patrizier mitspielte, wobei noch besonders erwähnt wird, daß sie nie nach einem Schlüssel Nachfrage hielten.

Die Geschlechter mußten so lange auf Heydeck bleiben bis der Kaiser ihnen zu Hülfe kam, die Aufrührer bestrafte und den alten Rath wieder in seine Rechte einsetzte, den treugebliebenen Messerern einen Tanz, den Metzgern das Schönbartlaufen als Belohnung erlaubte.

Es drängt sich hier aber unwillkührlich die Frage auf: Wie war es möglich; daß das Patriziat bis zu dieser Zeit vollständig im Besitz des Stadtregiments war und daß selbst der Sturm der Zünfte ihnen nur einen Theil desselben entreißen konnte?

Diese Frage jedoch richtig beantworten zu können, nöthigt auf ältere deutsche Zustände zurück zu gehen.

In den Zügen der Römer legten dieselben, wie bekannt, zu ihrem Schutze längs des Rheins sowohl, als auch im Donaugebiete befestigte Wohnsitze an, deren Zweck fast ausschließlich ein militärischer war. Mit Einführung des Christenthums jedoch wurden diese Castelle meistens auch zu christlichen Bildungsstätten, d. h. Bischofssitzen und

sammelten sich die zum christlichen Glauben Bekehrten innerhalb der Mauern zu einer Gemeinde zusammen.

So findet man auf der Kirchenversammlung 347 zu Sardika in Mösien, bereits die Bischöfe von Trier, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg und Cöln vertreten, sämmtlich Städte die den Römern ihren Ursprung verdanken. Der Sturm der Völkerwanderung konnte die Mauern der Römercastelle nicht brechen, jedoch wurden mit dieser die noch herrschenden römischen Einrichtungen zu Grabe getragen und hat von da an Rom keinen Einfluß mehr auf die Entwicklung der zukünftigen deutschen Städte.

Die ersten Städtebewohner bestanden aus Freien, dem damaligen Herrenstand; aus niedern Freien, einem im Dienste der Herren oder Kirche stehenden Arbeiterstand und endlich aus Sclaven. Natürlich war an ein bürgerliches Zusammenleben in unserem Sinne nicht zu denken und erlangten die Städte erst unter Karl dem Großen einige Bedeutung. Bedeutend gefördert wurde das Städtewesen durch Heinrich I., dem Städteerbauer. Zumal in den flachen Gegenden des nördlichen Deutschlands, hauptsächlich in Sachsen, entstanden auf seinen Befehl Burgen in größerem Umfange, die den Zweck hatten, einen Hemmschuh für die räuberischen Einfälle der Madscharen zu bilden und der auch durch nichts besser gebildet werden konnte. Je der neunte Mann der heerbannpflichtigen Männer hatte in die Stadt zu ziehen, mit der Verpflichtung, für die andern acht Genossen ein Unterkommen zu gründen und den dritten Theil der von ihnen gebauten Feldfrüchte zu bewahren, wogegen diese auch den Acker für den neunten bestellen mußten.

Während nun in Sachsen sich die Städte durch das Bedürfniß für Schutz und Schirm vergrößerten, war dies in Süddeutschland vor Allem dem wohlthätigen Einfluß der Kirche zuzuschreiben und standen die meisten der Städte daselbst unter der Obhut eines Bischofs, eines Abts oder selbst einer Aebtissin, während die sächsischen Städte dem vom Kaiser eingesetzten Burggrafen zu folgen hatten. Die Städteentwicklung dieser Periode brachte in ihrem Gefolge Gewerbe und Handel mit und sehen wir im 10. Jahrhundert Adelhard von Re-

gensburg als Vorſtand der Handlungsniederlage zu Kiew und Biſchof Luitprand, den Geſandten Kaiſer Otto's, im Gefolge des reichen Kaufmanns Leutfried von Mainz in Conſtantinopel.

Mit dem eigentlichen Beginn des Städtelebens hängt auch die Bildung eines neuen mittelfreien Standes der Königsleute zuſammen, das waren ſolche, die zwar ihren Grundbeſitz, nicht aber ihre Freiheit eingebüßt und ſich unter den Schutz einer Stadt begebend, in derſelben ihren Erwerb durch Handel und Gewerbe ſuchten.

Theilweiſe aus durch Handel und Induſtrie berühmt gewordenen Königsleuten, theils aus den Nachkommen, der vom Kaiſer in die Stadt geſetzten Beamten und theils aus in die Stadt gezogenen Landedelleuten bildete ſich in der Folge das ſtädtiſche Patriziat. Das Verhältniß dieſer erſten Patrizier zu den übrigen Bewohnern, die theilweiſe noch gar keine bürgerlichen Rechte beſaßen, läßt ſich Anfangs noch nicht genau feſtſtellen; in Urkunden kommen ſie unter den Namen **cives, burgenses, civitatenses** vor und war die deutſche Ueberſetzung davon jedenfalls Bürger, denn erſt als auch die Handwerker durch das Zunftweſen Bürgerrecht erlangten, nannten ſich die früheren Bürger im Gegenſatz dazu: Geſchlechter (die von Geſchlecht). In Nürnberg unterſchied man bei letzteren noch ſtrenge zwiſchen rathsfähigen und nicht rathsfähigen Geſchlechtern.

Etwas über die Lebensverhältniſſe dieſer erſten Patrizier mitzutheilen iſt ſchwierig, denn die nicht zahlreichen ſchriftlichen Ueberlieferungen aus dieſer Zeit geben uns wenig Aufſchluß. Im Allgemeinen war die Lebensweiſe gleich mit der des Landadels und würde jedenfalls z. B die Bauart der burgartigen Häuſer, der einfach derbe Hausrath einen Vergleich mit den Prachtbauten und der Patriziereinrichtung des 15. und 16. Jahrhunderts nicht aushalten können und daß auch die ſittliche Stufe der damaligen Zeit keine hohe war, iſt leicht begreiflich.

Von Mitte des 12. Jahrhunderts an trennt ſich die Lebensweiſe der Patrizier von der des Landadels und durch Streitigkeiten dieſer beiden Stände ſehen wir die Erſteren ſich immer enger aneinander anſchließen und mit denen der andern Städte in freundliche Ver-

bindung treten, so daß der Stadtadel vom 13. Jahrhundert an als ein selbstständiger Stand auftritt, wobei jedoch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sich das Patriziat in vielen Städten schon früher, in manchen aber auch erst später entwickelt hat. Während der Landadel den Krieg und die Jagd zur Hauptbeschäftigung hatte, waren die Patrizier mehr angehalten dem Stadtregiment ihre Zeit zu widmen, oder wer nicht im Rathe selbst saß und auch kein städtisches Amt verwaltete, verzehrte seine Einkünfte ruhig, sich durch Umgang mit seinen Standesgenossen oder auch häufig durch Studien Unterhaltung verschaffend.

Nürnberg, die einzige Stadt in der sich die patrizische Regierung bis in die neueste Zeit ohne jegliche Eingriffe der Zünfte aufrecht erhielt, hatte, wie die meisten der Reichsstädte einen großen und einen kleinen Rath Der große Rath erstreckte sich auf 200 Mitglieder, theils Patrizier, theils Zunftgenossen, die aber nur vornehmlich bei Steueranlegungen oder bei besonderen, die ganze Bürgerschaft angehenden Gelegenheiten, zusammenberufen wurden. Der kleine Rath bestand aus 34 Mitgliedern, sämmtlich den Geschlechtern angehörig. Diese theilten sich in 8 alte Genannte nnd 26 Bürgermeister, die letztern wieder in 13 alte und 13 junge. Aus den ältern Bürgermeistern wurden wieder die 7 ältern Herren (Septemviren) ausgezogen, welche aus ihrer Mitte die 3 obersten Hauptmänner ernannten, wovon 2 Losunger (von Losung=Steuer) hießen und deren einer, der vordere Losunger der Vornehmste im Rath und zugleich der erste Mann in der Stadt war. Nach 1350 (nähere Bezeichnungen lauten verschieden) durften auch stets 8 Handwerker, nämlich je aus dem Stande der Schneider, Kürschner, Bierbrauer, Bäcker, Färber oder Tuchmacher, Goldschmiede, Metzger und Lederer ein Mann dem Rathe beiwohnen, was theilweise als eine Errungenschaft des 1349er Aufstandes angesehen werden kann.

Die beiden Losunger standen dem städtischen Eigenthum vor, kamen 3 Mal in der Woche auf mehrere Stunden zusammen, in der Fastenzeit jedoch, in der sie die Jahresrechnung ablegten, geschah dies täglich. Mit dieser Rechnungsablegung war auch ein Schmauß, das sogenannte Igel=Mahl verbunden. Es erhielt seinen Namen durch

ein in Form eines Igels auf den Tisch kommendes Gebäck. Der Küchenzettel war stets: Ein Mandel Pfau, auf einem Heinzen (Ofen) gebacken, gesottene Fische, Hechten und Dorn. In einer zweiten Schüssel gesottene Neunaugen, Bayerische Rüben, Bratfisch, Gesellenfisch, ein großer Igel von Mandeln gemacht und in einer kalten Mandelmilch liegend, dann noch weitere Fastenspeisen und zuletzt diverse Weine. In Verbindung mit dem 3. obersten Hauptmann verwahrten sie die Schlüssel zu den Stadtthoren und Heiligthümern, sowie zu den Stadtfahnen und Standarten. Ihnen wird der Eid der Treue abgelegt. Bevor ein Antrag an den Rath kam, wurde derselbe erst durch die Septemviren vorberathen und nach Einigung derselben vor die größere Versammlung gebracht. Fünf der Rathsherren hatten die Landpflege unter sich, vier derselben das Kirchen-, Almosen- und Vormundschaftsamt und gewöhnlich 3, in Kriegszeiten jedoch 7 Rathsherren hatten die militärische Leitung unter sich.

In Verbindung mit den betreffenden Sachverständigen (die ebenfalls meist Patrizier waren) und Unterbeamten saßen einzelne Herren des Raths im Stadt- und Untergericht, im Criminal-, Land-, Bau-, Rug-, Forst-, Zeidel- und Appellationsgericht. Drei aus den ältern Bürgermeistern versahen das Umgeldamt und ebenso wurde die Spitalpflege von Magistratspersonen geleitet. Außerdem gab es noch Zeugherren, Siegelherren, Waag- und Zollherren, Getreidemeister, Weg- und Stegamtmann ꝛc. Daß der vordere Losunger ein Mann war, der von der Pike auf dienend mit allen städtischen Verhältnissen wohl bekannt, ist aus folgenden Rathsgang Andreas Imhofs ersichtlich. Derselbe wurde, nachdem er in den Rath gewählt war, 1523 Rugsherr, 26 Landpfleger, 27 Spitalpfleger, 28 Stiftungspfleger, 30 alter Bürgermeister, 32 Septemvir, 35 Secret-Insiegel-Verwalter, 36 Protoprovincial, 44 obrister Hauptmann und 1554 vorderer Losunger, also ein Rathsgang von 31 Jahren. Unter den rathsfähigen Geschlechtern zu Nürnberg waren die Bedeutendsten: die Behaim, Ebner, Fürer, Geuder, Groland, Grundherr, Haller, Harsdörfer, Holzschuher, Imhof, Kreß, Löffelholz, Muffel, Nützel, Paumgärtner, Pfinzing, Pömer, Rieter, Schlüsselfelder, Stromer, Tetzel, Tucher, Volkamer und Welser. Die

meisten derselben hatten sich nach ihren Landsitzen Beinamen zugelegt, wie z. B. Fürer von Haimendorf, Haller v. Hallerstein, Pfinzing v. Henfenfeld, Löffelholz v. Colberg, ꝛc. Sehen wir uns in andern Städten nach den angesehenen Patrizierfamilien um, so sehen wir in Ulm die Besserer, Kraft, Roth, Neidhart; in Augsburg die Langemantel, Riederer, Rehlinger, Rempold; in Frankfurt die Holzhausen, Fichard, Lersner. Im Süden Deutschlands hielt man die Patrizier obiger vier Städte für die bedeutendsten. Straßburg wurde ihnen vor Austreibung des Adels an die Seite gestellt. In Norddeutschland hoben sich besonders die Geschlechter der Städte: Lübeck, Bremen, Münster, Braunschweig und Lüneburg vortheilhaft vor denen der andern Städte hervor. Ein und dieselbe Familie saß oft auch in verschiedenen Städten im Rathe. So findet man die Welser in Nürnberg und Augsburg; die Langenmantel in Augsburg und Rothenburg; die Herwarth in Ulm, Augsburg und Rothenburg; die Besserer in Ulm, Augsburg, Ueberlingen und Leonberg; die Schlüsselfelder in Nürnberg und Augsburg; ꝛc. Wenn die Rathsglocke ertönte, versammelten sich die Väter der Stadt im Rathssaal, vor dessen Thüre einige Stadtknechte postirt waren, um den „Ehrbaren Herren" die Thüre zu öffnen und unberufene Lauscher abzuhalten. Das erstere Geschäft hatte in Nürnberg ein dem Rathe beiwohnender Handwerker zu verrichten. Wer nicht zur rechten Zeit zur Sitzung kam, mußte sich bequemen einen festgesetzten Betrag in die Armen- oder Stadtcassa zu zahlen. Die Losunger wurden stets von einem Stadtknecht auf das Rathhaus und wieder zurück begleitet Die Justiz ward kurz und bündig geführt. Wie die Nürnberger Herren dieselbe handhabten, gibt theilweise das Sprüchwort kund: Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn vor, aber wenn sie ihn haben, henken sie ihn gewiß. Als Kaiser Ferdinand einstmals den Rathsherrn Anton Tucher fragte, wie man denn so viel Volk einträchtlich leiten könne, antwortete dieser lakonisch: Mit guten Worten und harten Strafen. Daß besonders das letzte nicht erlogen war, soll nachher noch bewiesen werden. Ein Ansehen der Person galt nicht. Wurde doch selbst im Jahre 1469 der vordere Losunger Niclas Muffel mit dem Strange gerichtet! Muffel war ein

Mann, der sowohl in der Stadt, als auch bei Fürsten in besonderer Achtung stand, allein er wurde überwiesen, Gelder der Stadt veruntreut zu haben und daher, ungeachtet seiner frühern Verdienste und trotz der Fürbitten angesehener Persönlichkeiten verurtheilt. (Dieser Act ist vielfach fälschlich als ein Justizmord bezeichnet worden und selbst in neuester Zeit hat Herr Briegleb in seiner Schrift: „Die Vertreibung der Juden aus Nürnberg" die Vollstreckung dieses nach Recht gefaßten richterlichen Urtheils geradezu einen Mord genannt). Gleiche Beispiele von Hintenansetzung des Standes ließen sich auch von andern Städten mittheilen. Selbst Wilibald Pirkheimer mußte 1507 für einen, von ihm nicht abverlangten Faustschlag, dem Beschädigten 20 Pfund und den Arztlohn, dem Rathe ebensoviel und dem Richter sein Recht zahlen und wurde dann als Gratiszugabe noch 2 Tage und 2 Nächte auf den Thurm in ein versperrtes Kämmerlein gesetzt. Sehr einfach war der Proceß mit den Landedelleuten, die die Stadt befehdeten. Fiel ein solcher in die Hände der Städter, so ließen sich die letztern zwar manchmal dadurch, daß der Gefangene schwur, nie mehr etwas gegen die Stadt zu unternehmen, bewegen, denselben frei zu lassen, wurde er aber zum zweiten Mal ertappt, so hatte er am längsten gelebt. Anno 1512 ward zu Nürnberg ein Ritter Seckendorff enthauptet. Als man ihn hinausführte, wollte er nicht niederknieen und nicht ruhig halten, sondern sah stets nach dem Walde, ob sich nicht Hülfe nahe. Da ritt der Stadtrichter, Herr Wolf Böheimb, hinzu und sprach: „Junker Sebastian, ihr werdet denken und ruhig halten, wo nicht sollt ihr 20 für einen Streich halten." Sebastian spie statt aller Antwort aus und sein Haupt fiel. Im Jahre 1387 wurde ein Eggloffstein gleich mit 7 von seinem Anhang auf einmal hingerichtet. Auch die Rothenburger schienen manchen Spaß sehr übel aufgenommen zu haben, denn als am Stadtthore ein Reitjunge des Burggrafen von Nürnberg aus Muthwillen am Stadtwappen dem Adler eine Klaue abstieß, wurde derselbe zum Tode durch das Schwert verurtheilt.

Galant waren jedoch die hiesigen Richter gegen das schöne Geschlecht. Diebe wurden nämlich lebendig vergraben oder auch gepfält, wie z. B. in den Jahren 1481, 1508, 1522, ꝛc. Weil nun aber

das Lebendigbegraben für Frauenzimmer doch gar zu grausam war, so wurden dieselben in späterer Zeit, nachdem man ihnen zuvor die Ohren abschnitt, — nur ersäuft!

Da Zuchthäuser zu diesen Zeiten noch nicht existirten, so sandten mehrere Städte ihre Verbrecher auf die Galeeren von Venedig, Genua, ꝛc., was auch 1571 in Nürnberg geschah.

Noch bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts fand hier auch das Bahr-Recht, eine Art Gottesurtheil statt, das bei Todtschlägen den unbekannten Thäter ermitteln sollte. Der Körper des Entleibten wurde auf einer Bahre in den Rathhaushof oder sonst an einen öffentlichen Platz gebracht und mußten alle in Verdacht stehenden, im Beisein des Stadtrichters und anderer Rathspersonen, die Hand des Entleibten in die eigne nehmen und längere Zeit halten, die andere Hand dabei, auf des Todten Wunden legend. Wenn nun der Leichnam kein Zeichen gab, „wie dann zuvor öftermal geschehen," so waren die Angeklagten vom Verdacht gereinigt. Die Erhaltung der Ruhe innerhalb der Stadt erforderte die größte Energie und Umsicht, einzig schon deßwegen, weil der größte Theil der Bewohner mit Waffen versehen war und kleinere Reibereien leicht zu blutigen Auftritten ausarten konnten. Wenn man noch dazu bedenkt, wie viel räuberisches Gesindel sich damals in allen Gauen herumtrieb, so muß man die Vorsichtsmaßregeln, die vom Rath getroffen wurden, vollkommen billigen. Um Nachts größere Aufläufe verhindern zu können, wurden die Straßen mit Ketten gesperrt; nach dem Läuten der Abendglocke mußten die Gasthäuser für Einheimische geschlossen werden und durfte sich Niemand ohne Leuchte auf die Straße begeben, wie es z. B. in Nürnberg, Regensburg und Cöln eingeführt war. Wurde in Regensburg ein Nachtschwärmer aufgegriffen, so setzte man denselben die Nacht hindurch in ein Gefängniß, das Narrenhäuschen genannt, welches nach vorne nur mit Latten verschlagen war, so daß man den Innensitzenden sehen konnte. Die Thore waren mit Wachen besetzt, die alles Ein- und Auspassirende genau untersuchten. Nachts wurden die Thore geschlossen.

Die Anfänge zu Anstalten zur Löschung, wie zur Verhütung der Feuersbrünste, treffen wir in den Reichsstädten. Einige gewisse

Zünfte mußten unter Leitung eines Rathsmitgliedes auf der Brandstätte arbeiten, andere Wasser herbeischaffen, ꝛc. Die erste gedruckte Nürnberger Feuerlöschordnung ist von 1502.

Für Bequemlichkeit wurde ebenfalls gesorgt. So wurde in Nürnberg z. B. die Hallerwiese vom Rathe angekauft und hergerichtet, um den Einwohnern einen Platz zu verschaffen, wo sich dieselben nach des Tages Mühe Erholung suchen konnten. Die Buchenklinge, ein jetzt wenig mehr bekannter Platz, ward ebenfalls von drei Patriziern neu umgewandelt und war lange Zeit einer der besuchtesten Vergnügungsplätze der alten Nürnberger. Auch mit Pflasterung der Straßen machte Nürnberg den Anfang; Augsburg und Regensburg folgten bald darauf.

Allgemein müssen im Mittelalter die Bestrebungen der Stadtregierungen, für die Gesundheitspflege anerkannt werden. Wenn dieselbe auch damals noch lange nicht auf einer Stufe stand, die sich mit der jetzigen vergleichen könnte, so waren es doch wieder die Reichsstädte, die guten Willen zeigten, den Anfang zur Aufbesserung der Lage der Hülflosen machten und viele Mittel aufwanden, um den zahlreichen herrschenden Krankheiten entgegen zu treten. Basel stellt 1372 den Meister Jasset als Gesundheitsbeamten mit einem Gehalte von 25 ℔ an; Hamburg kaufte eine medicinische Büchersammlung zum Gebrauch für ihren Stadtarzt. Verfälschungen der Nahrungsmittel wurden strenge geahndet und waren zur Visitation derselben in vielen Städten besondere Leute vom Fach aufgestellt. In Nürnberg, Stendal und Regensburg durfte kein Wein, ohne vorher geprüft zu sein, verkauft werden. Besondere Heilanstalten des Aussatzes treffen wir in Colmar, Stendal, Nürnberg ꝛc. und fand in letzterem auch alljährlich eine allgemeine Siechen-Schau statt Um ansteckenden Krankheiten vorzubeugen, verbot der Rath zu Nürnberg im 14. Jahrhundert die Begräbnisse in Kirchen und Klöstern. Den Hautkrankheiten suchte man durch die Badstuben entgegen zu treten und mußten z. B. in Nürnberg die Bader an 3 Tagen, Montag, Donnerstag und Freitag stets warmes Bad halten. Personen und Waaren, die aus entfernteren Ländern kamen wurden einer Quarantaine unterworfen.

Bei Stiftungen nahmen die Patrizier häufig auf wohlthätige Zwecke und besonders für Krankenbeherbergungen Rücksicht. So stiftet Heinrich v. Binzenhofen und Ulrich Blarer, beide aus den Stadtgeschlechtern zu Constanz eine Krankenanstalt, in Regensburg Otto Prager (1312), in Straßburg der Patrizier Johann Erber in Verbindung mit seiner Schwester, in Nürnberg Conrad Groos, Conrad Topler, ꝛc. Man sieht daraus, daß sich die Patrizier um das Wohl ihrer Stadt bekümmerten und wirklich hatten auch die unter dem Schutz einer Stadt lebenden Unterthanen ein ungleich besseres Loos, als die unter der Botmäßigkeit eines kleineren Herrn stehenden.

Ohne Zündnadel und Kugelspritzen verschaffte die städtische Obrigkeit ihren Bürgern auch nach auswärts Recht und seine zur Messe nach Frankfurt ziehenden Kaufleute wurden selten ungestraft angetastet.

Obgleich für fortificatorische Zwecke viel Geld ausgegeben wurde und die fortwährend dauernden Fehden stets Ansprüche an den Stadtbeutel machten, stunden die Finanzen der Städte im Allgemeinen doch gut und konnte z. B. im Jahre 1483 in Nürnberg die Summe von 264,246 ℔ 2 Schill. 1 Heller in den Schatz gelegt werden, da die Einnahmen in diesem Jahr 421,926 ℔ 19 Schill. 8 Heller, die Ausgaben aber nur 157,680 ℔ 17 Schill. 7 Heller betrugen.

Die Mehrzahl der patrizischen Beamten hatte durchaus nicht auf den Erwerb zu sehen und leisteten ihrer Vaterstadt ohne, oder um wenigen, Gehalt Dienste. In Zürich bezog jedes Mitglied des kleinen Raths jährlich 5 Mütt Kernen, 5 Eimer Wein und für jede Sitzung 5 Schilling. Die Besoldung der Basler Rathsherren bestund im 14. Jahrhundert in 6 Gulden jährlich, doch waren daselbst auch Osterlämmer eingeführt. Ueberhaupt waren Naturalleistungen an die im Rath Sitzenden gebräuchlich und gab es außer den schon erwähnten Osterlämmern in den verschiedenen Städten Weihnachts-Kapaune, Fastnacht-Hennen, Sturz-Käse, Zehent-Brod, Jahrmarktsbraten, Herbstwürste, Visitationskäse, ꝛc.

Eine große Nothwendigkeit entfaltete der Rath einer Stadt, wenn der Besuch des Kaisers zu erwarten war. Da wurden Triumphbögen gebaut, illuminirt und Feuerwerke hergerichtet, auch — was etwas komisch klingt — die Straßen gereinigt, kurz Alles aufgeboten, um seiner kaiserlichen Majestät zu gefallen. Dagegen war aber auch gewöhnlich der Kaiser der Freund der Städte und haben die letzteren dem kaiserlichen Wohlwollen viele Privilegien zu verdanken und manche güldne Gnadenkette, die ein Rathsherr trug, hatte er bei solchen Gelegenheiten verdient. Als ein besonderes Zutrauen des Kaisers Siegismund zu Nürnberg ist die Uebergabe der Reichskleinodien und Reichsheiligthümer an die Stadt zu betrachten. Im Jahr 1424 wurden dieselben in Ofen den Nürnbergischen Abgeordneten Siegmund Stromer und Georg Pfinzing übergeben, die sie heher schafften. Bis zum Jahr 1523 wurden dieselben alljährlich an Ostern von einer auf dem Markt besonders errichteten Bühne herab dem Volke gezeigt, womit eine Heiligthumsmesse und ein großer Ablaß verbunden war, weßwegen zu dem Schauspiel aus Nah und Fern viel Volk herbeiströmte. Als Kaiser Maximilian im Jahre 1500 die Stadt Nürnberg mit seinem Besuch beehrte, schickte ihm der Rath Anton Tetzel und Heinrich Wolf mit einem wohlgerüsteten reisigen Zeug von 130 Pferden, Alles in Roth gekleidet, nach Gunzenhausen entgegen. Sie trafen den Kaiser zu Wassermungenau und begleiteten ihn bis nach Schwabach, wo er auf Ansuchen des Markgrafen Friedrich übernachtete, die Nürnberger aber wegen Mangel an Stallungen für ihre Pferde zurückritten. Am andern Morgen aber begleiteten sie ihn in die Stadt. Die „Herren Eltern", Paulus Volkamer, Anton Tucher, Hieronymus Schürstab und Ulmann Stromer ritten ungerüstet mit ungefähr 60 Pferden bis hinter Schweinau zur steinernen Mauer, wo sie abstiegen und die kaiserliche Majestät empfingen. Der gerade anwesende Erzbischof, Kurfürst Berthold von Mainz, ritt mit den eben genannten Herren dem Kaiser entgegen, begleitet von den Botschaftern des Königs von Spanien, Neapel, des Herzogs zu Mailand und des Herzogs von Mantua. Die Geistlichen in der Stadt, nebst den Schülern der 4 Schulen, deren Jeder ein Fähnlein

trug, zogen in 2 Prozessionen hinaus in den Gostenhof und dann wieder vor dem Kaiser herein, der nun unter Glockengeläute seinen Einzug hielt. Bei dem Spittlerthor warteten Vier des Raths mit einem Himmel. Auf dem Kornmarkt stand ein mit „Tapezerei" gezierter Tisch Auf diesen setzten beide Pfarrer und der Prior zu St. Egydien etliche Heilthümer, die Klerisei bildete einen Kreis. Vier vornehme Diener stiegen ab und halfen dem Kaiser vom Pferd, worauf derselbe knieend das vom Pfarrer zu St. Lorenzen, Sixtus Tucher, dargereichte Heilthum küßte. Nachdem hörte er in der St. Sebaldspfarrkirche das „Te Deum laudamus" und ritt, von den Rathsherren begleitet, auf die Veste. Zum Geschenk erhielt der Kaiser eine zweifache Scheurn von vergoldeten Silber, die 13 Mark 12 Loth wog, gefüllt mit 1000 fl. neuer „Nürnberger." Tags darauf huldigte der Rath im Rathhaussaale dem Kaiser und in den folgenden Tagen auch die Bürgerschaft. Am 4. November wurde des hohen Gastes zu Ehren ein Tanz gehalten. Als 1512 der Kaiser wieder einen Besuch machte, veranstaltete der Rath auch ein „Gestech."

Auch war hier Gelegenheit geboten, die Stadtmacht sehen zu lassen. Im Jahre 1521 hielt der Statthalter Erzherzog Ferdinand, Kaiser Karls Bruder, mit 400 Pferden seinen Einzug. Er wurde durch Jakob Muffel, Hans Ebner und Niclas Haller empfangen, welche von 450 gerüsteten Pferden unter Heinrich Knob und 5000 Mann in Harnisch und Wehr unter Christoph Fürer begleitet wurden. Vor dem Fußvolk zogen 18 Stück Geschütze mit hinaus, darunter 2 Singerinnen, 2 Nachtigallen, 2 große Nothschlangen und 10 halbe Schlangen, zusammen von 203 Pferden gezogen.

Ein Tanz der Geschlechter auf dem Rathhaus sollte dem Kaiser Abends die Zeit vertreiben und hatten die Geschlechterfräulein bei solchen Gelegenheiten sich der vollständigen Gunst desselben zu erfreuen, ja dem Kaiser Siegismund gefiel es bei einem Tanz in Augsburg so gut, daß er jedem anwesenden Frauenzimmer einen Ring schenkte und sämmtliche Ringe höchst eigenhändig an die Finger steckte. Auch Kaiser Maximilian hatte große Vorliebe für obige Fräulein und bat

dieſelben einſtmals, ſie möchten ohne Herren paarweiſe tanzen, welches Vergnügen ſie ihm denn auch gemacht haben. Nicht ſelten logirte der Kaiſer in den Häuſern der Patrizier, ſo z. B. ſtieg Kaiſer Karl nach ſeinem Einritt mit 1500 Pferden im Jahre 1648 in Ulm im Hauſe des Patriziers Ulrich Ehinger am Herdtbruckthore ab. In Nürnberg wohnte Kaiſer Ludwig bei Heinrich Weigel auf dem Milchmarkt, oder bei Albrecht Ebner auf dem Salzmarkt, oder bei Konrad Groos an der Brücke, ein Zeichen, daß die Patrizierhäuſer in ihrer inneren Einrichtung auf der höchſten Stufe damaliger Pracht ſtanden und Aeneas Sylvius ſtellt davon das Zeugniß aus: Schottiſche Könige wären froh, ſo zu wohnen, wie ein Nürnberger Bürger.

Wollen wir uns ein Patrizierhaus in einer alten Reichsſtadt näher betrachten Die im Erdgeſchoß ſich zeigenden wenigen, meiſtens kunſtreich vergitterten Fenſter deuten an, daß hier nicht der Platz für familiäres Leben ſei. Wenn wir durch die hohe mit weithin verzweigten Beſchlägen verſehene Thür eintreten, ſtehen wir in einer großen Hausflur, die durch ihre Ausdehnung alle Wohnungen in dieſem Theil des Hauſes verdrängt. War der Hauseigenthümer ein Handelsherr, ſo war dies, ſowie der anſtoßende Hof, der Ablageplatz für die ankommenden Ballen und Kiſten und nahmen dieſe gewöhnlich ſo viel Raum ein, daß man der ganzen Flur nur ein beſcheidenes Plätzchen für die Schreiberſtube oder auch für einen Therhüter abgewinnen konnte. Das eigentliche Familienleben entfaltet ſich im erſten Stock. In denſelben ſehen wir die aus kleinen runden Scheiben zuſammengeſetzten hohen Fenſter, einen architektoniſch verzierten Chor oder wenn es ein Eckhaus war, ein Eckthürmchen. Hier war das Prunkzimmer oder wenn man es ſo nennen will, der Geſellſchaftsſaal, jedoch nicht zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie beſtimmt; auch war in dieſem Theil des Hauſes die Prunkküche und wenn im Hauſe überhaupt eine exiſtirte, ſo befand ſich hier die Hauskapelle. Die in den höheren Stockwerken nicht immer regelmäßig angebrachten Fenſter, verriethen Arbeitszimmer und andere untergeordnete Localitäten. Die in den weit hinaufragenden verzierten Giebel, deſſen Spitze die Glücks-

göttin einnahm, angebrachten Oeffnungen führten zu den Wohnungen der Dienstleute. Jetzt geht man vielleicht, ohne auch nur im Geringsten etwas wahrzunehmen an der Wohnstätte eines ehemaligen Patriziers vorüber und hat keine Ahnung von der gewesenen Physiognomie eines solchen Gebäudes. Bedenkt man aber das lebhaft farbige Drängen und Treiben, den Glanz der überall an den Häusern angebrachten, jetzt freilich nur noch spärlich vorhandenen, plastischen Kunstwerke und Malereien, die uns den Olymp, Gesellenstechen, Schlachten und besondere Feierlichkeiten, auch Begebenheiten im Hause selbst darstellten, dazwischen kernige Sinn- und Denksprüche über dem Hausthor, vor dem in der Regel ein mächtiger Baum Schatten verbreitete, so müssen wir eingestehen, daß man nur durch rege Phantasie diesen Zeugen vergangener Städteherrlichkeit das alte Leben einimpfen kann. Doch nun in das Innere des Hauses. Die große Hausflur bis zur Mitte durchschreitend, gelangen wir an die mit künstlich gewundenem Geländer versehene Stiege, an der uns unten ein möglichst freundlich grinsender Löwe, das Wappenschild des Inhabers zur Besichtigung hinhält. Oben an der Stiege öffnen wir das Stiegenthürlein und gelangen auf einen geräumigen Vorplatz, der dazu diente, ankommende Gäste zu bewillkommnen und abgehenden den letzten Abschiedsgruß zu sagen. Durch die nächste gerade vorwärts befindliche Thür gelangen wir in den Gesellschaftssaal, der aber nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie Taufen und Hochzeiten, die die ganze aristocratische Verwandtschaft versammelte, der Benützung übergeben wurde. Ueberhaupt führten die Patrizier nur nach Außen ein glänzendes Leben, das sich innerhalb der Mauern in ein bescheidenes, zurückgezogenes Familienleben umwandelte. Der Gesellschaftssaal ist hoch hinauf mit gemaltem oder geschnitztem Täfelwerk versehen, an den Wänden sind lange Bänke mit Kissen belegt angebracht, zwei kleinere Bänke stehen sich in jeder Fensternische gegenüber. Ein großer Ofen, dessen Kacheln die 12 Apostel, die deutschen Churfürsten oder andere profane und biblische Figuren darstellen, erhebt sich in einem Eck des Zimmers. Ein schwerer, eingelegter, mit einer Decke überhängter Tisch steht in der Mitte des Raumes, in der dem Ofen entgegengesetzten Ecke steht ein großer

Schrank, dessen Arbeit von der hohen Stufe der damaligen Kunstschreinerei ein würdiges Zeugniß gibt und der eine erkleckliche Anzahl von feinen venetianischen Gläsern, goldenen und silbernen Trinkgeschirren, sowie andere kostbare Gefäße und Spielereien in sich birgt. Wie reich Gold und Silber in den Geschlechterhäusern vertreten war, soll folgender Auszug aus einem Inventar eines Nürnbergers von Jahr 1489 darthun. Unter der Rubrik Gold- und Silbergeschirr finden wir:

Ein Silberin vergullten kleinot, item ein fein Silberin Sigel,
Neun gantz Silberin löffel,
Neun Silberine gebelein,
Funfzehn Löffel mit silberin Stefften,
Ein Zwifacher Silberner vergullter kopf, wigt funf mark vnd vierdhalb lot,
Ein Silberine vergüllte schewrn drey mark vnd vierdhalb lot,
Mer eine wigt neun mark drei lot,
Ein flocket Innen vergullt pecherlein wigt vierdhalb lot,
Mer ein solichs wigt Newn lot, drey quint,
Ein Silberin pecher mit zaichen wigt Newn lot,
Mer einer wigt dreyzehendhalb lot,
Ein silberin Creuzlein bey vier lotten,
Zween kannen mit Silber beschlagen wegen zwelfthalb lot,
Mer ein silberin Credentz wigt Zwei marck ein lot,
Zwei vergullt Fußlein zu glesern,
Item ein gulden Daumenring mit einem Dürkys,
Ein Ring mit einem Demant tefelein,
Ein guldin Safirring,
Ein guldin Ring mit einem Hiazinct,
Ein guldin Ring mit einem Granat,
Ein guldin Ring mit einem Amantist,
Vnd zween Silbern vergullt Ring,
Drei lang güldene Ketten,
Ein alte taschen mit einen gürttel, zehn Silberin Spangen vnd Ringlein vnd in einem puchslein ein silberner haydnischer Pfennig vnd ettlich Edelgestein,

Ein silberin pater noster mit koreln untermischt vnd mit einem guldt creutz.

Ein vergulten agnus dei.

In sehr reichen Häusern war der Fußboden des Saales mit Teppichen belegt. In den Fenstern des Chors sind nicht selten die Wappen der Familie, sowie die befreundeter Sippen eingelassen und erhöhte der Reflex der Farben und einige an den Wänden hängende, starr herabsehende Portraits die Feierlichkeit dieses Gemachs.

Nach rechts treten wir einige Stufen hinab in die Hauskapelle. Nach der Länge der Wand steht der Altar, in der Mitte desselben Maria mit dem Kinde. Diese Hauptfigur wird von künstlichen, vergoldeten Ornamenten eingeschlossen, die Altarflügel stellen in übereinander stehenden Abtheilungen entweder die Stationen oder andere biblische Begebenheiten dar. Davor steht ein reich geschnitzter Betschemel mit einem Pult, auf welchem ein kostbar gebundenes Gebetbuch liegt. Wahrscheinlich waren in den meisten solcher Kapellen auch Sitze für die ganze Familie angebracht, da jedenfalls der Gottesdienst gemeinschaftlich begangen wurde. Die Fenster sind von Innen mit starken Läden versehen, an den Wänden hängen mehrere Bilder, gewöhnlich von den besten Meistern, da bekannt ist, daß die Patrizier mit den Kunstheroen ihrer Zeit auf bestem Fuß standen und dieselben oft mit ihren Aufträgen beehrten. Einen Hauptluxus dieses Hausttheils bildeten in früherer Zeit hauptsächlich die Glasfenster. Erst um das Jahr 1500 beginnen dieselben allgemein zu werden, denn noch im Jahr 1458 hebt Aeneas Sylvius als Zeichen des Reichthums der Stadt Wien hervor, daß die Hälfte ihrer Häuser Glasfenster besitze.

Von der Hausflur aus geht die Stiege zum zweiten Stock. Hier treffen wir zunächst auf das Arbeitszimmer des Besitzers. In der Mitte wieder ein Tisch mit darüber hängender Lampe, davor ein Stuhl mit sehr hoher Lehne, in deren oberster Verzierung das Wappen der Sippe prangt. Auf dem umherlaufenden Gesimse steht die Bibliothek, umfassend eine oder einige Bibeln, einige geschriebene Chroniken, dann das hochwürdige Leben der auserwählten Freunde der heiligen Altväter „die schöne Histori von den sieben Todsünden," Hans Tuchers

Wallfahrt in das gelobte Land, **Esopus fabulae**, das Buch vom Edelgestein, Brants Narrenschiff und manche andere Bücher, meist geistlichen Inhalts, sowie verschiedene Flugschriften über fürchterliche Erdbeben, schreckliche Gesichter, 2c. An der einen Seite steht ein sogenanntes Faulbett, mit Leder überzogen, ungefähr unserem heutigen Sopha entsprechend, auf dem der Hausherr, während des Tages Arbeit hie und da zu ruhen pflegt, vor dem Fenster noch ein besonderer Schreibtisch. In einem Wandschrank, dessen Thüren mit Engelsköpfen ornamentirt sind, werden die kleineren Bedürfnisse aufbewahrt, das Hauptmöbel bleibt aber in diesem Local die große verzierte Truhe. Hierin liegen die Werthpapiere, die Saalbücher, d. h. die Bücher über Ein- und Ausgabe der ländlichen Besitzungen, das Vormundschaftsbuch, die eigenhändig geschriebene Chronik und das Stammbuch. Zumal auf das letztere wurde viel gehalten und hat z. B. die Dilherr'sche Familie zu Nürnberg die nicht unbedeutende Summe von 59 fl. dafür verausgabt.

Die noch in diesem Stock befindlichen Zimmer dienen zur Wohnung für die jüngeren männlichen Familienmitglieder und werden uns hier am ersten die an den Wänden angebrachten Waffen in die Augen fallen, unter welchen sich jedoch auch einige friedliche Instrumente, die Laute und die Harfe zeigen. Einige Betten, vor jedem eine Truhe, ein Tisch mit einem Humpen darauf, einige Bänke füllen ein solches Gemach. Anstoßende Localitäten dienten zu Vorrathskammern für den Haus- und Familienbedarf Gehen wir wieder auf den ersten Vorplatz zurück, so sieht man hier Vorder- und Hinterhaus, durch einen auf Säulen gestützten Gang verbunden. Von diesem Gang aus gehen die Thüren zur Speisekammer und zur Küche. In letzterer möchten vielleicht einige Damen einen Besuch machen und einen Vergleich der Einrichtung von heute und ehedem anstellen. Er wird offen gestanden zu ihren Gunsten ausfallen, denn hier ist nur die Küche zum Kochen, in der zwar gut gekocht wurde, denn selbst der „Allezeit Mehrer des Reichs" verschmähte nicht, den Patrizierfrauen in die Töpfe zu gucken, und nicht die schon erwähnte Schauküche, die den Stolz der Hausfrau zum größten Theil ausmacht. Diese im ersten Stock befindlich, ihr

Licht durch Fenſter dem Hofe zugehend erhaltend, ſoll den allenfalls ſich dafür Intereſſirenden geöffnet werden. Auf ganz herumlaufenden Rahmen ſtehen gravirte und verzierte Teller und Schüſſeln in Menge, ganze Reihen von Kannen, von der kleinſten bis zur größten, vorn mit aufgedrückten Wappenſchild, hängen und ſtehen ſortirt nach der Größe, dazwiſchen Trinkgefäße in der Geſtalt von Thieren und andere Spielereien. Der Boden iſt zweifarbig gepflaſtert und man merkt an der Ordnung, an dem blanken Ausſehen des Geſchirrs, daß daſſelbe nie im Gebrauch geweſen iſt. Nähere Aufſchlüſſe für das in der Schauküche Enthaltene ſoll folgendes Verzeichniß der darin befindlichen Gegenſtände vom Jahr 1494 geben.

Von allerley zin. Nemlich: 36 ſchüſſel, 10 pratteller, 10 ſaltzſchüſſelein, 51 Tiſchteller, 7 kleine Teller, 5 Saltzvaß, 31 kanndel, Ein Stendner, 2 kleine ſtentnerlein, 2 Gießvaß, alles in ain Summa wegend 3 Zentner Neundthalb vnd funftzig pfund. Item mer 4 viſchbeck, Mer 3 gießvaß, Item mer 6 plechen ſchaffel.

Von allerley meſſing geſchir. Nemlich: 22 peck, 5 gießkandel, 58 pfundt wegend. Mer ein gefalts ſtraußen Eye, 5 hangend Leuchter, 24 leucht mit korn groß und klein, 2 Morßer vnd 2 ſtrempfel, ein ſtopff pfendlein, ein ſchüſſel Ringk, ein weykeſſel, ein meſſer pecher, 2 plechen Leucht.

Von allerley kupferen geſchir. 4 keſſel zum waſſer, 4 waſchkeſſel, Ein klein keſſelein, 2 kupferne pfendlein, 2 ſchaw pfannen, 4 durchſchleg, Ein kupfferling, Ein prunhutlein, 6 kupffern hefen, 6 ſtuetzen, 2 waſſer ſtuetzen, Ein waſſer Zuber, Ein ſchopff pfendlein. Nach dieſem kommt erſt noch die lange Reihe des Eiſengeſchirrs und des Holzwerks.

Als Speiſevorrath treffen wir in dem nämlichen Hauſe: An Wein 5 eymer, 81 pfundt ſchmaltz, 3 ſchewrn Saltz, für Zwen gulden würtz, eſſig bey 10 maſſen, 7 Zucker huet, 12 Schachtel gfect. In dem hinten an den Gang anſtoßenden Zimmer, iſt die Familie des Hauſes zu treffen und ſo ſei auch dieſem ein Beſuch gewidmet. Die Mitte iſt durch einen großen Tiſch, der die Familie zur Eſſenszeit um ſich hat, eingenommen, am Fenſter ſteht der Ehrenſeſſel der Hausfrau.

Neben der Thüre macht sich ein kleiner Tisch mit einem Wasserbecken darauf bemerklich, über den an einer Rolle ein breites Tuch zum Abtrocknen hängt, Handzwehel genannt. In diesem, oder in dem anstoßenden Gemach sieht man auch ein großes, mit einem an einer Kette herabhängenden Himmel versehenes Bett, sowie auch den „Gwandkalter" Posto fassen. Auf den Gängen und allen sonstigen Plätzen placirt sich das Lieblingsmöbel, die Truhe, gefüllt mit Leinenzeug und andern nöthigen, sowie unnöthigen Sachen, eine mochte wohl auch die Apotheke der Hausfrau beherbergen. Der untere Raum im Hinterhaus diente zu Stallungen, für die nicht unbeträchtliche Zahl der Rosse. Manche sahen vorzüglich dabei auf Pracht und Geräumigkeit und werden sich jetzt wohl wenig Privatleute auftreiben lassen, die, wie Jörg Roth in Ulm dem durchreisenden Kaiser Siegismund, Stallung für 49 Pferde des kaiserlichen Gefolges im eignen Haus geben können.

Laufendes Wasser im Hofe finden wir nicht nur in allen Patrizier-, sondern auch den reicheren Kaufmannshäusern und soll die Sage der Brunnenvergiftung durch die Juden Anlaß gegeben haben, daß obige Leute sich eigne Brunnen in die Häuser bauten.

Aehnlich wie das Haus in der Stadt, nur mit etwas mehr Bequemlichkeit und Eleganz, nicht selten auch Pracht, waren die Landsitze der Patrizier ausgestattet und ohne Ausnahme so befestigt, daß bei plötzlichen Ueberrumpelungen eine Handvoll Leute für den ersten Augenblick Widerstand leisten konnte.

Doch nun auch einmal zu den lebendigen Wesen im Hause. Wie verschafften sich die Patrizier Unterhaltung? Wie verzehrten dieselben ihre Einkünfte? Wir wollen es versuchen, die Leute im Hause zu bewegen und dabei beim Familienhaupt anfangen.

Der Hausvater ist zwar durch die Stadtangelegenheiten schon ziemlich beschäftigt findet, aber doch noch Zeit um die Verwaltung seiner Güter zu überwachen, seine Chronik nachzuschreiben und was vornehmlich den Nürnbergern eigen war, Medaillen zu gießen, daher man die große Anzahl Nürnberger Medaillen findet. Sein Hauptaufenthalt ist das Arbeitszimmer im zweiten Stock. Hier sieht man

ihn viele Stunden sitzen in der gewöhnlichen schwarzen Tracht, bestehend aus anschließenden Beinkleidern, kurzen naturfarbenen Schuhen, anschließendem Wamms. Auf dem Gang zum Rathhaus hängt er den Degen um, zieht die breite Halskrause an, schlingt die goldene Kette mit dem agnus Dei um den Hals, wirft den pelzverbrämten Rock um und setzt die Mütze, oder in späterer Zeit den Hut, auf. Diese Tracht blieb sich nicht immer ganz gleich und brachte z. B. die Regierungszeit Karl V. die Mäntel mit und von eben da an scheerten sich die Patrizier das Haupthaar und ließen den Bart lang wachsen, „wie ehedem nur Kriegsleut thaten und solche, die nichts Gutes im Sinne hatten."

Daß der Patrizier häufig sich auch nach einem guten Trunk umsah, ist wohl anzunehmen, denn in jeder Stadt gab es eine eigene Trinkstube für die Herren, auf der manchmal weidlich gezecht wurde, denn im Jahre 1560 starb ein Ebner über dem Trinken, später ein Löffelholz bei einer Gastung. Auf der Herrentrinkstube traf man auch die in der Stadt anwesenden fremden Edelleute, mit denen sich nicht selten Händel entspannen. Ferner war hier trotz strenger Verbote der Platz für Geldspiele. 1568 wird zu Augsburg Christoph Gering aus dem Rath gestoßen, weil er 3 Tage zuvor im Spiel auf der Herrentrinkstube „so auf Spanisch primiren heißt" 7600 fl. baares Geld verspielte. Im Rathskeller von Dortmund verspielte der Ritter Walrave an einige Patrizier das Dorf Süddinkern, 9 Pferde und die Kleider auf dem Leibe. Im Trinken selbst verleugnete der Patrizier den Deutschen nicht, und auf den Schreibstuben und Canzleien stand nebst dem mächtigen Tintenfaß sicherlich ein noch mächtigerer Humpen. Georg Topler von Nürnberg ließ sich, was sittengeschichtlich interessant ist, vom Papst Paul III. einen Freibrief gegen das unmäßige Zutrinken geben. Im hiesigen Fünferhause wurde von Rathswegen ein Kärrnlein unterhalten, um auf der Straße liegende Betrunkene in ihre Wohnung zu fahren. Wie human gegen jetzt! Hie und da verschmähte der alte Herr auch nicht auf die Jagd zu gehen und seiner Ehehälfte ein Stück Hochwild in die Küche zu liefern. Zu besonderen Gelegenheiten z. B. hohen Gästen zu Ehren, veranstaltete man wohl

auch ein größeres Jagen, wie dies 1592 in Ulm vorkam, an dem sich auch viele auswärtige Edle und Patrizier betheiligten und das der Stadt 997 fl. kostete. In jedem Hause treffen wir daher Hunde, Stoßvögel, und Jagdgeräthe der verschiedensten Art. Auch bei den städtischen Schützengilden findet man die Herren vertreten, theils aus Liebe zur Sache, theils um durch ihre Betheiligung überhaupt die Sache zu einer allgemeinen, die Wehrkraft fördernde Beschäftigung zu machen. Bei entbrannten Fehden mußte der Patrizier wohl auch seine Rüstung umschnallen und sein Fähnlein in den Kampf führen, doch wollen wir hiehergehörige Einzelheiten auf ein Späteres aufsparen und zur Hausfrau übergehen. Hielt sich dieselbe auch Mägde, so war sie doch bei allen häuslichen Verrichtnngen zugegen und griff mit flinker Hand zu. Sie trug selbst im Hause ausgesuchte Kleidung. Ein dunkles, langabfallendes, viereckig ausgeschnittenes Kleid, ließ einen in hundert Falten gelegten und mit einem Silberkettchen geschnürten Einsatz sehen und wurde in der Hüfte durch einen Gürtel mit Goldspange, auch Edelstein geziert, zusammengehalten. Als Kopfbedeckung dienten in Nürnberg früher die Stürzen, das waren große, dicke Schleier. Im Jahre 1515 jedoch begehrten die ehrbaren Frauen vom Rath, daß er ihnen erlauben möge, die unholdseligen Stürzen abzulegen und daß sie ein anderes „Hauptgebäude", wie damals die Frauen zu Augsburg trugen, aufgesetzt bekämen. Es wurde aber als höchst naseweis angesehen, daß dem Rath solche Bitten vorgebracht wurden und die Bitte mit einem Verweis abgeschlagen. 1522 haben sie es, aber nur auf ernstliche Fürbitte des Erzherzogs Ferdinand, doch durchgesetzt und erlangten sie die Erlaubniß Bündlein tragen zu dürfen. Mit Studiren und Lesen befaßte sich die Hausfrau, sowie überhaupt der weibliche Theil der Familie sehr wenig und bestand dessen ganze Lecture in Gebetbüchern und dem Kalender. Doch sehen wir auch zur Reformationszeit Charitas Pirkheimer, die Schwester Wilibald's, als gelehrte Frau auftreten. Auf die Erziehung der weiblichen Jugend wurde nicht sonderlich viel verwendet. Die Mädchen spielten mit ihren Dockenkästen und Dockenhäusern, in denen Alles, was in eine Haushaltung gehörig, im Kleinen dargestellt war, und deren es bis zu

1000 fl. an Werth gab. Blumenmachen aus Tuch war ein Zeitvertreib der Nürnbergerinnen. Mehr wurde auf die männliche Jugend verwendet und that es hier der Patrizierstand allen andern zuvor. Die meisten Söhne studirten auf den existirenden Universitäten humaniora und bildeten sich durch Reisen weiter aus. Letztere erstreckten sich hauptsächlich auf die Handelsstadt Venedig, mit der vornehmlich Nürnberg in der intimsten Verbindung stand, und von da aus war die Route Livorno, Genua, Lyon, Straßburg und in die Niederlande gebräuchlich. Die Tracht der jungen Herren war schon etwas bunter, und klagen ernste Chronisten darüber, daß in den Städten auch „reuterische und lanzknechtische" Trachten heimisch würden. Eine allgemeine Tracht für den Patrizierstand gab es nicht, denn jede Stadt bestimmte durch die bekannten kleinmeisterlichen Kleiderordnungen bis in's kleinste Detail, was jedem Stande zukomme anzuziehen und zu benützen. So durfte in Nürnberg kein Patrizier ein Hemd, das über 6 Gulden kostete, tragen, „bey straf eines jeden tags dreier gülden." Die Halsketten durften, ohne daranhängendem Kleinod, nur 120 Gulden an Gold haben, ein Schlitten durfte nur 12 Gulden, die Ausschmückung des Pferdes dazu 25 fl. kosten. Auch in die Damengarderobe brachten diese Pfuschereien Ordnung und Gesetz, und wurde die Länge eines jeden Kleidungsstücks, die Breite der Verbrämung, die Farbe und der Stoff und sogar das Futter ganz genau bestimmt. Das Barett durfte nicht mehr als 24 Gulden Gold haben, Halsketten waren wie oben bestimmt, „armbendlein" waren zu 24 Gulden, der Gürtel zu 30 Gulden, Haarbänder zu 40 Gulden taxirt. Wenn ein Patrizierfräulein innerhalb der Gesetzesschranken blieb und nur die höchst erlaubte Summe auf ihre Ausstattung verwendete, so war es immerhin mit der Masse von Gold, Silber und Edelstein, die an ihr war, schon ein bedeutendes lebendiges Kapital.

Der Abend vereinigte öfters Familien zur Unterhaltung. Da wurde allerlei Kurzweil getrieben, getanzt und gespielt. Ein Nürnberger Spiel, das in diesen Kreisen heimisch war, ist das Fischspiel. Es gehörten hiezu ebenso viele männliche wie weibliche Mitglieder und wählte oder erhielt jede Person den Namen eines Fisches, ohne

daß diese unter sich ihre Namen wußten. Einer der bis dato abwesend war, tritt nun in den Kreis und sagt: Ich fische in meines Herrn Teich und fange mir einen Fisch, den er dabei benennt, z. B. den Hecht und muß nun, wenn der Fischer nicht verloren haben soll, der Hecht der Name eines Spielers sein. Dieser Hecht ruft: Ich bin der Fisch, worauf der Fischer nach seinem Namen fragt und von ihm den Namen eines andern Fisches, des Karpfen z. B., zur Antwort erhält. Ist einer in der Gesellschaft, der diesen Namen hat, so sagt er wieder: Ich bin der Fisch, ruft einen weitern Namen und geht dies so lange fort, bis sich der genannte Fisch nicht mehr in der Gesellschaft befindet. Wer hiebei stecken blieb, mußte Pfänder geben, die durch Tanzen, Singen ꝛc. ausgelöst wurden.

Für die jüngeren Nürnberger Herren bot die Faschingszeit durch das Schönbartlaufen, eine speciell Nürnbergische Belustigung, Vergnügen. Es wurde bei dem schon erwähnten Aufstand den Metzgern als Belohnung das Recht hiezu eingeräumt, doch fanden die jungen Patrizier, bekannt mit den Fastnachtsfreuden des Südens, so viel Gefallen daran, daß sie alljährlich den Metzgern die Erlaubniß abkauften. Die Vermummten liefen hinter einander. An der Spitze liefen einige Narren, die für den nachkommenden Zug Platz machten. Der erste im Zug, der einen Sack voll Nüsse bei sich hatte, gab den Sprößlingen Nürnbergs durch Auswerfen Gelegenheit ihre Thatenlust zu zeigen. Zuweilen ritt auch einer vor, mit einem Korb voll mit Rosenwasser gefüllten Eiern und warf dabei nach den neugierig herabsehenden Frauen und Jungfrauen und wurde jedenfalls stürmisch applaudirt, wenn das Geschoß sein richtiges Ziel erreichte. „Das hat gar schön geschmeckt, wie dann in nachfolgender Figur vor Augen gemalt ist“ bemerkt darüber ein Schönbartbuch. Die Farbe der anschließenden Kleider dabei war alle Jahre verschieden, z. B. ganz weiß mit rothen Schuhen und Handschuhen (1451), weiß mit blauem Aermel und blauen Hut (1453), halb roth, halb weiß mit weiß und rothen Flammen (1460), in Lahngold (1463). Sämmtliche Theilnehmer waren mit sogenannten Feuerkolben bewaffnet, aus denen sie blinde Schüsse gegen die Andrängenden abfeuerten. Zum Schlusse folgte

eine künstliche Hölle, in Gestalt einer Windmühle, eines Krokodils, 2c., in der ein Feuerwerk versteckt war, das unter dem Rathhaus losgebrannt wurde. Auch wurden andere von den Theilnehmern erdachte Ergötzlichkeiten, wie ein großer Teufel, der die bösen Weiber fraß, eine Kanone, daraus man heirathsfähige Mädchen schoß, ein Ofen, in dem Narren gebacken wurden, ein Narrenschiff, mit einem Kampf und Sieg der Narren über Doctoren, Teufel und Schwarzkünstler, 2c., mitgeführt. Dabei sammelten die Schönbartläufer Fische und Geld, und verzehrten das Bekommene auf der Herrentrinkstube. Der letzte Schönbart lief 1539. Der damalige Prediger Osiander war einer, der von der Kanzel herab gegen diese Lustbarkeit eiferte. Dafür wurde in diesem Jahre die Hölle in Gestalt eines Schiffes mitgeführt, worauf ein dem Osiander ähnlich gemachter Mann, mit einem Brettspiel, statt des Meßbuches in der Hand, zwischen einem Doctoren und einen Narren saß. Der gelehrte Mann ward über diese Persiflage höchlich entrüstet, die Anführer auf seine Klage hin in den Thurm gesperrt und der Schönbart verboten, wofür sich das dankbare Nürnberger Publikum bei Herrn Osiander durch die Lust des Fenstereinwerfens entschädigte.

So hatte jede Stadt für die Patrizier ihre Vergnügungen, die nach heutigen Begriffen nicht immer sonderlich schön waren und wird Niemand mehr Gefallen daran finden, wie einst die Augsburger, lebenden Gänsen im Laufe die Krägen abzureißen.

Familienfeste, besonders Hochzeiten, wurden mit besonderer Pracht begangen. Es hatte auch hierin jede Stadt ihre Gesetze, doch würde hier der Raum nicht erlauben, alle Einzelheiten aufzuführen und sollen daher nur die Nürnberger Hochzeitsgebräuche berücksichtigt werden. Stets wurde von beiden Seiten auf gutes Herkommen gesehen und wahrscheinlich auch die Geldfrage gründlich beleuchtet. Die „Lautmerung", d. h. Verlobung, fand im Hause selbst oder im Rathhaussaal unter Beisein der Verwandtschaft statt. Der Bräutigam beschenkte vor dieser Feierlichkeit die Braut mit einem Halskettlein, die Braut gab dafür einen Ring. Bei dem Handschlag durfte der Bräutigam „wie es vor Alters hero gebräuchlich" wieder goldene Armbänder, einen Jungfrauring, auch ein „Hefftlein" zum Geschenk geben. An

dem nämlichen Tage gingen die Freunde des Bräutigams zur Braut, um ihren Glückwunſch darzubringen und wurde im engern Kreiſe ein kleines Mahl veranſtaltet. Abends hoſierten die Brautleute, d. h. ſie brachten mit den Stadtpfeifern ihren Freunden ein Ständchen dar. Vor dem Hochzeittage ritten der Tanzlader mit mehreren Begleitern und dem Hengelein-Spruchſprecher in der Stadt zu den Gäſten, um ſie zur Hochzeit zu bitten. Die Eingeladenen vereinigten ſich am Hochzeitstage zum Kirchgang. Der Bräutigam wurde von 2 Knaben geführt, die mit ihm einerlei gekleidet waren, und was jedem andern verboten wurde, ſtatt einer Kopfbedeckung bekränzt. Allen patriziſchen Familien war geſtattet, ihre Bräute in einer beſondern Tracht (Kronbaut) trauen zu laſſen. Dieſelbe beſtund in einer mit Perlen beſetzten Krone, die Arme mit goldenen Ketten und Armbändern geziert Das Oberkleid iſt eine violette mit Hermelin ausgeſchlagene Schaube, das Unterkleid iſt von rothem Sammt mit Goldſtickerei. Zwei Rathsherrn in ihrer Amtstracht führen die Braut. Der Bräutigam hatte bei der Hochzeit einen beſonderen Diener, die Braut Tiſchjungfrauen Nach dem Trauungsact gingen die Brautleute in ein öffentliches Bad, worauf der Hochzeitsſchmauß begann. Gewöhnlich überließ der Rath dazu Rathhaus, Stuben und Pfeifer und ließ auch den anweſenden hohen Gäſten Wein verabreichen. Zum Schluß wurde getanzt. Von der Tanztracht der Braut ſagt das Weigel'ſche Trachtenbuch:

Zu Nürnberg, die Geſchlechter Braut,
Gehn in ein Braun Geflügeltem Kleidt,
Wann ein Tantz iſt auff dem Rathauß,
Zu nachts wann man tantzt ſonſt im Hauß,
Haben ſie Rot flügel Röck an,
Auff dem Haupt von Perlin ein Kron.
Die zwo Tiſch Junkfraw ſo Braut füren,
Thun ſich auf ſolche weiß zieren,
Mit krauſſem Har zum Abendtantz,
Vnd bloſen Halß aufm Haupt ein Krantz.

Hochzeiten von sehr vornehmen Patriziern wurden nicht selten zu einem Feste des ganzen Standes und der Stadt. So z. B. 1446 die Verheirathung des Wilhelm Löffelholz mit der jungen Wittwe Kunigunda des verstorbenen Hieronimus Ebner. Hier wurde den Brautleuten zu Ehren auf dem Markte ein großes Gesellenstechen gehalten, bei welchem 39 Helme eingeritten sind, deren jeder einen Rüstmeister, einen Stangenführer und 2 Fußknechte in seine Farbe gekleidet bei sich hatte. Die Stecher ritten sämmtlich in hohen Zeugen und führten Wappen mit Schild und Helmkleinod. Die Braut setzte den Stechern 3 Preise aus, nämlich ein „Hefftlein" (Spange) 12 fl. werth, einen goldenen Ring zu 8 fl. und einen Kranz zu 4 fl. Der Bräutigam selbst betheiligte sich am Turnier. Das „best Cleinot" gewann Conrad Haller, das zweite Berthold Volkamer, das dritte Stephan Tetzel. Dem Wilhelm Hirschvogel blieb ein Pferd todt liegen, Hans Ulstatt ritt im Gedräng einen Mann zu Tod.

Ueberhaupt gehörten diese Stechen zu den Hauptvergnügungen der kriegslustigen jungen Patrizier. Nürnberg hielt weitere Gesellenstechen 1387, 1451 und 1496, bei welchem Markgraf Friedrich an Martin Löffelholz seinen Meister fand Gerhard Scherfgen, ein Cölner Patrizier, gewann zu Trasigny den Preis unter 3000 Rittern und 1256 zu Neuß im Lanzenbrechen das Höchste In einem 1279 von den Magdeburger Geschlechtern abgehaltenen Turnier war der Preis — Sophia, ein schönes Mädchen, die ein alter Kaufherr aus Goslar heimführte. 1458 kamen 107 Geschlechter von Ulm und Nürnberg nach Augsburg und turnirten auf dem Frohnhofe. Das oben erwähnte Nürnberger Stechen weckte durch seine Pracht den Neid des Landadels, und wird dasselbe als ein Hauptgrund zum Beginn des großen markgräfischen Krieges bezeichnet, auf dessen einer Seite Markgraf Achilles mit vielen Grafen und Herren, auf der andern 32 Städte stunden. Die Städter waren wohl durch den Mangel an schwerer Reiterei im Nachtheil und würden bedeutendere Verluste erlitten haben, hätten sie nicht innerhalb der Mauern ihrer Städte Schutz gefunden. Erst als durch Frondsberg das Fußvolk im Werth stieg, gestalteten sich die Verhältnisse gleicher. Indessen ver-

kauften die Städter ihr Leben theuer und gingen ihre Anführer, großen Theils Patrizier, mit guten Beispielen voran. Die Stadtmacht bestund aus den Bürgern, gewöhnlichen Söldnern und aus Adeligen, die um Geld der Stadt Kriegsdienste leisteten. In Cöln thaten sich die Geschlechter Overstolz, Hardevust und Scherfgen im Kampfe gegen den übermüthigen Erzbischof Konrad besonders hervor; Basel theilt 1364 sein streitbares Heer in 4 Schaaren, deren jede einen patrizischen Rathsherrn zu Weisern hatte. Die größeren Kriege theilten sich gewöhnlich in kleine Fehden und war von beiden Seiten Sengen und Brennen sehr im Flor. Im Markgräfischen Krieg verbrannten die Nürnberger ihren Feinden ungefähr 200 Städtchen, Schlösser und Dörfer, dafür stand von Nürnberger Ortschaften auch nichts mehr. Offene Feldschlachten gab es von Bedeutung nur zwei, die für die Nürnberger unglückliche bei Aurach und die glückliche bei Pillenreuth. Viele Patriziernamen kommen in diesem Kriege vor. Andreas Stromer und Erhard Schürstab fallen beim Sturm auf Altdorf, Christoph Imhof wird gefangen; Niclas Groß, Erasmus Schürstab, Sebald Pfinzing werden beim Pillenreuther, Georg Geuder, Johann Pirkheimer beim Auracher Treffen genannt. Im Kriege 1349 gegen Würtemberg fielen die Patrizier Walter Ehinger von Ulm und Hieronimus Bopfinger von Nördlingen. Der Patrizier und Hauptmann des schwäbischen Städtebundes fällt ritterlich kämpfend 1372 bei Altheim.

Es wäre falsch, anzunehmen, daß die kriegführenden Parteien größere Massen von Truppen in's Feld führten. Mit dem Kriege jetziger Zeit verglichen, stellen sich die damaligen größeren Kriege, wie der markgräfliche einer zu nennen war, wie Plänkeleien einzelner loser Trupps heraus, das ist aber sicher, daß 30 Mann damaliger Zeit mehr Unheil anrichteten als jetzt ein ganzes Regiment und noch mehr. Um eine Anschauung der damals üblichen Gefechtsweise zu geben, wollen wir eine genauere Beschreibung des Pillenreuther Treffens anführen: Am Tage vor Georg 1450 ließ der mit 600 Reitern bei Schwabach lagernde Markgraf dem nürnbergischen Rath zu wissen machen, er sei Willens, die Weiher in der Gegend des Klosters

Pillenreuth zu fischen, sie sollten demnach kommen, ihm die Fische helfen fangen und verzehren. Auf diese spöttische Einladung hin, zogen die Nürnberger unter dem Befehl des Heinrich Reuß von Plauen gen Pillenreuth. Von der Anordnung des Kriegsvolks sagt eine Chronik: „Der von Plawen hat alsbald den Edlen und Mannlichen Heinrich Zenger, den Edlen Ulrich von Augspurg, Niclas Groß, Parcifalt Zenger vnd Hector Bern an die Spitzen verordnet."

„Darnach den Erbarn vnd Mannlichen Erasmas Schürstab den jüngern erfordert, dem Edlen vesten Ritter Werner von Parsberg das Panier der Stadt bevolhen vnd Sebald Pfinzing mit ailf der Erbarn (Patrizier) von Nürnberg berufen lassen. Nach diesen hat der Hauff gefolgt. Vnd nach diesen ist Franz Rumel Ritter mit 14 der Erbarn zu hinderst am ersten Haufen verordnet worden. Im andern Haufe sind 150 Reisiger Schützen, darunter viel der Erbarn gewesen, vnd über die ist N. Cadwitz zum Hauptmann beruft worden. Im dritten Haufen sind 50 Reisiger, darunter auch viel der Erbarn gewesen dem Kunz von Kauff (dem nachmaligen Prinzenräuber) zugeordnet worden. Als nu der reisig Zeug geordnet, vnd 60 Wagen zu einer Wagenburg, vber welche Hanns von Rechenberg, der ältere Haubtmann bestellt gewest, da ist das Fußvolk auch in ein ordnung gebracht vnd eine Vermanung an diese geschehen."

Markgraf Albrecht hatte einen seiner Edeln mit 20 berittenen Knechten vor dem Walde gegen die Stadt auf die Warte gestellt. Als dem Markgrafen das Anrücken der Nürnberger gemeldet wurde, überzeugte sich derselbe noch persönlich, ließ sich jedoch durch die Ueberzahl der Anrückenden, die er auf 800 Reiter und 2000 zu Fuß schätzte, nicht irre machen. Er stellte seine Leute in Ordnung, ermahnte sie tapfer zu fechten, indem sie der feindlichen Reiterei gar wohl gewachsen wären, und wenn diese einmal in die Flucht geschlagen sei, würden sie mit dem Fußvolk, daß ohnehin nicht gleich nachkommen könnte, fertig werden. Seine Untergebenen verpflichtete er, keinen Pardon zu geben, sondern alles niederzuhauen. Kunz von Kauffungen wurde mit einer Partei Armbrustschützen zum ersten Angriff beordert. Dieser aber wurde vom Feinde übel empfangen und

sein Hause getrennt; nun drang die markgräfliche Reiterei mit großem Geschrei und Trompetenschall auf die Nürnbergische, die ihr oberster Hauptmann selbst anführte, ein, wurde aber von selbiger bald zurückgetrieben, und, da indessen Kunz von Kauffungen seine Schützen wieder gesammelt und den Angriff erneuerte, völlig in Unordnung und zum Weichen gebracht. Die Reiterei setzte den Fliehenden bis an die Thore von Schwabach nach und hieb noch verschiedene an den Schranken nieder. Als Beute wurden viele Ritter und Edle, 172 Knechte, viel Geschütz, Trompeter und 200 Panzer, die Wagen, die zum Wegfahren der Fische bestimmt waren, sowie 3 Paniere in Nürnberg eingebracht.

Ueber die Wehrhaftigkeit der Nürnberger Patrizier sagt Conrad Celtes: Ihre Hausgeräthe sind reinlich, bestehen großen Theils aus Silber und Gold, doch fällt nichts mehr in das Auge als das Schwert, die Streitkolbe und die Pferde, und mancher Edelmann, der der Stadt Fehde ansagte, konnte auch handgreifliche Zeugnisse erlangen. Ließ sich ein solcher noch Mordbrennerei zu Schulden kommen, so wurde er nicht mehr als rechtlicher Feind angesehen und sein Loos war, falls er in Gefangenschaft gerieth, der Tod. Als die Basler 1373 Herlesheim mit dem Raubritter Hans Erbe eroberten, wurden von der Besatzung nicht weniger als 43 Mann gerichtet. Solche Justiz wurde sowohl durch die Wegelagerei, als auch durch die Spötterei des Adels über die sogenannten Pfefferſäcke verursacht, denn der Adel hielt es für schimpflich Handel zu treiben. In einem Spottvers heißt es:

sein sigel macht er groß und schwere
mit einem herrlichen schein
Der Adel kumpt jm here
Aus India über mere
Von Muscaten und Negelein.

Allein der Vers:

Der so zu Dantzig will ein guter Bürger heißen,
Muß beyd's, auf Kaufmannschaft und Waffen sich befleißen,

war auf alle Städte anwendbar und war also dies eine verkehrte Auffassung von Seite des Landadels. Ueberhaupt muß man vor dem patrizischen Großhändler allen Respect bekommen, wenn man von seinen großartigen Unternehmungen Kenntniß nimmt. Unter den Haupthandelsstädten sind besonders Nürnberg, Augsburg, Ulm und Straßburg zu nennen. Einer der Haupthandelswege ging nach Venedig und wurde 1268 daselbst schon ein deutsches Kaufhaus errichtet. Von Nürnberg standen besonders die Ebner und Behaim damit in Verbindung. Auch die Nürnbergischen Geschlechter der Grundherr, Hirsvogel, Mendel, Muffel, Nützel, Paumgärtner, Tucher trieben Handel. Ulman Stromer hat 1390 eine Papiermühle angelegt. Der berühmte Martin Behaim kam in Handelsgeschäften seines Hauses nach Lissabon. In Augsburg finden wir als Kaufleute die Fugger, Baumgärtner, Welser, welch letzteren die Landschaft Venezuela gehörte. Konrad Roth praktizirt 1573 eine neue Art Zucker zu sieden. Er läßt den „Saft derselben Röhr" aus Hispanien kommen, Pfeffer bezieht er aus Indien und schließt einen Contract mit dem König von Portugal, wie man sagt um 30mal 100,000 Gulden. Solche Unternehmungen zeigen, zumal in Anbetracht der damaligen Verkehrsmittel von größter Energie und Umsicht.

Wie Alles einmal seinen Culminationspunkt erreicht, so war dies auch mit dem Patrizierstande der Fall. Zumal der 30jährige Krieg erschöpfte die Cassen und konnten sich die Patrizier in ein neues Regierungssystem nicht finden. Ein gewisser Stolz auf die Verdienste der Vorfahren wurzelte immer fester, die jungen Herren studirten nicht mehr und bürgerliche Concurrenz bei Besetzung der Stellen war ausgeschlossen. Die natürliche Folge war das allmälige Sinken und Unpopulärwerden des ganzen Standes und so wurde es auch von Nürnberg, in dem Patriziat und Bürgerschaft sich immer schroffer gegenüber stellten, zum großen Theil mit Freude begrüßt, als 1806 die Uebergabe an die Krone Bayerns stattfand.

Der Jahrmarkt von Makariew,

nach Aufzeichnungen des Staatsraths Dr. Rehmann

von

Dr. Barack.

Der Jahrmarkt von Makariew war einst so bekannt, ja weltberühmt, daß die folgende ausführliche Beschreibung desselben nach der Beobachtung eines aufmerksamen Augenzeugen vielleicht geeignet ist, das Interesse der geehrten Zuhörer und Zuhörerinnen zu erregen. Zwar findet dieser Jahrmarkt jetzt nicht mehr in dem kleinern Makariew statt, sondern ist in die größere Gouvernementsstadt Nischnei-Nowgorod verpflanzt, gleichwohl hatte er, wie die folgenden Zeilen zeigen werden, schon an jenem Orte, nach einer Vorgeschichte von fast 300 Jahren, solche Dimensionen angenommen, daß unsere größten Messen dagegen nur unbedeutende kleine Märkte genannt werden können. Außerdem prägt sich das Bild von so ungeheuren Menschenmassen, unter denen das Aeußere des Ortes, der sie umfaßt, verschwindend zurücktritt, dem Auge des Beobachters weit unmittelbarer ab, das Bild selbst stellt sich weit großartiger, in seinem Werden weit wunderbarer dar, als wenn es sich aus den Mauern und Häusermassen einer großen Stadt abzuspiegeln hat.

Die Bedeutsamkeit dieses Marktes erhellt daraus, daß er der Mittelpunkt des gesammten russischen und asiatischen Verkehres ist. Die Nothwendigkeit des gegenseitigen Austausches der Erzeugnisse zweier Welttheile, die Lage des Ortes an der Wolga, auf der Hälfte des Laufes dieses Flusses, und gleichsam in der Mitte zwischen Europa und Asien, zwischen dem Süden und Norden, im Centrum des russischen

Reiches, sowie die Zeit des Jahrmarktes selbst in der Mitte des Sommers, wodurch es jedem, auch aus noch so großer Ferne Herwandernden, möglich wird, vor dem Eintritte der schlechten Jahreszeit wieder zu Hause zu sein, sind die begünstigenden Umstände, welche Makariew nach und nach zum großartigsten Sammelpunkte von Handelsleuten aus allen, selbst den entferntesten Ländern machten.

Im 16. Jahrhunderte war Kasan der Hauptort des Verkehrs zwischen Rußland und Asien. Aber schon im Jahre 1521 bestimmte der Großfürst Wassilij Joannowitsch, theils um den feindseligen Kasanern Abbruch zu thun, theils wegen der Nothwendigkeit eines allgemeinen Marktes für die untern Wolgaländer des damaligen Rußlands, Makariew, als einen vortheilhaft gelegenen Platz, zum Jahrmarktsverkehr und verbot seinen Unterthanen den Besuch des Kasan'schen Sommermarktes. Doch hielt es Anfangs schwer, die gewohnte Richtung der Asiaten auf Kasan von da ab und nach Makariew zu leiten. Ein wichtiger Hebel für das Gedeihen des Makariewer Jahrmarktes wurde die Wiederherstellung des zerstörten Klosters des hl. Makarius im Jahre 1624, indem der große Zusammenfluß frommer Wallfahrer auch dem Handelsverkehre neues Leben gab, zumal da die Mönche sich angelegen sein ließen, zur Hebung des Jahrmarktes das Ihrige beizutragen. Doch erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts hatte Makariew und das gegenüber liegende Dorf Liskowo einen nachhaltigen Ruf in der Handelswelt, der seit der Regierung Peters des Großen in dem Maße stieg, in welchem die Civilisation Rußlands selbst wuchs und die politischen Verhältnisse dieses Reiches zu den übrigen Mächten Europas und Asiens an Bedeutung gewannen, bis Makariew endlich zu einem der wichtigsten Handelsplätze Europas wurde. Im Jahre 1827 wurde jedoch der Markt, nachdem das Jahr zuvor eine Feuersbrunst den ganzen Kaufhof in Asche gelegt, und auch die neue Begrenzung des Reiches einen besser gelegenen Ort für diese Handelsversammlungen wünschenswerth gemacht hatte, nach Nischnei-Nowgorod verlegt, nachdem er in Makariew fast 3 Jahrhunderte bestanden und dort seine eigentliche Bedeutung und Größe erlangt hatte.

Makariew, am linken Ufer der Wolga, macht sowohl in Hinsicht

seiner Lage, als seines unansehnlichen Aeußern einen traurigen Contrast selbst gegen das gegenüberliegende Dorf Liskowo, indem es weit eher, als dieses, einem Dorfe gleicht und von einer Stadt überhaupt nur den Namen hat. Nur zur Zeit des Jahrmarktes verliert der Ort sein trauriges, einförmiges Ansehen, denn mit erstaunlicher Behendigkeit sieht man vor Beginn desselben eine große Menge von Bretterbuden und Bretterhäusern entstehen, die mit zum Theil recht ordentlichen Façaden zu Wirthshäusern, Theater u. dgl., und möglichst elegant mit Farben ausgeputzt und ausgeschmückt in geordneten Reihen aufgestellt werden. Diese ephemeren, wie durch ein Wunder in einigen Tagen entstandenen Gebäude verschwinden wieder alle am Schlusse des Marktes und es bleibt außer den gewöhnlichen Häusern der Einwohner nur das große, von der Krone errichtete Kaufmannsgebäude. Dieses Gebäude ist in seinem Umfange wahrhaft gigantisch und wohl das einzige, das mit solchen Kosten blos für den Zweck eines dreiwöchentlichen Gebrauches im Jahre errichtet wurde. Es liegt etwas entfernt von der Stadt auf einer sandigen Erhöhung und bildet ein ungeheures Viereck von sehr hübsch gebauten hölzernen, zweistöckigen Buden, das durch Quergebäude wieder in sechs kleinere Quarrées abgetheilt ist. Es umschließt einen großen Platz, auf welchem die Börse, ein großes, hübsches Gebäude von Holz, und ein anderes steinernes Quarrée von Buden erbaut sind. Das letztere allein ist ungefähr dreimal größer als der Petersburger Kaufhof, und besteht aus lauter kreuz und quer gezogenen Gassen, an denen die Buden liegen. Die beiden Hauptgassen sind überwölbt und erhalten ihr Licht von oben. Vor Erbauung dieses großen Kaufhofes befanden sich die Buden auf einem andern Platze, näher bei dem Kloster.

Vom Kaufhofe und dem Kloster abgesehen ist Makariew ein fast elend aussehender Ort, der, auf einem äußerst feinen Triebsande liegend, aus etwa 150 bis 200 Häusern besteht, die ohne Ordnung in zerstreuten Haufen herumliegen und hie und da durch Pfützen mit stehendem Wasser von einander getrennt sind. Nach der jährlichen Ueberschwemmung im Frühjahr bleibt nämlich in den Vertiefungen Wasser zurück, welches den Sommer über höchst nachtheilig auf die Gesundheit

der Bewohner wirken müßte, wenn der Boden nicht aus leichtem Sande bestünde, welcher die Feuchtigkeiten einschluckt und die schädlichen Ausdünstungen zum Theil zu absorbiren scheint. Man sollte glauben, daß durch die große jährliche Messe eine gewisse Wohlhabenheit unter den Einwohnern sei, man vermag solche jedoch auf keine Weise zu entdecken, indem sie weder Handel, noch Ackerbau treiben, sondern ihren Erwerb blos aus dem Vermiethen ihrer Häuser während des Jahrmarktes ziehen. Auch das Kloster bezieht einen großen Theil seiner Einkünfte vom Vermiethen der vielen Wohnungen und Gewölbe; außerdem fließen ihm manche freiwillige Geschenke von Kaufleuten zu, die solche vorzüglich am Festtage des hl. Makarius zu spenden pflegen.

Wenn man von Liskowo auf der Wolga herüberfährt nach Makariew, so fällt vor Allem auf, daß hier keine Schiffbrücke angebracht ist. Alle Waaren, die zu Lande ankommen, müssen so auf Barken, durch welche die Ueberfahrt geschieht, diesseits ein- und jenseits ausgeladen werden, wodurch auf und an dem Flusse eine überaus lärmende Geschäftigkeit und Thätigkeit entsteht. Ehe man noch nach Makariew kommt, wird dasselbe von einem dicken Staube bemerkbar gemacht, der von dem Gewühle der vielen Menschen und Pferde, die sich an den beiden Ufern herumtreiben, herkömmt. Vom Ufer aus ist man aus Mangel an Fuhrwerken gezwungen, noch über eine Werst in tiefem Sande zu waten, bis man den Platz des eigentlichen Marktes erreicht. Alle Sinne werden beschäftigt, die manigfaltigen neuen Eindrücke aufzunehmen, und doch wird es sobald nicht möglich, in dem lärmenden Gemische der verschiedenen Nationen und dem bunten Zusammenflusse aller Kunst- und Naturprodukte aus den verschiedenen Ländern, selbst Welttheilen, deutliche Bilder zu fassen. Man muß selbst sehen, um sich einen Begriff von dem ungeheuren Gewühle, von den wandelnden Menschenmassen, von den Tausenden von Pferden, Wagen und Karren zu machen, die hier auf etliche Werst im Umkreise des Städtchens die Fläche bedecken. Das Ganze liegt wie ein Chaos vor dem Auge, und doch ist es eine kleine, geordnete, nach Zwecken und bestimmten Anziehungspunkten sich bewegende Welt, wo Alles seinen bestimmten Ursprung und sein bestimmtes Ziel hat und sich an

das Ganze reihet. Das bunte Gewühl der Menschen mit den verschiedensten Trachten, das Gewirre der fremdartigen Töne der verschiedenen Sprachen, die das Ohr umsausen, läßt sich mit keiner Feder beschreiben. Die Nationen, welche sich hier in wimmelndem Gemische untereinander drängen und durchkreuzen, sind Russen aus allen Provinzen von Jakutsk bis nach Wilna, Tartaren in großer Menge, Tschuwaschen, Tscheremissen, Kalmücken, Bucharen, Griechen, Georgier, Baschkiren, Armenier und Perser; selbst Juden von der Kolonie in Astrachan; dazwischen Polen, Deutsche, Franzosen u. s. w. Auffallend ist es, daß man hier keine englischen Kaufleute trifft, die sich doch sonst überall einfinden, wo es Handel gibt. Doch haben schon manche reisende Engländer, selbst Amerikaner der Merkwürdigkeit wegen Makariew besucht. Auch polnische Juden findet man keine, die sich doch sonst überall einzuschleichen pflegen, weil sie durch das Verbot, im alten Rußland zu handeln, abgehalten werden. Die eigentlichen Westeuropäer, die Frackmenschen, spielen hier eine ziemlich untergeordnete Rolle. Die russischen Kaufleute und die Orientalen sind hier die Hauptpersonen, auch ist gewiß die Hälfte der Unterhaltung auf dem Markte zu Makariew bucharisch, armenisch oder tartarisch. Es gibt hier vorzüglich viele Kasanische Tartaren, welche die Rolle der Juden oder kleinen Mäkler spielen oder die Commissionen und Geschäfte der größern Kaufleute besorgen. Ich sah einen tartarischen Fürsten, der als Hausirer herumlief und mit Safianstiefeln handelte. Die gemeinen Tartaren vermiethen sich hier als Arbeiter und versehen die Dienste der Lastträger und Packer. Der Tagelohn beträgt Anfangs 1 Rubel 50 Kop., steigt aber bald auf 2 Rubel 50 Kop. und am Ende noch höher, besonders wenn das Beladen der Fahrzeuge zur Rückreise angeht. Ein eigenthümliches Bild gewähren diese Tartaren, wenn sie unter freiem Himmel an abgelegenen Plätzen des Ortes sich ihre Mahlzeit bereiten, indem sie in einem Feldkessel Pferde- oder Schaffleisch kochen, das sie auf der Straße aushacken und zerlegen. Um ihren Feldkessel gelagert, mitten in dem bewegten Leben eine malerische Gruppe, verzehren sie ihre einfache Mahlzeit. Zwischen diesen asiatischen Haufen und Gruppen hindurch, die sich durch Einfachheit ihres Aeußern und

ihrer Bedürfnisse auszeichnen, fahren in Menge die russischen Großen in prächtigen englischen und Petersburger Carossen oder auf eleganten Moskowischen Droschken.

Die Manigfaltigkeit der Physiognomien und der Trachten all der verschiedenen Völker bieten dem aufmerksamen Beobachter ein ebenso anziehendes und reiches Feld des Nachdenkens, als dem Statistiker und Nationalökonomen der Umtausch so verschiedener Waaren und so manigfaltiger Produkte des Fleißes, welche entweder Bedürfniß oder Gewohnheit zur Nothwendigkeit gemacht haben, eine unerschöpfliche Quelle der interessantesten Beobachtungen und Entdeckungen an die Hand gibt.

Alles, was man in der volkreichsten Handelsstadt oder in den größten und reichsten Residenzen mit vieler Mühe kaum oder oft nur mit Mühe zusammensuchen kann, findet sich hier in dem erbärmlichen Orte und wird von Kaufenden und Verkaufenden aller Nationen und aller Weltgegenden gegen Tausch und baares Geld in Umlauf gesetzt. Alles findet man hier in den krassesten Extremen, alte Lumpen und schwarze Fuchs- und Hermelinpelze, Kaviarbüchsen aus Birkenrinde und prächtige Sekretäre aus Mahagoniholz, kirgisische Filzdecken und Lyoner Atlasse, russische Segelleinwand und Kaschmir-Shawls, Glaskorallen und orientalische Perlen, Bastschuhe und englische Stiefel, tartarische Kappen und Pariser Modeartikel, Thee und Cyperwein, Pferdegeschirr und Bücher — kurz Alles, von den ersten und einfachsten Lebensbedürfnissen bis zu den feinsten und raffinirtesten Artikeln, welche der europäische und asiatische Luxus erfunden hat, und zwar all das meist in großen Massen aufgethürmt.

Die Waaren sind nach ihrer Verschiedenheit oder Verwandtschaft in besondere Budenreihen abgetheilt. Es gibt französische und asiatische Seidenbuden, englische und russische Tuchbuden, Petersburger und Moskowische Tischlerbuden mit den prächtigsten Meubeln, französische und griechische Weinlager, sibirische Pelz- und Theebuden, englische und amerikanische, chinesische, persische und ostindische Produkte; auch russische Bücherbuden, welche die Buchhändler aus Moskau hier aufstellen; denn von hier aus wird der größte Theil des östlichen

Rußlands und sogar Sibirien mit französischen und deutschen Romanen in Uebersetzung versehen. Ferner findet man hier besondere Reihen mit bucharischen, armenischen und tartarischen Buden, in denen man orientalische Seidenzeuge, Stoffe von Kameelhaaren und dergl. vorfindet. Die Tartaren von Kasan und Astrachan bringen vorzüglich gute und weit gesuchte Seife, herrlich bereitete Safiane und davon verfertigte Artikel, verschiedene geringere Pelzwerke wie kalmuckische und krimmische Felle; die Armenier die schönsten indischen Shawls in großen Partieen, allerlei persische Waaren, worunter schöne gewirkte und gedruckte Decken und Teppiche, Perlen, getrocknete Früchte, donische Weine, in besonders großer Quantität aber eine Art von Franzbranntwein, welcher in Kislac am kaspischen Meere verfertigt wird und im ganzen Innern von Rußland meist den Arak oder Rum beim Punsche und Grog ersetzt; die Georgier ebenfalls getrocknete Früchte und einige persische Produkte, Reis, Nüsse, Pistazien, auch levantinischen Kaffee. Die Griechen bringen süße Weine aus dem Archipel in großen Massen, türkischen Tabak und Pfeifen, Citronen, Datteln, Feigen und dgl. Auffallend ist es zu sehen, daß man hier sogar französische Modehändlerinnen aus Moskau und Petersburg, italienische Kupferstichhändler und Schwarzwälder Uhren trifft.

Diese Verschiedenheit der gesuchten Bedürfnisse und des Vaterlandes der Käufer und Verkäufer gibt manchmal zu den unterhaltendsten und sonderbarsten Handelsscenen Anlaß. Hier handelt ein armer Tartar mit einem ehrlichen Schwarzwälder um eine Kuckuksuhr für den Preis von einigen Rubeln, während sein Nachbar die tausend Rubel einstreicht, die ihm der mit Gold verbrämte Buchar für eine große Spieluhr mit 12 Walzen bezahlt. Dort schließt ein verschmitzter deutscher Weinhändler mit einem Griechen einen Handel auf etliche hundert Fässer griechischen und moldauischen Wein, den er gesonnen ist, nach gehöriger Bearbeitung für französische und spanische Weine zu verkaufen. Hier tauscht ein permischer Kaufmann von einem Armenier eine Hand voll Zahlperlen gegen etliche Tausend Pud Eisen ein.

Aber in all diese einzelnen Handelserscheinungen wird man erst

allmählig und durch einen lokalkundigen Führer eingeweiht. Man muß daher das große lebendige Labyrinth mehrmals besuchen und durchwandern, um sich allmählig darin zu orientiren. Beginnt man also seine Wanderung von Liskowo aus von Neuem, so findet man schon auf dem diesseitigen rechten Ufer des Flusses eine lange Reihe von größeren Bretterbuden aufgeschlagen, in und um welche ein lebhafter Eisenhandel getrieben wird. Dieser wichtige Zweig des russischen Handels ist gerade hier einer der beträchtlichsten, denn von hier aus wird ein großer Theil der europäisch-russischen Provinzen mit diesem nothwendigen Metalle versehen. Das Eisen, das man hier findet, kommt aus den Gouvernements von Wiätka und Perm, die Kama abwärts in die Wolga und auf dieser herauf bis nach Makariew. Es liegt hier an dem Ufer vor den Buden, in welchen die reichen Besitzer der Eisenminen selbst oder ihre Commissionärs sich aufhalten, wohl in der Länge einer Werst, in Haufen aufgestappelt oder zum Theil noch in den Fahrzeugen. In jeder Bude ist vielleicht für den Werth von 100,000 bis 400,000 Rubel davon vorräthig. Manchmal soll hier Eisen im Werthe von 4 - 5 Millionen Rubel vorräthig liegen. Die gewöhnlichste Form, in der es verkauft wird, ist eine ungefähr 3 Ellen lange und 3 — 4 Zoll breite und einen halben Zoll dicke Stange. Das Zeichen der Güte besteht in der Biegsamkeit dieser Stangen. Zur Probe werden jedesmal vor dem Verkaufe eine oder mehrere derselben um einen zu diesem Behufe in die Erde gerammelten starken hölzernen Pflock gebogen. Je zäher das Eisen ist, desto leichter läßt es sich biegen und desto seltener bricht es. Gegossenes Eisen sieht man außer in Gestalt von großen Töpfen und Kesseln wenig, dagegen viele dünne, eiserne, biegsame Platten, deren Verfertigung man in den Fabriken des permischen Gouvernements vorzüglich versteht. Man bedient sich derselben zur Bedeckung der Häuser, und es werden die meisten Häuser in Petersburg und Moskau mit solchen Platten belegt.

An einer andern Stelle des Ufers sieht man eine große Menge von Mühlsteinen, welche für die getraidereiche Gegend der Wolga

ein wichtiger Artikel sind und von den Landleuten für die vielen Windmühlen aufgekauft werden.

Auf einem andern Platze stehen viele tausend Karren und andere Bauernfuhrwerke zum Verkaufe aufgestellt. Auch ein Pferdemarkt wird auf dieser Seite des Flusses gehalten, der sich aus den Gestüten des umliegenden Adels, sowie den aus der Ferne hergebrachten tartarischen, kasanischen, wiätkischen und obwinskischen, nebst vielen gemeinen russischen Pferden bildet. Dieser Pferdemarkt dauert die ganze Messe hindurch; er ist übrigens nicht so zahlreich und so bedeutend als ein anderer größerer Pferdemarkt, welcher in den ersten Tagen des Monats Juli in Liskowo selbst auf einem andern Platze stattfindet.

Am Ufer liegen die Schiffe, welche große Lasten gesalzener Fische, besonders Hausen und Störe, von der untern Wolga und aus Astrachan heraufbringen. Diese Fische, die oft die Länge von 15 Spannen haben, werden nicht in Tonnen gepackt, sondern in ihrer ganzen natürlichen Größe transportirt, und gewöhnlich ist der ganze Schiffsraum damit voll gepfropft. Bei großer Hitze gehen Massen davon bald in Fäulniß über und auf manchen kann man eine Menge von Würmern sehen.

Durch das Geschrei der hier ankommenden Caravanen mit beladenen Fuhrwerken, durch das Rufen und Schreien der Schiffer beim Einladen und das Gelärme, welches aus den auch hier aufgeschlagenen Schenkbuden und Hütten der Volkstraiteurs ertönt, ist schon auf dieser Seite der Tumult fast betäubend, obschon er nur ein kleines Vorspiel des jenseitigen Gewühles und Getöses ist.

Betreten wir abermals das jenseitige linke Ufer, den Sitz der eigentlichen Messe, so sieht man hier eine drei bis vierfache Reihe von Fahrzeugen auf eine Länge von einigen Werften, welche theils entladen, theils beladen werden. Das Ufer ist mit Pferden, Menschen, Fuhren und in der Eile aus Matten oder Baumzweigen zusammengestoppelten Hütten bedeckt. Unter dem unaufhörlichen Getöse alles dessen, was die Fahrzeuge und das Ufer belebt, landet man. Gewöhnlich wird von der Polizei schon vor dem Anfange des Jahrmarktes

eine Taxe für die Ueberfahrt festgesetzt. Das Recht der Ueberfahrt ist in den Händen der Liskowo'schen Bauern.

Schon am Strande des Flusses entdeckt man einen bedeutenden Markt von gewöhnlicher Waare und Artikeln, die einen größern Raum einnehmen und theils in Hütten, theils auf langen Reihen von Wagen, theils im Freien aufgeschichtet verkauft werden. So fiel z. B. eine große von Matten verfertigte Scheune auf, in der schon mit Glas versehene Fensterrahmen nebst Verkleidung, Gesimse und Fensterläden hoch aufgethürmt lagen. Die meisten hatten nur vier Scheiben, einige auch sechs und waren theils mit nationellem Schnitzwerke, theils mit bunten Malereien verziert. Sie wurden von Bauern aus der Umgegend und von Tartaren in großer Menge aufgekauft. Ein Perser hatte zwei Wägen voll solcher Waare gekauft und fuhr damit nach Astrachan. Für denselben wurden in der gleichen Scheune 500 Stück anderer Fensterrahmen von viel größerem Formate und mit sechseckigten Scheiben verfertigt und die Einfassung roth angestrichen. Er hatte sich durchaus gemeines, grünes Glas ausbedungen. Die grellrothe Farbe, womit die Einfassungen angestrichen wurden, gab er selbst dazu her.

Außer diesen sonderbaren Fenstermagazinen steht hier eine endlose Reihe von Wagenbuden mit Holzwaaren aller Art, die auf die ersten Bedürfnisse des Lebens berechnet sind, und wovon manche in ihrer Art als Kunstwerke betrachtet werden können. Vorzüglich findet man hier die hölzernen Schüsseln und Schaalen, deren sich der russische Bauer bei seinem Mahle bedient. Alle diese Sachen sind von dem feinsten Lindenholze verfertigt, dessen Rinde schon die Millionen Matten geliefert hat, die man hier berghoch zum Verpacken aufgehäuft findet. Unter manchen interessanten Stücken kann man z. B. aus einem Blocke gedrechselte große Schaalen von 3 Schuhen im Durchmesser bewundern, die trotz der Sonnengluth, der sie ausgesetzt sind, und dem erwärmten Sande, auf dem sie stehen, auch nicht die mindesten Risse erhalten. Man findet hier Schaalen von geringerem Umfange mit Deckel, in welchen sich 30 — 40 kleinere befinden und in einander schieben lassen. Es sind dies wahre Meisterstücke von Drechslerarbeit.

Die meisten der zum Hausgeräthe gehörenden Stücke sind gelb oder braun lackirt und zum Theil von Außen mit versilberten oder vergoldeten Streifen verziert. Diese hölzernen Geschirre werden fast alle in den Dörfern des Kreises Semenow verfertigt, von wo ganze Schiffsladungen ankommen. Auch aus dem Kasan'schen Kreise kommt eine Menge solcher Holzwaaren, unter denen namentlich die aus einem Stamme ausgehöhlten Mulden oder Tröge auffallen, deren manche gerade zu als Badewannen für Erwachsene dienen könnten.

Noch sieht man hier am Ufer eine ganze Reihe gemeiner, mitunter auch zierlich gearbeiteter Kachelöfen. Von jeder Gattung steht ein Ofen als Muster ausgepackt und ausgelegt, manchmal auch aufgestellt. Sie sind sonst sehr geschickt in Körbe von dicken Ruthen gepackt, denen man es an ihrem Umfange nicht ansieht, daß sie einen ganzen großen Kachelofen und dazu noch eine Menge Stroh enthalten, welches nöthig ist, um die zerbrechliche Waare mit Sicherheit allenfalls auch auf der Axe verführen zu können.

Von welcher Seite man sich auch den Buden nähert, so erblickt man überall zuerst die Hütten der russischen Volksspeisewirthe, der Pfannenkuchenbäcker und der Branntweinverkäufer. Hier sieht man wahre Bacchanalien des russischen Pöbels, man singt, sauft und tanzt. Jede Hütte dieser Volksrestaurateurs besitzt die unversiegbaren Ucha- und Schtschih-Kessel und den ewig glühenden und schmorenden Ofen, wo Pastetchen aller Art gebacken werden. Die Gäste erhalten die Speisen in hölzernen Tellern, jeder hat sein Messer bei sich und wohl auch seinen hölzernen Löffel im Stiefel stecken. Auf besonderes Verlangen werden hölzerne Gabeln geliefert. Statt des Tischtuches wird der Tisch fleißig mit frisch abgemähtem Grase bestreut, was, besonders wenn Blumen untermischt sind, einen recht angenehmen, ländlich-festlichen Eindruck macht. Einige dieser Speisewirthe haben hinten in das Feld hinaus auch Zelte aufgeschlagen, wo man im Freien speisen kann. Doch sind diese selten besetzt, weil der gemeine Russe bei der ihm eigenen Genügsamkeit weder beim Essen noch beim Schlafen an die Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit denkt.

Vornehme russische Traiteurs haben ihre Buden und Speise-

säle, mehr in der Nähe des Marktes oder im Orte selbst an verschiedenen Stellen aufgeschlagen. Diese Gastgeber kommen mit all ihren Köchen und Aufwärtern und aller weitläufigen zu solchem Haushalt gehörenden Einrichtung aus dem über 500 Werst entfernten Moskau oder aus den nähern Gouvernements-Städten hieher und sollen außerordentlich gute Geschäfte machen. Doch gibt es kein einziges Speisehaus für den nicht nationalen europäischen Fremden, dem es schwer fällt, sich an die Eigenheit der russischen Küche und die Unreinlichkeit, welche bei diesen Traiteurs herrscht, zu gewöhnen. Auch Buden findet man aufgeschlagen, in denen den ganzen Tag über Thee und Punsch geschenkt wird, die auch nicht selten mit Billards versehen sind. Gewöhnlich sind diese leichten Erholungs- und Belustigungshäuser inwendig mit Papiertapeten verziert und sogar mit Kronleuchtern versehen.

Je mehr man in das Innere der Messe fortschreitet, desto mehr sieht man, wie hier Alles ins Große und Gigantische geht. Wenn man aber auch von Morgen bis Abends langsamen Schrittes dieses Labyrinth durchwandelt, um es ganz im Einzelnen zu studiren, so rückt man doch nur langsam in seinen Lokalkenntnissen vorwärts und jeden Augenblick kann man neue Entdeckungen machen. Von jeder Gattung von Waare ist eine ungeheure Masse vorhanden. Wollte man nur die hier befindliche Masse von Theekisten zusammenstellen, so ließen sich daraus füglich ein Paar große zweistöckige Häuser erbauen und ganz damit anfüllen. Die zwei Linien, die sich ausschließlich mit Theehandel beschäftigen, sind beinahe eine Werst lang. Hier wird nicht anders als en gros verkauft Nur an gute Freunde werden aus Gefälligkeit einzelne Kisten abgelassen. Es sind oft Theevorräthe da im Werthe von mehreren Millionen Rubel. Außer diesen gibt es noch mehrere Reihen von Specereihändlern, die Zucker, Kaffee u. dgl., auch Thee in kleineren Quantitäten verkaufen; auch in den sibirischen Buden findet man eine große Menge Thee.

Die vorzüglichsten Waarenschätze und größten Reichthümer des Marktes sind in der Regel gar nicht zur Schau ausgestellt, und Buden, die den Werth von Millionen enthalten, sind gerade dem Anscheine nach die leersten; so z. B. die Buden mit den kostbarsten

sibirischen Pelzwerken, die ganz versteckt und von dem Hauptgetümmel des Marktes entfernt liegen. Das ist der wahre Reichthum, der nicht mit äußerm Schein sich brüstet. Einige Kisten mit und ohne Matten oder mit gemeinen Teppichen bedeckt, stehen herum, und ein paar Menschen sitzen ruhig da, scheinbar unbekümmert, ob sie ihre Waare an den Mann bringen. In diesen Buden wird jeder Fremde zu jeder Tagesstunde mit Thee bewirthet, es mag ihn blos Neugierde oder Kauflust herbeigeführt haben. Ich saß auf einer Kiste und schlürfte ruhig meine Tasse Thee, als mein Begleiter mich fragte, ob ich wohl wisse, auf welch kostbarem Stuhle ich sitze. Ich gestand, daß ich nicht begreife, was er damit meine. Hierauf fragte er den Eigenthümer der Bude, wie hoch er den Inhalt dieser einzigen Kiste schätze, worauf er die Summe von 60,000 Rubel nannte. Sie war nämlich voll der kostbarsten Zobel. Ein anderer Begleiter saß auf einem kleinern, noch kostbarern Sitze, den der Kaufmann auf 100,000 Rubel anschlug, weil er mit blauen und schwarzen Füchsen angefüllt war. Außer den kleinern Pelzhändlern von Moskau und Petersburg holen hier die Türken, Griechen, Armenier und Perser ihren Bedarf in großen Quantitäten. Hier wird von keinem andern Handel, als von 70 bis 80 bis 100,000 Rubel und darüber gesprochen. Ich hörte einen dieser Kaufleute mit der größten Gleichgültigkeit und ohne alle Prahlerei, während er einem Freunde eine Tasse Thee präsentirte, diesem erzählen: „Der Gabil Murtas aus Kasan hat mir gestern ein Theilchen Felle für 120,000 Rubel abgekauft, da liegen aber noch etwa 3 oder 4 solche Partieen, und du thust mir einen großen Gefallen, wenn du mir einen Käufer dazu findest.“ Große Ruhe und Einsilbigkeit ist dasjenige, was diese sibirischen Großhändler auszeichnet, besonders wenn man sie mit der ungeheuren Beredsamkeit vergleicht, wodurch sich so manche russische Kaufleute bemerkbar machen.

Wer Gelegenheit gehabt hat, hier in den Wirthshäusern oder auch in den Hütten größere Handelsgeschäfte, die sich in der Regel zwischen 25—100,000 Rubel bewegen, abschließen zu hören, der wird bemerkt haben, daß über den Preis im Ganzen nur wenig gesprochen oder gezankt wird. Entweder war man auf der Stelle darüber einig, oder

man vereinigte sich bald um den etwaigen Rabatt. Die längsten Debatten drehten sich immer um die Zahlungstermine und um die zu leistende Sicherheit. Der Käufer proponirt gewöhnlich 12 Monate Frist, welche der Verkäufer nicht selten abschlägt. Man kommt etwa auf 8 Monate überein. Darauf werden die Bürgschaften und Wechsel proponirt und verworfen oder angenommen. Viele größere Geschäfte werden jedoch auch mit einem Jahr Frist, manche auch mit baarer Bezahlung abgeschlossen. Es ist merkwürdig, daß man bei so vielen, oft nur auf Treu und Glauben, zwischen Leuten von den verschiedensten Nationen und aus den entferntesten Gegenden, abgeschlossenen Verträgen wenig von Betrug und absichtlicher Uebervortheilung hört. Der 26. Juli ist der allgemeine Abrechnungs- und Zahltag.

Außer mit Pelzwaaren handeln die sibirischen Großhändler noch mit Thee und besonders auch mit Massen von blauem und rothem Nanking, von den Russen Kitaika genannt. Der Werth des letztern Artikels allein, der vorzugsweise zur Kleidung der russischen Bauern- und Bürgersweiber verwendet wird, beträgt gewöhnlich an zwei bis drei Millionen.

Von hier geht viel Tuch nach Asien und wird von den Kaufleuten des Orients, den Bucharen, Persern, Georgiern u. dgl. häufig aufgekauft. Ich sah einen russischen Handelsmann, welcher allein eine Lieferung von 800,000 Rubeln von diesem Artikel übernommen. Nach Persien, in die Bucharei und nach Georgien geht blos feineres Tuch, nach China das gröbere. Die Armenier und Bucharen kaufen besonders russische Leinwand in großen Quantitäten auf. Die Fabrikation derselben ist längs der ganzen Wolga ein gewöhnliches Wintergeschäft der Bauernweiber. Sie wird in sehr schmalen Stücken gewoben, ist aber sehr fest und dauerhaft.

Große Geschäfte werden auch in Leder und ungegerbten Häuten gemacht.

Aus den Fabriken von Jaroslav kommen besonders schöne und dauerhafte Metallarbeiten, Geschirre aller Art aus Kupfer, Zinn und Eisenblech. Unter diesen zeichnen sich die überall gebräuchlichen kupfer-

nen Theemaschinen von allen Dimensionen aus, die mit einer ungewöhnlichen Eleganz und Verschiedenheit der Formen ausgestattet sind. Kein unwichtiger Artikel ist das Schreibpapier, das vorzugsweise gut und in großen Quantitäten von den Jaroslav'schen Fabriken kommt.

Ein großer und äußerlich unscheinbarer Reichthum steckt in den ganz bescheiden aussehenden Perlenbuden. Sie pflegen ungeheure Schätze zu enthalten. Mit diesem Artikel, der den Lieblingsschmuck der russischen Frauen ausmacht, beschäftigen sich vorzüglich die Armenier. Da sitzt in einer bretternen, mit Matten ausgeschlagenen armseligen Bude ein Mann, der auf einem wackelichten Brette vor sich einige Bogen gelbes und blaues Papier hat, auf welchem für hunderttausend Rubel Perlen liegen, von den kleinen staubartigen bis zu den Perlen, wovon die Schnur 8—10,000 Rubel kostet. Dies scheint sehr viel, ist aber nur als eine Lockspeise zur Schau ausgelegt. Ich blieb vor der Bude eines alten, schmutzigen, armenischen Männchens stehen und bewunderte, um mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, die Schönheit und Menge seiner Perlen. „O", sagte er ganz gelassen, „mein Herr, das ist nur so als Aushängeschild hingelegt; wenn sie aber Liebhaber sind und sich darauf verstehen, so will ich Ihnen Perlen zeigen." Und nun fuhr er mit der Hand in einen alten bretternen Kasten, auf dem er saß, und holte ein Päckchen nach dem andern heraus, daß mich beinahe die Angst anwandelte. „Um's Himmels willen, für wie viel sind denn da Perlen?" „Dieses Jahr, da es denn doch nicht so recht mit dem Handel gehen will, habe ich nur für 500,000 Rubel im Einkaufspreise bei mir, bedauere aber sehr, nicht mehr mitgebracht zu haben, denn mein Nachbar da rechts, ein Grieche, der immer sehr richtig speculirt und weit mehr mitgebracht hat, hat mir schon eine tüchtige Partie abgekauft und handelt noch auf einen guten Theil." Also waren in diesen beiden elenden Hütten wohl ungefähr für 1½ Millionen Perlen. Und dieser eigentlichen Perlenbuden zählte ich eilf, die geringern ausgenommen, die neben andern Kostbarkeiten auch noch Perlen haben. Man muß die mit zerrissenen Matten tapezirten, engen und leer scheinenden Buden, sowie die lumpichten Verkäufer und dabei die Menge der kostbarsten Perlenschätze sehen, um

von dem Contraste recht ergriffen zu werden. Die gemeinen, ungleichen, nicht ganz runden Zahlperlen werden sehr häufig selbst von den wohlhabenden russischen Bauern und den Kaufleuten für den Kopfschmuck ihrer Frauen aufgekauft. Die bessern und reinern Zahlperlen gehen von hier aus zum Theil von Hand zu Hand nach Europa.

Diesen Perlenbuden gegenüber waren die Wechslerbuden. Hier liegt in 27 verschiedenen Buden die Hauptwaare des Lebens, mit der man sich alle übrigen verschaffen kann, das Geld, in Metall und Papier. Hier erblickt man geordnete Haufen von Münzen aller Art, Haufen von blauen und rothen Banknoten, von Kupfergeld, von russischen Fünf- und Zweikopekenstücken. Dukaten sind im Verkehre wenige zu sehen, obschon solche in Menge hier sind; denn sie werden als feinere Waare in Kasten gehalten. Damit aber die Orientalen wissen, wo sie zu haben sind, so hängt der Wechsler, der solche hat, einen Dukaten in einem Glasgehäuse an seinen Laden. Eine ungeheure Menge Dukaten wird jedes Jahr von Moskau und Petersburg hieher gebracht, wovon ein großer Theil nach Asien wandert und so dem immer mehr verarmenden und papiernen Europa entzogen wird. Ganz kleine silberne Kopeken, die man sonst selten im Umlauf sieht, sind hier ebenfalls, zu 120 bis 130 Rubel das Pfund, aufgeschüttet. Sie werden von Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen gekauft, die sie, wie die andern Finnen, an Schnüre gereiht für den Staatsanzug ihrer Frauen mit andern kleinen Münzen gebrauchen.

Ein Artikel, der mir auf diesem alle denkbaren Handelsartikel und Schätze enthaltenden Wundermarkte im Hinblicke auf die übrigen Kostbarkeiten zu fehlen scheint, sind, wie es mir vorkam, die Brillanten und feinern Juwelierwaaren. Wenigstens finden sich keine besondern Buden dafür, und selbst in den Silber- und Galanteriebuden, deren es mehrere Reihen gibt, ist der Vorrath an Diamanten unbedeutend. So sind auch die Silberbuden, trotz der Massen Silber, von denen sie strotzen, und so schöne Silberarbeiten man auch in Petersburg verfertigt, doch gar nicht reich an eleganter Arbeit. Sie haben nur den gewöhnlichen Vorrath von Haus- und Tischgeräthen, Messern, Gabeln, Löffeln und Beschlägen von Heiligenbildern. Unter

letzteren war beſonders eines zu ſehen, das einzig in ſeiner Art ſein mag. Es war ein ganz mit Silber- und Goldplatten von der feinſten Arbeit überzogenes Marienbild in mehr als natürlicher Größe. Der vierfache, matt und glänzend geſchliffene Strahlenkranz, der Sammt des Kleides, die Spitzengarnitur, alles war mit der höchſten Feinheit im Metalle ausgeführt. Außerdem war es überaus reich mit ſibiriſchen Amethyſten, Smaragden, Rubinen und andern Edelſteinen und ſtatt der Brillanten mit Aquamarinen beſetzt. Dieſe merkwürdige Garnitur, welche den Werth des ganzen Bildes auf 40,000 Rubel brachte, war ſo geſchickt und ſcharfſinnig eingerichtet, daß ſie ſchichtenweiſe nach Willkühr abgeſchraubt und durch andere einfachere Verzierungen erſetzt und ſo der Werth des Bildes von obiger Summe bis auf 9000 Rubel heruntergebracht werden konnte. Uebrigens war dies der einzige Beſchlag, der in den Silberbuden ſammt ſeinem Heiligenbilde ſtand. Alle übrigen Verkleidungen und Beſchläge ſtanden leer, und man mußte ſich die nackten, noch unverzierten Bilder aus einer beſondern Budenlinie holen, wo gegen 30 Buden mit Heiligenbildern aller Art, von allen Namen und allen Größen angefüllt ſind. Jene Bilder, welche zugleich Reliquien an ſich haben, ſollen eigentlich nur in den Klöſtern veräußert werden; es gibt aber auch hier in den Buden eine recht artige Menge von dieſer heiligen Contrebande. Beſonders hat man ganz kleine ſilberne und vergoldete Bilder von der bekannten ſchwarzen Emaillearbeit von Uſtjuk. Sie enthalten gewöhnlich hinten eine kleine Büchſe, in welcher ſich ein Körnchen von einer Reliquie befindet. Dieſe Bilder werden ſehr geſucht und theuer bezahlt; doch hat jedes dieſer Stücke einen Paß oder Beglaubigungsſchreiben von dem Kloſter, aus dem es kommt, damit kein Betrug mit den Heiligthümern geſchehe.

Von hier führte der Weg auch an einer Reihe höchſt reich ausgeſtatteter Uhrenmacherbuden vorbei. Es waren deren 32. Auch dieſe waren in der Eile von Brettern zuſammengezimmert, aber jeder Eigenthümer hatte geſucht, ſeine Façade ſo hübſch wie möglich zu verzieren. Dieſer Umſtand, wie die Waare ſelbſt, die größten Pendeluhren mit Bronze, die mechaniſchen Kunſtwerke, Spieluhren u. dgl.

machen diese Reihe zu einer der belebtesten und brillantesten. Hier sitzen Schwarzwälder, Russen und Franzosen und repariren die Uhren der umliegenden Provinzen, während die Flötenuhren beständig spielen und die gaffende Menge unterhalten. Diese Reihe bildet einen besondern Anziehungspunkt für die Bucharen, Armenier, Perser und andere Söhne Asiens, welche jährlich eine große Menge dieser Spieluhren und Drehorgeln und auch andere mechanische Kunstwerke um hohe Preise kaufen und in ihre Heimath bringen. An dieser Stelle kann man jederzeit eine Musterkarte der meisten anwesenden Orientalen finden, die sich hier einfinden, um sich an der Musik dieser Uhren zu ergötzen.

Im Innern des Marktes, bei den Reihen der eigentlichen Galanteriebuden, trifft man den ganzen Tag über die vorzüglichsten Fremden, sowie den russischen Landadel, der sich aus der ganzen Umgegend und den näherliegenden Gouvernements sammt seinen oft zahlreichen Familien hier versammelt. In diesen Buden sieht man alle feinern Waaren und Luxusartikel der europäischen Civilisation. Dies ist der eigentliche galante Theil des Jahrmarktes; hier wird aber auch ebenso angerufen, aufgefordert, gedungen und abgelassen, wie in den Kaufhöfen zu Petersburg und Moskau.

Interessant ist es, zu sehen, wie auch hier an der Grenze Asiens sich französische Putzhändlerinnen aus den russischen Hauptstädten einfinden und so zierlich gearbeitete Häubchen und Hüte verkaufen, als man sie selbst in Paris finden mag. Diese auf die weibliche Eitelkeit wohl berechnete Speculation bringt ihren reichlichen Gewinn. Es ist hier Ton, gegen 12 Uhr geputzt nach diesen Buden zu gehen und dort bis 2 Uhr zuzubringen. Manche Eltern vom Lande bringen ihre mannbaren Töchter hieher, um einen Bräutigam für sie auszuwittern, der sich bei dem Zusammenflusse von Fremden aus allen Provinzen des Reiches zuweilen findet, und so bringt also auch die vornehme Klasse eine Waare mit, die sie zur Schau stellt zum Tauschhandel von Herzen. Es soll selten eine Messe vergehen, wo sich nicht einige Heirathen arrangirten und nett aufgeputzte Landfräulein mit einigen Hundert Seelen Mitgabe an den Mann gebracht wurden.

Die russischen Landedelleute weit in der Runde umher versehen sich hier für das ganze Jahr mit den nöthigen Vorräthen, mit Zucker, Kaffee, Thee, Reis, Wein u. dgl., daher auch der Absatz dieser Artikel so bedeutend ist. Man kann bei diesen Buden manchmal 80—100 zwei- und vierspitzige Kutschen und Kaleschen zu gleicher Zeit stehen sehen, die auf ihre Herrschaften warten.

Unter den vorzüglicheren asiatischen Kostbarkeiten, auf welche man hier stößt, spielen die Kaschmir-Shawls unstreitig eine Hauptrolle. Sie werden in großen Päcken hieher gebracht und in Größen, die sie mehr dazu eignen, als Decke auf den Divan eines indischen Fürsten gebreitet zu werden, als die Schultern einer Schönen zu bedecken. Es gibt hier Exemplare im Werthe bis zu 8000 Rubeln.

Im Ganzen sind die Orientalen bei all ihrer Feinheit, besonders die Indier, die alle wie gutmüthige Leute aussehen, hier oft die geprellten und die Ambose, auf welchen die Hämmer der Gewinnlustigen ihr Glück zu schmieden suchen. Für die kostbaren Gegenstände des asiatischen Handels sind die Armenier die Mäkler, gewöhnlich also auch für den Shawlhandel. Es hat mit diesem Shawlkaufen eine eigene Bewandtniß, die eine Art von Geheimniß ist, hinter das aber unser Reisender zufällig gekommen, indem er einem solchen Handel von Anfang an als Zeuge, deren nach dortiger Sitte, wenn der Handel bedeutend ist, immer einige gegenwärtig sein müssen, beiwohnte. Wir hielten, erzählt er, vor einem steinernen Hause ohne Dach, das noch nicht fertig war, und wurden in einen Keller geführt, der, obgleich Bude und Wohnung eines indischen Millionärs, doch keine andern Möbel hatte, als 70—80 elegante Kisten oder Koffer, die längs der Mauer aufgeschichtet waren. Die kostbarsten Partieen Shawls werden gekauft, ohne daß der Käufer die Waare anders, als nur von oben besieht, ohne sie auseinanderzuschlagen und zu untersuchen, und doch weiß er haarscharf die Beschaffenheit jedes einzelnen Shawls. Hiezu dienen ganz genaue Register oder catalogues raisonnées, welche sich die armenischen Mäkler mit vieler Mühe aus Kaschmir, woher, wie bekannt, die besten Shawls kommen, zu verschaffen wissen, und in welchen nach der in jedem Stücke eingewebten Marke alle Tugenden

und Fehler, alle Vorzüge und Unvollkommenheiten derselben, sowie der Name der Fabrik, des Meisters, das Maß, die Art und die Anzahl der Blumen oder Palmen, die Farbe u. s. w. bis auf das geringste Detail mit der größten Genauigkeit und Treue angegeben sind. Dieses merkantilische Aktenstück in der Tasche und, wie man mit Bewunderung sehen kann, auch meist im Kopfe, wird nun die Partie gekauft, ohne besehen zu werden.

Die Art des Kaufes ist folgende: Der Käufer geht in Begleitung eines, gewöhnlich zweier Mäkler und einiger Zeugen zum Verkäufer. Man setzt sich, und nun fängt der Handel an, wobei der Käufer nie eine Silbe mit dem Verkäufer spricht. Alles geht durch die Mäkler, die unaufhörlich von einem zu dem andern rennen und jedem in die Ohren reden, wobei sie ihn jedesmal in die entfernteste Ecke des Zimmers abführen. So geht das Ding eine lange Zeit fort, bis der geforderte und der gebotene Preis so ziemlich ausgemittelt und einander so nahe gebracht sind, daß starke Hoffnung zur völligen Uebereinkunft vorhanden ist. Die Differenz pflegt indessen, da im Anfange sehr hoch gefordert wird, meist noch ziemlich bedeutend zu sein. Nun werden die Shawls hervorgeholt und jetzt erst sprechen die Handelnden mit einander. Der Verkäufer legt seine Waare aus und preist sie an. Der Käufer wirft verächtliche Blicke darauf und confrontirt nur oberflächlich die Marken und Nummern. Sobald dies geschehen ist, kommt Leben in die Scene. Der Käufer thut nun direkt ein Gebot. Der Verkäufer springt auf und läuft davon. Die Mäkler, mit Geschrei hinterdrein, bringen ihn mit Gewalt wieder zurückgeschleppt, und nun geht ein Lärmen, Schreien, Ringen, Reißen, Hin- und Herzerren los, von dem man sich kaum einen Begriff machen kann, und wobei der arme Indier gleichsam thätlich mißhandelt wird. Hat dies eine Weile gedauert und glaubt man, ihn überredet zu haben, so wird zum dritten Akt, zum Handschlag geschritten, der äußerst grotesk-komisch auszufallen pflegt. Die Mäkler bemächtigen sich der Person des Verkäufers und suchen ihn mit Gewalt dahin zu bringen, daß er in die hingehaltene offene Hand des Käufers, der mit Geschrei sein Gebot immer und immer wiederholt, einschlage. Der Indier wider-

ſetzt und wehrt ſich aus Leibeskräften, reißt ſich los, wickelt ſeine Hand in die weiten Aermel ſeines Kleides, ſchreit mit der jämmerlichſten Stimme immer ſeinen Preis. Dies dauert lange. Man geht auseinander und macht eine Pauſe, als wollte man neue Kräfte zum Kampfe ſammeln, fängt dann die Balgerei und das Schreien wieder an, bis endlich die beiden Mäkler der Hand des Verkäufers Meiſter werden und ſie trotz ſeines Sträubens in die Hand des Käufers ſchlagen. Nun iſt plötzlich die tiefſte Ruhe. Der Indier weint beinahe, unter Klagen, er ſei übervortheilt; die Mäkler wünſchen dem Käufer Glück. Und nun ſetzt man ſich nieder, um die Schlußceremonie der Uebergabe zu machen. Das Ganze iſt nichts, als eine Komödie, ohne welche es aber nicht abgeht, weil der Indier durchaus den Schein haben will, als hätte man ihn überredet und überliſtet. Iſt er zu wenig gezupft und gezerrt, iſt dabei ſein Kragen nicht zerriſſen, hat er nicht eine namhafte Quantität Rippenſtöße dabei erhalten, und iſt ſein rechter Arm nicht blau von dem Zwang zum Handſchlag, ſo reut ihn ſein Handel noch bis zum künftigen Jahrmarkt. Die Recommandation eines guten Mäklers für dieſen Handel lautet: „Er iſt ein Meiſter im Zuſammenbringen, er verſteht ſeinen Mann drei Stunden lang bis zum Schweiße zu quälen.“ Uebrigens wird von dem erſten Preiſe ſtark abgelaſſen. Bei dem Handel, deſſen Hergang hier beſchrieben wurde, war die Anfrage 230,000 Rubel, und er wurde mit 180,000 Rubel abgeſchloſſen, wobei der Indier noch den Mäklerlohn von zwei Procenten zu tragen hat.

Wir ſetzten uns nun in der Mitte des Gewölbes, Verkäufer, Käufer, Mäkler, Dolmetſcher und Zeugen, mit untergeſchlagenen Beinen auf einen herrlichen Teppich mit breiten Franzen, der zu dieſem Zwecke ausgebreitet worden war. Zuerſt wurde Gefrorenes in niedlichen chineſiſchen Schaalen herumgereicht und ſtatt Löffel kleine platte Schäufelchen von Perlmutter, an denen das obere Ende des Stiels mit einem Stein, Rubin, Smaragd u. dgl. in Silber gefaßt war, beigegeben. Nachdem dies unter Schweigen verzehrt war, gieng es an den eigentlichen Schlußhandel oder die Uebergabe. Ein Mäkler und ein Dolmetſcher erzählten die unter den beiden Handelnden getroffene

Uebereinkunft, während ein Indier die Ballen Shawls wieder hervorholte, losband und Stück für Stück auslegte. Nachdem die Zeichen an denselben noch einmal besehen und alles richtig befunden war, gurgelte man noch allerlei wegen der Zahlungstermine, und nachdem auch dieses abgethan und somit alles geordnet war, kniete die ganze Versammlung nieder, um ein Gebet zu verrichten. Es war merkwürdig, hier die verschiedenen Glaubensbekenner zu betrachten, die zum Gebete vereinigt da knieten: Indier, die das Feuer, die Sonne und Götzen anbeten, Tartaren, die ihre Sache Allah oder Muhamed anheimstellen; dann einige Perser, ein Kalmuckenoffizier, der auch als Zeuge da war, und dem Dalai Lama huldigte; ein Mohr, der, Gott weiß, welch unbekanntes Wesen verehrte; ein Armenier, ein Grusinier und Lutheraner als verschiedene Bekenner des Christenthums. Welch merkwürdiges Bild der Toleranz! Nach beendigtem Gebete, wobei der Erzähler inbrünstig den Wunsch aussprach, der Himmel möge unsere europäischen Frauen doch bald von diesem heillosen Luxusartikel befreien, wurden endlich die Waaren mit einigen Ceremonien abgeliefert und Geld und Wechsel, welch letztere Stück für Stück den ganzen Kreis der Gesellschaft durchliefen, dagegen gegeben. Nun erschien ein ungeheures, unsern Kaffeekannen ähnliches, silbernes Gefäß, das über zwei Fuß hoch sein mochte und mit allerlei ächten Steinen und Perlen besetzt war. Daraus füllte ein Mohr für jeden der Anwesenden einen Napf, der auf einem Fuß von Porzellain vor ihn hingestellt wurde. Das Getränk bestand aus Wasser, Apfelsinen, Zucker, allerlei Gewürzen und Rum. Man begrüßte sich gegenseitig und jeder leerte seine Schaale. Sobald diese ausgetrunken waren, brach alles auf und jeder gieng seine Wege.

Aber auch an Artikeln, um alle die eingekauften Waaren zu verpacken und zu verschicken, darf es nicht fehlen. So trifft man unter andern eine über eine halbe Werste lange Reihe, in welcher nichts als Kasten und Koffer von allen Gattungen und Formen zu sehen sind. Der Luxus, der hier in Verzierung dieses doch nur wegen seines innern Gehaltes geschätzten Meubels getrieben wird, geht ins Weite. Sowohl die russischen Kaufleute als die Orientalen halten gerne auch

in ihrer Heimath ihre kostbarsten Effecten in tragbaren Kisten, um sie im Falle einer Reise oder eines Brandes sogleich fortbringen zu können. Die allergemeinsten sind die mit rothem Juchtenleder überzogenen und dicht mit schmalen Streifen Eisenblechs über das Viereck beschlagenen Kleiderkasten. Dann folgen die ganz mit Eisenblech überzogenen und verschiedenartig angestrichenen Kisten. Die eigentlich eleganten Kasten aber, bestimmt, die Kostbarkeiten und die Brautschätze mancher russischen Kaufmannstochter oder orientalischen Prinzessin einzuschließen, in ihrer Art oft wahre Kunstwerke, sind zwar auch mit Eisenblech beschlagen, aber darüber mit Malereien, Vergoldung, polirtem Stahl, eingesetzten Spiegeln und dem glänzendsten Lackfirniß so reich ausstaffirt, daß durchaus noch ein Kasten von gemeinerer Art nöthig ist, um diesem als Futteral zu dienen. Mit solchen Koffers sind 98 große Buden vom Boden bis zur Decke, und noch eben so viele hinten anstoßende Waarenlager angefüllt. Jeder dieser ungefähr 2—2½ Arschinen langen Kasten enthält gewöhnlich 6—8 kleinere, die ineinander gesetzt werden. Welche Unmasse von Kasten! und doch wird gerade dieser Artikel fast alle Jahre rein aufgekauft. Die Bucharen, Tartaren, Chiwenzen, Armenier und Perser kaufen sie hundertweise. Ein so ungeheurer Verkauf dieses Artikels, der nicht eigentlich wie ein Kleid verbraucht werden kann, ist fast unbegreiflich. Außer manchen russischen Provinzen scheint sich ein großer Theil Asiens von hier mit diesem Meubel zu versehen. Ein Satz von 6 Kasten kostet (im Hundert gekauft) Nr. 1 220 Rubel, Nr. 2 180 Rubel, Nr. 3 130 Rubel u. s. w. bis auf 11 Rubel herab. Die Kasten Nr. 3 sind noch äußerst zierlich gearbeitet. In dieser Reihe werden wenige einzelne verkauft, wenigstens blicken die Kaufleute mitleidig und verächtlich auf einen solchen Käufer herab und verweisen ihn auf eine zweite, etwas geringere, aber auch noch über eine viertel Werst lange Reihe von Buden, wo Krämer die hier in Masse erstandenen Kisten en detail mit einem sehr geringen Profit verkaufen, jedoch auch noch nicht gerne anders als satzweise. Der eigentliche Einzelverkauf geschieht noch etwas weiter hinaus in den sogenannten Balangans, bretternen, mit Matten bedeckten Hütten, wo noch zwei lange Reihen mit Kisten von der einfachsten

Art aufgeschichtet sind. Am Strande des Flusses wird abermals eine große Menge von gemeinen Kisten für das Einpacken der gröbern Waaren verkauft. Alle, oder wenigstens der größte Theil und die bessere Art dieser Kisten, kommen aus Sibirien die Kama herab, und sind meist aus dem Holz der sibirischen Cedern gearbeitet, das äußerst dauerhaft und den Holzwürmern, sowie den Kleidermotten sehr zuwider sein soll.

Wenn man aus dem Mittelpunkte der Messe, aus dem innern Budenbezirk, heraustritt, so kann man leicht noch einige Stunden damit zubringen, um die Umgebung des Marktes oder die äußere Fortsetzung desselben zu besehen. Um das steinerne Gebäude, welches gleichsam das Herz dieses kaufmännischen Lebens bildet, stehen hohe zweistöckige Buden; auf diese folgen einstöckige, sehr zierlich gebaute; dann Buden, die aus Brettern zusammengefügt, dann solche, die aus Stangen errichtet und mit Baumrinde und Matten bedeckt sind; dann endlich ächte Bivouaquehütten aus Aesten und Reisern, zuletzt eine förmliche Wagenburg, die aber auch noch zu Buden benützt wird. Ein Wagen steht dicht neben dem andern und vor jedem derselben ist eine Reihe Stangen eingeschlagen, an denen eine Matte hängt. Unter dieser ist die Bude, unter dem Karren das Magazin und die Wohnung des Besitzers, während hinter dem Karren die Pferde stehen, die den Obertheil des Wagens als Krippe benützen.

Hinter dieser handelnden Wagenburg stößt man auf den beweglichen Trödelmarkt. Hier ist der Verkäufer selbst zugleich eine spazierende Bude, die oft gar wohl garnirt und behängt ist. Man sieht das sonderbarste Gemisch von Menschen und kaufbaren Gegenständen. Besonders auffallend ist auch hier die Industrie der Tartaren, die in ihren bunten, auf Shawl-Manier brodirten Hemden unter einer ungeheuren Last von Pelzen, Sommerröcken, tartarischen oder kirgisischen Kutscherröcken (**Armaki**), gewirkten und gewobenen Leibgürteln (**Kuschaki**), safianenen Stiefeln von verschiedenen Farben, bucharischen Seidentüchern u. s. w. keuchen und mehr Ursache, als alle andern haben, sich einen baldigen guten Absatz zu wünschen. Die Geduld dieser Leute ist bewunderungswürdig, für jeden Kauflustigen laden sie

ihre auf beide Schultern, Rücken und Kopf vertheilte Last ab und breiten sie aus. Diese Operation wiederholen sie vielleicht fünfzigmal, bis sie endlich etwas verkaufen, und ohne das geringste Zeichen von Ungeduld oder Mangel an Bereitwilligkeit im Ausrufen, Vorzeigen und Anpreisen ihrer Waare blicken zu lassen. Außer diesem Trödelmarkt ist auch noch ganz Makariew bis in das letzte Winkelgäßchen mit ambulirenden Verkäufern gefüllt Ueberall sieht man Tartaren und Bucharen, die alte und neue, gute und schlechte Pelze, Schlafröcke, Teppiche und Leibbinden herumtragen. Nächst ihnen gehen Hunderte von Bauernweibern herum, die ihre gröbere und feinere Hausleinwand zuerst ein paar Tage in den Gassen ausbieten und dann, wenn sie dieselbe nicht absetzen, zu den Kaufleuten auf den Markt tragen.

Hat man diese Menschen und ihre gewinnlustige Geduld bewundert, so kann man seinen Marsch außerhalb der Buden fortsetzen. Hier entdeckt man noch einige Reihen von Hütten aus Brettern und Matten, in welchen sich allerlei Handwerker für die Zeit des Marktes etablirt haben, von denen jedoch kein einziger hier zu Hause ist Den Anfang machen ungefähr dreißig Nester, in welchen nach der Angabe eines alten Mannes, der mit dazu gehörte, zwei- bis dreihundert Silberarbeiter und russische Volksjuweliere beschäftigt sind. Auf Bänken, Brettern, alten Kasten u. dgl. sind die Werktische angebracht und es wird darauf wie in der bequemsten Bude gearbeitet. Die Hauptarbeit besteht in Beschlägen und Einfassungen der Heiligenbilder, die von den Eigenthümern gebracht werden, um neue Einfassungen zu erhalten oder die alten ausbessern zu lassen. So saß z. B. ein alter Graubart vor einem halb durchgesägten Faß und verzierte mit seinen dicken Fingern äußerst sauber ein Marienbild mit großen sibirischen Amethysten, die alle wieder mit einer auf Brillantenmanier gefaßten Garnitur von Aquamarinen umgeben waren. Ueberall hat man Gelegenheit, die Geschicklichkeit und den natürlichen Verstand der gemeinen Russen zu bewundern, der mit den einfachsten Hilfsmitteln die schwersten Aufgaben löst. Ein Nagel, die Hälfte einer alten Scheere, die Spitze eines alten Messers in ein Stück Holz als Heft gesetzt — damit

leisten sie mitunter so viel, als der Künstler mit seiner Menge von englischen Zangen und Zängelchen, Grabsticheln und wie all die Instrumente heißen mögen. Interessant ist, daß die Meister dieser Silberarbeiter und Juweliere größtentheils aus einem dem Grafen Orlov gehörigen Dorfe kommen.

Die andere Seite der Gasse ist auf dieselbe Weise mit Schlossern und Büchsenschmieden besetzt, die hier gar nichts Neues arbeiten, sondern vollauf zu thun haben, alte Schlösser, Flinten und Pistolen wieder in Stand zu setzen.

Auf diese Söhne Vulkans folgt eine lange Reihe von Schuh- und Stiefelmachern, beschäftigt mit den breiten plumpen Bauernstiefeln und Bauernschuhen, wie mit den Stiefeln des städtischen Stutzers und den safianenen und seidenen Schüh'chen der zierlichsten Damen.

An diese Schuhmacherreihe schließt sich die ehrsame Schneiderzunft an. Hier wird es etwas eleganter. In den ersten Tagen des Jahrmarktes sind sie größtentheils mit Anfertigung von Ueberröcken und Pantalons aus Nanking beschäftigt, welche von den angekommenen Kaufleuten bestellt werden, um sie während des Marktes zu tragen. In 4 Stunden ist solch ein Kleidungsstück fertig und kostet mit Zeug und Arbeit 35—45 Rubel, je nachdem der Nanking feiner oder gröber ist. In einigen Schneiderwerkstätten ist man nur damit beschäftigt, alte Kleider umzuwenden und auszubessern. Röcke für russische Bauern und Kutscher werden zu Tausenden schon fertig hieher gebracht. Die Herrschaften lassen in diesen Schneiderwerkstätten gewöhnlich den Kleiderbedarf für das ganze Jahr anfertigen.

Der Gouverneur von Nischnei-Nowgorod gab der Gesandtschaft, zu der auch unser Augenzeuge gehörte, bei einem der besten Traiteurs ein glänzendes Diner, wozu der Saal mit Blumen und Zweigen prächtig verziert war und ein vortreffliches Orchester sich hören ließ. Eine Menge Volk drängte sich neugierig herbei, um uns zu sehen. Das Diner war so glänzend, als man es nur in der ersten Hauptstadt Europas hätte finden können. Nach aufgehobener Tafel gieng es ins Theater, dessen Unternehmer und Direktor ein Fürst Schikaffskoi war. Mehr, als das mittelmäßige Spiel, fesselten das Auge die

manigfaltigen, hier beſonders zu Tage tretenden Trachten, ſowie die ſtaunenden Mienen der verſchiedenen Nationen, die hier in maleriſchen Gruppen auf den Bänken herumſaßen. Gewöhnlich werden hier komiſche ruſſiſche Nationalſtücke aufgeführt, doch machen auch Schiller's Räuber und Kotzebue's Sonnenjungfrau ihr Glück. Es geſchieht wohl zuweilen, daß hier ein Tartar oder Buchar bei irgend einem Kotzebue'ſchen Lamentodrama ſeine Thränen vergießt, obwohl er den Inhalt nur aus den Geſtikulationen zu errathen vermag. Einige derſelben haben jedoch während der Aufführung einen Dolmetſcher bei ſich, der ihnen mit Geläufigkeit überſetzen muß, was droben auf der Bühne geſprochen wird. Nach der Komödie folgte ein Ballet, das Erfindung des Fürſten ſelbſt war und blos der Geſandtſchaft zu Ehren veranſtaltet wurde. Dieſe Bauerndirnen glaubten in allem Ernſt zu tanzen, indem ſie ſich auf ihren plumpen Füßen balancirten und die Hände in die Höhe hielten. Der mit der Kunſt ſeiner Untergebenen ſehr zufriedene Unternehmer verſicherte alles Ernſtes, daß dieſer Tanz d'un nouveau genre wäre. Ein ruſſiſcher Nationaltanz, der allgemein gefällt, wurde jedoch mit vieler Grazie ausgeführt. Auch andere Volksunterhaltungen und Volksſpektakel, wie Seiltänzer, Marionetten- und chineſiſche Schattenſpiele, Bajazzo's, tanzende Hunde und Affen, Wachspuppenkabinette u. dgl. fehlen natürlich nicht und finden ihr zahlreiches Publikum.

Am 25. Juli iſt das Feſt des heiligen Makarius, des Schutzpatrons von Makariew. Schon am frühen Morgen fängt das Läuten der Glocken im Kloſter an. Eine große Meſſe wird abſichtlich ganz früh gehalten, damit die Kaufleute ihr beiwohnen können und keine Minute von ihren der Speculation und dem Handel geweihten Stunden verlieren. Alſo auch die Kirche wird in ihrer Gewohnheit geſtört und richtet ſich heute nach den Schächern und Sündern, die hier nun einmal das große Wort führen. Dafür ſind ſie aber auch erkenntlich, denn der heutige Tag bringt dem Kloſter wohl 10,000 Rubel und darüber ein. Es werden deßhalb auch alle möglichen Vorkehrungen zum Einſammeln der Opfer getroffen, um den freigebigen Seelen alle Gelegenheit zum Gott gefälligen Wohlthun zu geben.

An jeder der beiden großen Eingangspforten steht unter Aufsicht zweier Mönche ein gewaltig großes, mit Gold beschlagenes Bildniß des Heiligen auf einem mit Goldstoff behängten Tisch, und vor ihm eine goldene und eine silberne Schüssel, mit Münzen aller Art belegt. Für die kupfernen Opfer steht auf der Erde eine ungeheuere blecherne Sparbüchse. Das Klippklapp der im Vorbeigehen hineingeworfenen Münzen macht eine sonderbare, den Wächtern ohne Zweifel wohlklingende Musik. Papierne Opfer in Banknoten, die sehr zahlreich sind, werden dem Pater Seckelmeister selbst in die Hand gesteckt. Dem russischen Heiligen gegenüber steht ganz unbefangen ein armenischer Makarius, der ebenfalls für seine in der Ringmauer des russischen Klosters befindliche Kirche sammelt. Ueberdies befindet sich noch im Kloster ein großes Gemach als Kapelle zum Gottesdienst für jene Grusinier eingerichtet, die weder russisch noch slavonisch verstehen. Man wird eine so große Verträglichkeit der verschiedenen Kirchen schwerlich irgendwo anders finden. Der Archimandrit des Klosters war eine der schönsten Priestergestalten, die man je sehen konnte: eine herrliche, männliche Figur mit weißem Bart und einem Anstand und einer Würde, wie man sie selten bei griechischen Priestern treffen mag. Als er beim Celebriren des Hochamtes zur Ertheilung des Segens aus der Mittelthüre des Altars hervortrat und sein himmlisches „Friede sei mit Euch" sprach, glaubte man eine verklärte Heiligengestalt zu sehen.

Der Reichthum, der in der Klosterkirche an den Altären und Heiligenbildern angebracht ist, ist staunenswürdig; sie strotzen von Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen von allen Farben und Größen, lauter Geschenke der hieher kommenden Kaufleute.

Wenn man, geblendet von diesem Glanze, heraustritt aus den Mauern des Klosters und sich dem Flusse zuwendet, so wird man von ganz andern Eindrücken ergriffen. Auf einmal sieht man sich von einer ungeheuren Menge von Bettlern umringt, die ihr Gewerbe hier wie andere Geschäftsleute gleichfalls ins Große treiben. Der Zusammenfluß und die Menge derselben ist um so auffallender, als man sonst in russischen Städten selten durch sie belästigt wird; aber

hier ſcheinen ſie während der Meſſe einen wahren Freihafen der Bettelei gefunden zu haben. Es iſt aber auch billig, daß es hier, wo Jeder das Recht und das Beſtreben hat, alle Mittel zum Gewinne ſpielen zu laſſen, auch dem Elende erlaubt ſei, die Bilder ſeiner Leiden vorzulegen und das Mitleid in Anſpruch zu nehmen. Gewöhnlich iſt der ganze Weg vom Kloſter bis zu den Buden auf beiden Seiten von ihnen beſetzt, und ſo kann man, nachdem man kaum alle Formen der menſchlichen Induſtrie und des Luxus bewundert hat, kurz darauf alle Formen des menſchlichen Elends beobachten. Man ſieht hier eine wahre Muſterkarte aller menſchlichen Leiden. Ein jeder hat die ärgſten Gebrechen, wirkliche oder künſtliche, wahre oder falſche: Geſchwüre, Beulen, Klumpfüße, Auswüchſe aller Art ſollen die Barmherzigkeit wach rufen. Man ſieht Blinde, Stumme, Taube, Lahme, ſogar ſolche, die auf allen Vieren herumkriechen. Alles wird dem Vorübergehenden künſtlich und in möglichſt vortheilhafter Stellung vorgelegt. Sie kommen aus allen Gegenden Rußlands und zwar größtentheils zu Waſſer hieher, und betteln einzeln oder theilen ſich in Compagnieen und brüderſchaftlichen Gruppen. Meiſt flehen ſie in einförmigen, traurigen Geſängen die Vorübergehenden um ein Almoſen an. Manche geben ſich nicht beſonders viel Mühe, ſondern machen's ſich bequemer. Sie legen ſich nämlich an irgend eine ſtark beſuchte Straßenecke in die brennende Sonne, ſtellen vor ſich eine kleine, braun lackirte hölzerne Schaale und, wenn es hoch kömmt, an den Rand derſelben als Fürſprecher irgend ein kleines kupfernes Heiligenbild. Damit glauben ſie alle Obliegenheiten eines honetten Bettlers erfüllt zu haben und ſuchen nicht weiter durch Bitten und Jammern den mildthätigen Sinn des Publikums anzurufen. Man kann gegen 50 ſolch phlegmatiſcher Bettler ſehen, die hinter ihrer Schaale auf dem Boden liegend den ganzen Tag aus Leibeskräften ſchnarchen und nur von Zeit zu Zeit erwachen, um ihre Opferſchaale zu leeren und Platz für neue Gaben zu machen. Am Tage des heiligen Makarius iſt eine wahre Beneficevorſtellung dieſer Supplicanten. Man verſicherte, daß Keiner den Markt verlaſſen ſoll, ohne 30 bis 50, ja bis 100 Rubel und mehr erbettelt zu haben. Man ſieht beſonders viele Blinde und

darunter vorzugsweise Tartaren und Individuen von den finnischen Stämmen. Unter den verschiedenartigen sonderbaren Krüppeln befand sich ein besonders auffallender. Es war ein Mann von ungefähr 40 Jahren, dessen Hals von außerordentlicher Länge war und dessen Kopf auf dem verlängerten Halse in beständiger Bewegung, wie auf einer beweglichen Stange schwankte und weit über die übrigen Bettlerhaufen hinausragte. Nach genauer Untersuchung fand sich, daß er drei Halswirbel über die natürliche Anzahl hatte.

Auch auf andere Weise wird dieser Jahrmarkt ausgebeutet. Es sei nur der Spieler von Profession gedacht, die hier in Menge ihr Unwesen treiben. Zwar sind die Hazardspiele verboten; da aber diese Leute gleichsam unter sich eine eng verbundene Sekte bilden, so gelingt es ihnen leicht, der Macht des Gebotes zu trotzen und der Aufsicht der Polizei zu entschlüpfen. Die Geschicktesten darunter beobachten gegen einander eine gewisse Ehrfurcht und vermeiden die Gelegenheit, einander zu schaden. Dagegen setzen sie sich oft in Verbindung und liegen in Gesellschaft auf der Lauer, bis sie einen unerfahrenen reichen Erben oder einen hypochondrischen Verschwender erwischen, der schwach und einfältig genug ist, in ihre Stricke zu gehen, denen er meist nur mit dem Verluste seiner Baarschaft wieder entkommt. Mancher hat sich hier auf diese Weise ruinirt und Summen verloren, die zu andern Zwecken bestimmt waren.

Man sieht leicht ein, daß diese Messe nicht ohne besondere Leitung und strenge Aufsicht in Ordnung gehalten werden kann. Von dem Ministerium ist daher jedesmal ein Marktdirektor, wozu gewöhnlich irgend ein höherer Beamter des Gouvernements von Nischnei-Nowgorod gewählt wird, aufgestellt. Auch findet sich fast jedesmal der Gouverneur selbst ein, um die oberste Aufsicht zu führen und bedeutende Streitigkeiten durch sein persönliches Einschreiten gütlich beizulegen.

Für die Buden, deren Vertheilung von dem Direktor des Marktes abhängt, wird eine Abgabe entrichtet. Die Summe, welche auf diese Weise der Krone eingeht, beläuft sich gewöhnlich auf

75—90,000 Rubel. Personen, die genau unterrichtet sein konnten, versicherten, daß der Werth der hieher gebrachten Waaren sich immer zwischen 70 und 100 Millionen halte. Es ist die Einrichtung getroffen, daß jeder Kaufmann den Werth der mitgebrachten Waaren anzugeben hat. Allein es ist klar, daß deren Angabe nicht als sicherer Maßstab dienen kann, da aus verschiedenen individuellen Absichten, aus Eitelkeit und Kreditsucht oder aus Furcht vor einer Taxe, der Werth höher oder geringer angegeben zu werden pflegt.

An eine ordentliche Zählung aller der Menschen, die sich hier herumtreiben, ist nicht zu denken. Die Polizei hat mehr wie genug zu thun, um nur die handelnden Kaufleute und die auf einige Zeit hieher kommenden Arbeitsleute zu registriren. Die Anzahl derer, die während der ganzen Dauer des Marktes auf solche Weise aufgeschrieben werden, beläuft sich gewöhnlich auf 80—100,000. Unter diesen sind allein gegen 30,000 Kaufleute und Commis; Gastgeber von verschiedener Art mit ihren Dienstleuten 1500—2000, Zimmerleute zum Erbauen der Buden 600—1000. Die übrigen bestehen aus Schiffsvolk, Arbeitern jeder Art und allerlei Handwerkern und Gewerbsboten von allen Nationen. Die zahlreichen Adeligen und Reisenden aus den höhern Klassen, Offiziere, Beamte u dgl. werden gar nicht aufgeschrieben. Man kann die Zahl derselben beinahe eben so hoch anschlagen. Nach der Meinung des Stadthauptmanns von Makariew kann man die Anzahl der auf den Markt sich einfindenden Gäste im Durchschnitt auf 160—170,000 ansetzen. Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß diese Anzahl nie auf einmal da ist, denn ein immerwährendes Hin- und Herwandern des Landvolks, das Kommen und Gehen der Reisenden und der Kaufleute erhalten den Markt in einer beständigen Ebbe und Fluth. Es kann die auf einmal während der Mitte der Meßzeit anwesende Zahl etwa auf 50—60,000 angegeben werden.

Zur Unterstützung der Polizei wird von der Garnison, welche in der Gouvernementsstadt liegt, gewöhnlich eine Compagnie nach Makariew beordert. Längs der äußeren Linien des Jahr-

markts steht auch noch ein Kalmückenpiquet. Es sind ungefähr 500 Mann, die in einem eigenen kleinen Lager in Filzzelten ihr Wesen treiben. Diese Art von Sicherheitswache oder reitende Polizei paßt recht gut zu dem übrigen bunten Gemische des ganzen Marktes. Die kleinen, dunkelbraunen, schmutzigen Kerle, alle wie in eine mongolische Form gegossen, mit einem Säbel und der Platte in der Hand und ein paar Pistolen in der Gurt, ganz nach Kosakenart, thun als Schildwache vortreffliche Dienste und treiben dabei auch noch einen kleinen Handel. Ihr Wachthaus ist eine förmliche Bude, wo man Pferdeleder, Stutenkäse, eine Gattung Tabak und schöne, dichte, weiße Filzdecken haben kann. Sie erstehen ihrerseits durch Tausch Leinwand, Zwirn, Branntwein und alte Kleider, besonders aber alte Knöpfe aller Art, sowie Kleinigkeiten und Zierrathen für ihre Frauen.

Ist nach mehrtägigem Verweilen auf dem Markte der Reiz der Neuheit sowie die Spannung der ersten Ueberraschung vorüber und fängt man an, auf die Menge der äußern Eindrücke wieder an sich selbst zu denken, so wird mancher ernste Beobachter mitten in der unzählbaren Menschenmasse doch von dem Gefühle des Alleinseins ergriffen. Es kehrt eine eigene Stimmung in ihm ein, wenn er sich an einem Orte sieht, wo von all den Anwesenden auch nicht Einer da zu Hause ist. Alle sind wandernde Gäste, alle stehen mit dem einen Fuße schon wieder in dem Reisewagen. Selbst der Speisewirth wartet nur, bis der letzte Gast hinausgeht, um sein Haus abzubrechen, seinen Bündel zu schnüren und Gott weiß wohin zu ziehen. In wenigen Tagen ist hier Niemand mehr, Alles ist öde und leer, der Wind hat die Spuren, wo Häuser standen, wo gegessen, getrunken und gejubelt wurde, mit Sand verweht. Tausende zogen her und kein freundlicher Gruß empfing sie, Tausende ziehen fort und keinen begleitet ein herzliches Lebewohl. Aus allen Weltgegenden eilen die Leute hieher, mit der Hoffnung auf Gewinn und der Furcht vor Verlust im Herzen, und da ist dann des Treibens und Trabens, Stoßens und Drängens, Erschnappens und Erlistens kein Ende. So treiben sie's drei Wochen lang von Mor-

gen bis Abend, im Herzen kaum ein anderes Gefühl und einen andern Gedanken, als die Frage, „wie viel Prozente?“ Alle Gesichter sehen aus wie Zählbretter und Rechentafeln. Wirklich froh und luſtig ſieht man hier außer den betrunkenen Bauern Niemand. Endlich hat das Spiel ein Ende, und dieſe Menſchen, die ſich bei ihrem wechſelſeitigen Erwerb ſo fremd blieben, ſich an keine Seele hängten, fliegen ohne Abſchied auseinander, nach Konſtantinopel oder Petersburg, nach Irkutzk oder Warſchau, nach Taſchkent und Jspahan oder Riga und Hamburg.

Ein unterbrochener Ball.

Tagebuchblätter

von

Friedrich Knapp.

Motto: Man wandelt nicht ungestraft
unter den Palmen!

Walther und Felix, die Unzertrennlichen, sobald es ihnen das launige Schicksal erlaubte, Jungdeutschlands Orest und Pylades, der Eine als Maler, der Andere als Kaufmann bemüht, auf Cuba und zunächst in dessen prächtiger Hauptstadt Havana das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, saßen eines schönen Abends in des Letzteren Stammzelt, um bei einer Flasche San Vincente gemüthlich zu plaudern. Das Gespräch drehte sich um climatische Verhältnisse unter den Tropen, Erdbeben, vulkanische Bewegungen und dergleichen. Felix heute so redselig wie selten ergriff eben das Wort, während Walther, die lauschende Behaglichkeit selbst, sich im Schaukelstuhl zurecht reckelte und seine vierte Cigarre anzündete. Felix begann: „Du wirst schon manches von der Gottesgeißel gehört haben, welche unsere Insel im Oktober 1846 heimgesucht und Havana beinahe über den Haufen geworfen?“

„„Schon gelesen und verdaut im Büchlein, das jener Don Pepe vom Faro industrial zum Besten der Armen herausgegeben.““

„Kannst's noch einmal hören! Damals wohnte ich unweit der Plaza de Vapor, wo voriges Jahr die Holzlager abbrannten, in einem hübschen Alto, das wie ein Thurm die umliegenden Häuser beherrschte.

Adolph, dein Nebenbuhler in Appelles Kunst, war vom Lande zurück und wir hatten eben den Bienenverein zu gründen beschlossen, um dem deutschen Element in literarischer Hinsicht auch im fernen Westen Geltung zu verschaffen. — Es war am 9. Oktober, Nachts 11 Uhr, als der unstäte Maler und ich beisammensaßen auf dieser Stelle, einen Grog brauten und über die bangen Weissagungen spotteten, die auf den kommenden Tag des heil. Franz von Borgia große Dinge kündeten, als da sind: ein jüngstes Gericht im Kleinen, so ein Weltuntergängchen und Adolph rezitirte ein Stück Predigt, die am Brigittentag ein Carmeliter hielt, worin der Unbeschuhete (ich glaube er hatte es aus guter Quelle) gegen die Sündhaftigkeit der hiesigen Christenheit donnerte; an einer Stelle sagte er, es werde der heilige Franz von Borgia seinen Knotenstrick von der Hüfte nesteln und damit die Frevler an Gottes Wort und Gesetz tüchtig durchbläuen."

„„Wer aber in aller Welt hat denn diese heiligen Männer zu Constablern göttlicher Gerechtigkeit ernannt?""

„Das kommt, weil die meisten bis jetzt bekannter Orkane auf den 4. bis 16. Oktober, genau nach dem Gesetz der Stürme fielen, und nicht nur die unterste Schichte der Gesellschaft glaubt steif und fest, daß der Zorn des heil. Franz, Bruno bis zum Evangelisten Lukas hinab die gedachten Ereignisse herbeiführt." Nun freuten wir uns auf den folgenden Tag, den wir in seiner ganzen Festglorie genießen wollten, denn als der Landesmutter Geburtstag durfte es an Paraden und Musiken nicht fehlen. — Am andern Morgen ward ich bei Don Pancho, dem lustigen alten Zuckermäckler zu Frühstück geladen, um seinen Namenstag im Familienkreis mitfeiern zu helfen. Bei dieser Gelegenheit kam die erwähnte Kanzelkirabe zur Sprache und nachdem der Hausherr seiner Frau und Töchter Angst weislich belacht, erwähnte er, daß gerade auf dieses Jahr alle Wetterzeichen einen sehr gelinden Oktober vorausgesagt und man ganz unbesorgt sein könne. In der That war es den ganzen Tag über stille, kein Lüftchen wehte und ich kann nichts von einem seltsamen Vorgefühl sagen, welches andere Sterbliche gehabt haben wollen. Im Gegentheile tafelten wir, an acht gute Freunde, in der damals berühmten Fonda „zum fröhlichen Tauben-

ſchlag“ — und ſpazierten darauf ziemlich begeiſtert auf dem ſehr beſuchten Prado umher, wo wir die dort ſtatthabende Truppenmuſterung reichlich mit Randgloſſen behängten. Abends waren Adolph, einige weitere Genoſſen und ich bei Don Pancho zu Gaſt geladen und unſere Gemüther heiter und guter Dinge.“

„„Aber beſter Felix! was hat dieß Alles mit dem Orkan zu ſchaffen?““

„Du ſollſt's zur Genüge erfahren, wie bald uns Fröhliche der ſchreckliche Knotenſtrick des heil. Franz geißelte. Aus Morgen und Abend ward ein Tag und bei deſſen Reigen wimmelten bald die gaſtlichen Räume unſeres Freundes, denn er war gut und reich und ſeine Gäſte eilten nicht allein des Tanzes und Schmauſes wegen dahin. Die geöffneten Thore ſpendeten Licht und Feſtgemurmel. Die Nachbarn traten gaffend und kritiſirend an die Fenſter, die Gitter der Halle waren ſelbſt mit den traditionellen Guirlanden ungezogener Neger- und Mulattenjungen behängt und umklettert und würdig zogen Dame und Cavalier im Feierkleid in Terpſichorens geweihten Tempel ein. Reiche Stoffe rauſchten, Fächer klapperten, man wisperte, plauderte, lachte unter ſich im Frauenzimmer, das ſtärkere Geſchlecht ſchaarte ſich wie ein Bienenſchwarm um die Saalpforten, um ihre Blicke wandeln zu laſſen gleich muthwilligen Faltern auf den bunten, ſchwankenden Tulpen und Narziſſen der Antillen. Deutſchland und Spanien, Cuba und Frankreich, ja das ſtolze Albion und ſeine emanzipirten Töchter, die United States hatten ihre Tänzer geſtellt. Man kam, ward vorgeſtellt, begrüßte ſich und der würdige Gaſtfreund braute ſelbſt Bull, das beliebte Getränk, daß es eine Luſt war, es brodelte, ziſchte, knallte, duftete und klang und war ein großes Getümmel.

„„Nun der Orkan?““ —

„Der Klavierſpieler, willſt du ſagen, ja der kam, ſetzte ſich gravitätiſch vor's Piano, rieb ſich die Hände, zog das kölniſch duftende Sacktuch, ſpuckte hinein, ſchob es in die Seitentaſche, ſchüttelte die Manſchetten und begann ſein munteres Spiel. Mit ihm fing das Engagiren, Bitten, Haranguiren, Unſinn ſchwätzen und Capituliren an, ſo daß ein guter Theil des jungen Volkes noch im Vorpoſtengeplänkel

begriffen war, während Kühnere ſchon ihre Damen entführt und ſich zur Kette angeſtellt hatten. — Der Tanz ging los! —

Es liegt in der cubaniſchen Danza, wenn ſie anſtändig und mit einem ſympathiſirenden Mädchen getanzt wird, unnennbarer Reiz. So auf- und abzuſchweben, ſich zu drehen und wieder zu raſten im traulichen Geplauder, kann einem ſonſt kühlen Tänzer das Feuer der Begeiſterung durch alle Pulſe jagen, einem Schwärmer aber den Kopf völlig verdrehen. Die Töchter der Antillen ſind in ihrem Blüthenalter von 11 bis 16 Jahren meiſtens äußerſt lieblich, während ihres Nationaltanzes aber unnachahmlich. Das kokette Wiegen, das leichte Dahinſchweben, das reizende Schwanken beim Spaziergang und das bezaubernde, hirnberückende, plötzliche Hemmen des Schrittes ...."

„„Hab Erbarmen Felix!"" —

„In aller Bälde! Vergib mir, aber die Erinnerung an jenen Ballabend reißt mich hin ... Die Muſik ſchwieg eben, es war der ſchalkhafte Liebling der Habaneras, der Cocoyé angeſtimmt, da brauſte es den Prado herauf wie eine wilde Jagd, Gerenne, Geheul, Schreien, Fluchen und Hetzen, der Ataja geſpenſtiſches Treiben zog wie ein Phantom am Hauſe vorbei mit ihren eigenthümlichen Scenen; ein ertappter Dieb machte ſich flüchtig und die Menge ſtürzt dem Vogelfreien nach, ihn zu haſchen, kein Mittel wird verſchmäht, ſeine Flucht zu hindern, die Thüren ſchließen ſich vor ihm, Riemſchlingen, ja Meſſer und Steine fliegen ihm nach, Hunde klaffen auf ſeine Ferſen, vorbei zog die Meute und hallte recht barbariſch in unſer geſittetes Ballfeſt hinein, doch ward der Eindruck bald von den Tönen eines Lieblingstanzes, des Marques de Caravaca verdrängt. Deſſen Text (und jede Danza hat ihren eigenen) beginnt: Quita, quita la casaca (Deines Frackes Dich entledige) wäre gerne von den Tänzern wörtlich genommen worden, denn die Schwüle war groß. — So ging es fort, Tanz auf Tanz. — Da! — man wiegte ſich eben auf den Tonwellen des: Dame un besito Caramba! (Gib mir ein Küßchen, beim Teufel!) praſſelte plötzlich ein Regenguß herab, der ſeines Gleichen ſuchte; ſämmtliche Galane ſtürzten ſich gegen Laden und Thüre, die Geflüchteten unter Kichern und Scherzen nach den Wohnzimmern, wo ſie ſich zuſammen-

drängten, wie jene symbolischen Thierchen der Unschuld, deren Veredlung Leipzig und Berlin seinen Wollmarkt verdankt."

„„Aha, jetzt geht es schon lebhafter zu!""

„Folglich! — Der Regen dauerte bis ½ 9 Uhr in voller Glorie, nun aber begleitet von einer athmosphärischen Batterie, mit der Aeolus, der alte Artilleriegeneral einen andern Tanz aufspielen ließ. Aehnliche Windstöße habe ich seitdem nicht erlebt und es ward uns Allen etwas ernsthaft zu Muthe. Don Panchos Haus lag am Prado frisch bestrichen vom Seewind und obwohl es stark und fest gebaut, noch doppelt so starken Mauerbrechern widerstehen konnte, hatten doch unsere Tänzerinnen sehr Angst und schon hörte man hie und da Ausrufe: Madre santisima, Maria purisima, Virgen de Misericordia! — Fort und fort strömte der Regen, donnerten die Windstöße und der Hausherr, immer heiterer Laune, vertheilte uns Springinsfelde an die verschiedenen Pforten und Fenster als Beobachter. Wir hatten Nord-Ost und Don Pancho, bei dessen Zunahme sehr Angst um seines Bruders Familie willen, die in der Lazaruslandstraße, dicht an der Küste wohnte. Er besah den Barometer und ward plötzlich sehr ernst und still, wie er mir später gestand, hatte ihn das bedenkliche Fallen des Queckfilbers verwirrt. Das ist ein merkwürdiges Ereigniß! sagte er von Zeit zu Zeit vor sich hin und ließ noch mehr Spreizhölzer anbringen." —

„Um 11 Uhr (kein Mensch dachte an's Fortgehen) erklärte sich sich der Orkan, der eine mehrstündige Todesangst auf uns herabbeschwor und ich hätte jetzt jene unbeschuhte Unglückseule für ihre eingetroffene Prophezeihung durchprügeln mögen. Finsterniß herrschte überall, der Wind stöhnte jammervoll und seine Stöße donnerten wie wohlgezielte Kernschüsse gegen Thor und Laden. Da vernahm man ganz in der Nähe schreckliches Krachen, es mußte ein Haus abgedacht worden sein, denn gleichzeitig flog ein Granatenschauer an die Hausfronte und prasselte daran ab wie zertrümmerte Backsteine. Im Nebenzimmer betete man laut, unser Hauswirth begann die Hände zu ringen und um seinen Bruder zu jammern. — Von der Ferne scholl dumpfes Getöse, das man wohl aus dem allgemeinen Durcheinander unterscheiden

konnte, namentlich das hohle Brauſen der See, auf der es arg kochen mochte. In der Bay lagen 300 Segel- und 22 größere und kleinere Dampfſchiffe und es war eine rauhe Wiege, in der ſie geſchaukelt wurden!“ —

„So waren wir bis 3 Uhr Morgens des 11. Oktober abwechslungsweiſe in Saal und Hof, da und dort Stützen nachſchiebend und befeſtigend, tröſtend und uns ſelbſt guten Muth zuſprechend.“

„„Und Adolph beſchäftigte ſich wohl auf ſeine Weiſe?““ —

„Sollſt's erfahren. Bald nach 1 Uhr, während in der ganzen Natur alles ächzte und zum wilden Kampfe entfeſſelte Elemente im dunklen Raume draußen umhertobten, vermißten wir ihn und Enjambre, den Zeichenlehrer; — wir ſuchten aller Orten und erfuhren, daß ſie durch eine im Stall geöffnete Lucke über das dahinten liegende Holzmagazin geklettert ſeien. So viel wußte der Koch. — Wir ſahen einander an, — da Enjambre, Schwiegerſohn in spe von Don Pedro, dem Haupt der in San Lazaro wohnenden Familie und intimer Freund unſeres lieben Wagehalſes war, ſo ſchloſſen wir, daß beide einen Spähezug nach dem bedrohten Hauſe unternommen. Don Pancho lieſen große Thränen über die Backen und er rief: Die Armen gehen zu Grund, ſie haben ſich geopfert! — Wir tröſteten, wie es eben ging, beides, Männlein und Weiblein, letztere durch die Vorhänge, und dahinter war eitel Heulen und Zähneklappern, was uns nicht wunderte, denn das Aechzen des Windes, das dumpfe Murren der See, das Praſſeln der an das Haus geſchleuderten Regenmaſſen, die, wie wir ſpäter erfuhren, jenen Wellenbergen angehörten, die ununterbrochen vom Puntafort links und der Bay rechts wie wandelnde Mauern ſich tief ins Innere der Vorſtädte wälzten, dieß zuſammen bot ein unbeſchreibliches Tonchaos. — Noch hatten wir keine Kunde von Außen her, konnten uns daher auch keinen Begriff von der Noth derer machen, die der Wuth der Elemente mehr ausgeſetzt waren. Um das Schickſal unſerer kühnen Freunde waren wir beſorgt, denn der Heidenſcandal griff uns eiskalt ins Herz. Wir ſuchten uns durch Leſen, Plaudern zu zerſtreuen, wurden aber von dem Toben wieder in die ungaſtliche Wirklichkeit hineingezerrt. Nicht für uns zitterten

wir innerhalb starker Wände, aber der Jammer derer, die an der Küste wohnen, derer, die in der Bay auf von Anker getriebenen Fahrzeugen, einander zerschmetternd umherwogen — der mögliche Untergang so mancher treuen Seele, schnitt tief in unser Inneres. — Wehmüthig gedachte ich der schönen Morgen am Strande, wo wir uns beim Muschelsuchen, Skizziren u. dergl. ergötzten und wo jetzt die Schrecken der Vernichtung in furchtbarer Majestät thronten. Dazu die tiefe Dunkelheit, der ohrenzerreißende Lärm, das schauervolle Stöhnen des Windes, das Getöse abgedachter Gebäude in der Nachbarschaft, das Erzittern der eigenen Wohnung, das Dröhnen der Thore, Fenster, Läden und Decken und der tausend Gegenstände, die hoch in der Luft hadernd einander zersplitterten, war unbeschreiblich erschütternd. Was mußten unsere Genossen alles wagen, am Ziel vielleicht ein Wellengrab, denn dorten, der Straße San Lazaro entlang, konnte kein Haus mehr stehen. — Don Pancho, der so heiter erwacht, so köstlich gefrühstückt, so stattlich getafelt und Abends gar etwas getanzt, saß uns gegenüber im Sopha mit stierem Blick und hängenden Armen, als hätte ihn der Schlag gerührt. — Wir selbst im hermetisch geschlossenen Saale, im Ballanzug mit aufgestülpten nassen Beinkleidern, triefenden Fräcken und verschobenen Halsbinden mochten nicht tröstlicher aussehen, in den Nebenzimmern Beten, Schluchzen und Trösten, kein Humor mehr, und die Stunden krochen bleiern dahin. —

„Da wurden wir plötzlich aus unserem starren Schweigen aufgeschreckt; großer Jammer, wie der vieler Menschen, durchzog die Luft schneidend, wie das Schwert des Gerichts; man pochte an der Pforte, man bat um Gottes Willen. Das Getöse des Sturmes nahm zu... wir zauderten... Doch als ob der Himmel selbst jenen ohnmächtigen Bitten Nachdruck geben wollte, setzte er seine gewaltigen Mauerbrecher an die Riegel der doppelgestützten Pforte, daß sie sich bog wie eine spanische Wand; der Calesero, der Koch und noch Einige wollten neue Balken anlegen, da kam der Sturm geschossen, das Thor flog auf, die Neger prallten, stürzten zurück und mit Wind- und Wasserwogen kamen zerfetzte, bleiche Menschen herein; zum Glück gelang es unseren vereinten Bemühungen zu schließen und kehrten wie alle, durchnäßt

wie Mäuse und den am Beine bedeutend verletzten Kutscher in der Mitte führend, wie ein Häuflein Belagerter nach einem abgeschlagenen Ausfall zurück. Mit uns 3 Töchter von Don Pedro, eine Mulattin, 2 alte Neger, ein heulender Negerjunge und endlich der wackere Zeichnenlehrer. Wir fragten nach Adolph und den Andern, man wußte nur, daß Ersteren mit einem Theil der Familie versuchte, nach der höher gelegenen Vorstadt zu gelangen. Die Töchter Don Pedro's vermehrten mit ihren Schilderungen den panischen Schrecken unter den geängstigten Mädchen, welche zu tanzen kamen und einen so traurigen Kehraus erlebten. Mit großer Theilnahme hörten wir Isabelita von der Verwirrung erzählen, mit welcher ganze Familien, gleich der Ihrigen, ihre Häuser verließen und flüchteten, währenddem jene Mauer stürzte, dieses Dach aufflog und die Leute durch die Straßen eilten, ohne der breiten Wellen zu achten, welche die See herbeischleuderte und vom Himmel als Gießbäche stürzten; denn der Regen war mit salziger Meeresfluth vermischt und peitschte Gesicht und Glieder blutig. —

So ging es bis zum Morgen fort, den ich eine fortgesetzte Nacht nennen möchte, denn der bleifarbene, unendlich lastende Himmel drückte herab. Doch ein Trost ward uns: Ein abgesandter, stämmiger Aethiope, welchen der mit dem Rest seiner Familie in Sicherheit geborgene Don Pedro nach seines Bruders Haus abgefertigt, wußte sich triefend von Schlammwasser, Eingang zu verschaffen und zwar mit den beruhigendsten Nachrichten von den Geflüchteten, auch von Adolph und machte sich mittelst einiger Gläser Catalanwein ermuthigt, auf den Rückweg, um den ängstlich harrenden Eltern Trost über die Ihrigen zu bringen. So ward es nun allmählig Tag und ließ auch gleich die Wuth des Orkans nicht nach, so war es doch etwas heller, verstörte Mädchengesichter kamen zum Vorschein und der Hausherr, dessen Humor mit der Helle wuchs, gab Befehl zu einem recht tüchtigen Frühstück, um nach so unheimlicher Nacht die beinahe abhanden gekommenen Körper- und Geisteskräfte wieder zu sammeln und begann mit einem guten feurigen Jerez, der uns allen frischen Muth verlieh. Hörte auch das Lärmen nicht auf, so sah man doch zum Mindesten, daß das Ding seinen höchsten Grad erreicht, ja, es gab Pausen, wo

wir glaubten, etwa ein Fenster zu öffnen, oder einen Ausflug wagen zu können, allein verdoppelte Sturmkolonnen von Wind und Waſſer wieſen unſere Verſuche oft ſehr unſanft zurück. Während einer dieſer Pauſen klopfte es, das mit Vorſicht geöffnete Thor ließ zu aller Freude unſern Adolph ein. Er war für uns Noahs Taube und von unſerer Neugierde, wie es denn außen gehe, weidlich in Anſpruch genommen. Er kam von den bedrohteſten Punkten und wie er ſagte, ſtand bei ihm der Entſchluß feſt, dieſen Orkan recht con amore zu ſtudiren, bis ihn ein gebieteriſches „Nicht weiter!“ zwang, gaſtlichere Scenen aufzuſuchen. In des trefflichen Hausfreundes weichſten Schlafrock gehüllt, von Erſterem auf's Rührendſte gepflegt, ja geplagt, theilte uns Adolph in Kürze mit, was er geſehen und an Kunde geſammelt hatte.

Auf der See, im Hafen, innerhalb der Stadt und an den Küſten ſollte bis jetzt der Schaden ungeheuer ſein; er ſah große Schiffe auf den Strand geſchleudert, auf der **Plaza de armas** ſollten Boote und Schiffstrümmer in Haufen liegen, die **Alameda de Paula**, ein namhafter Spaziergang mit kieloben übereinander geſchichteten Fregatten und Briggs eingedämmt, der Thurm von **San Anjel** eingeſtürzt, das Kloſter der heil. Thereſe zertrümmert ſein. — Auf dem Prado lagen die ſchönſten Palmen, Ahorne und weſtindiſchen Eichen (**seibas**) wie zerknickte Rohre und das Schlimmſte fürchtete man für die vielen Fahrzeuge im Hafen, die größtentheils reiche Güter geladen hatten. Der Verluſt an Menſchenleben ſollte jetzt ſchon ſehr groß ſein. — Während dieſer Erzählung hatte ſich jedoch auch der Orkan gebrochen, raſch, wie er gekommen, entfernte er ſich auf ſauſenden Schwingen und ließ Verwüſtung und Trauer hinter ſich, Vernichtung bezeichnete den Weg, den er quer über die Inſel genommen.

Nach dem Frühſtück und den Verſuchen, die in Unordnung gerathenen Anzüge beſtens zu ordnen, kamen Abgeſandte aller Familien, deren Töchter wie Angehörige unter **Don Panchos** Gäſten waren; es leerte ſich die Halle und eine Stunde ſpäter beſuchten wir ſelbſt die Stätten, deren Gräuel bald eine warme Sonne zu mildern ſuchte.

Straßen und Wege waren mit klagenden Menſchen bedeckt, dieſe

ſuchten, jene fragten, manche beweinten ſchon den gewiſſen Untergang eines Angehörigen.

An der Straße von San Lazaro überſpülte noch immer die erzürnte See traurige Ruinen, kaum kann man ſich die Verzweiflung und die Leiden denken, welche die Bewohner jener Straßen erduldeten; der Ocean wälzte nicht nur die rieſigſten Wellen über die angränzenden Wohnplätze, ſondern nach ganz entfernten Punkten und zwar mit der gewaltigſten Schnelligkeit und Wucht. Wir ſahen die zerſtörte Vorſtadt Colon, wovon Adolph eine gelungene Bleiſtiftſkizze nahm, ihre Häuſerſtöcke glichen eben ſo vielen Denkmalen der wildeſten Zerſtörung. Dort drang die See durch einen alten Kanal von der Küſte bis zur Ausmündung der dortigen Niederung und bildete eine weite, mit Wohnungstrümmern überſtreute Lagune. Als das Waſſer ellenhoch in jene Häuſer ſtand, ſah man Jung und Alt, ſtarke Männer und kleine, ſchreiende Kinder, geängſtigte Weiber und ſtumpfſinnige Greiſe dasſelbe beim Heulen des Orkans durchdringen und Körper an Körper den Ausgang aus den in Kanäle verwandelten engen Straßen erzwingen. Zarte Mädchen, ſonſt des kleinſten Ausfluges zu Fuß ungewohnt, ſah Adolph allein oder am Arme irgend eines Mannes gegen die Strömung kämpfen. Wackere Männer bemühten ſich oft der fraglichſten Barken, um Weiber und Kinder aus den gefährlichen Strudel und Straßenengen zu retten.

„„Die Verluſte zur See müſſen ungeheuer geweſen ſein!““

„Es bedurfte mehrerer Tage, um ſie annähernd ermitteln zu können. Auf den Grund der Bay allein lagen fünfzig Fahrzeuge, Kriegs-, Handels- und Dampfſchiffe, die Küſtenboote und Schooner ungerechnet; hier ragten noch Maſten mit gekreuzten Raaen über die ſchmutzige Oberfläche der ſtrudelnden Wogen, dort lagen übereinander geſchichtete Barkſchiffe auf den zertrümmerten Werfte und den verſchlammten Küſten, andere ſchwankten über Nothankern ſchwer beſchädigt vom Stoße anderer Leidensgefährten; der Reſt war zwiſchen gewaltige Wracke gepreßt und werthvolle Ladungen an Zucker, Kaffee und Tabak gingen verloren. Davon ſchließe auf das Uebrige. Der Sturm warf viele Meilen weit im Innern der Inſel Zucker- und Kaffeeplantagen

nieder, die Tabakfelder verschlammten und gaben eine schlechte Erndte, auch an Vieh gingen viele tausend Stück zu Grunde. In der Hauptstadt selbst war nicht leicht ein Haus, das nicht empfindlichen Schaden litt, in den höherliegenden Kirchen wüthete das entfesselte Element beträchtlich, zerstörte Gemälde, riß Altäre ein und stürzte Mauern. Der Thurm von San Angel stürzte über die Kirche und verwandelte diese theilweise in einen Schutthaufen. Andere Kirchen, Klöster und Paläste erlitten große Verwüstungen, das Theater Principal stürzte völlig ein und verschüttete einen Theil der Oficios-Straße. — Daß ich in ein Wort zusammenfasse — dieser Orkan vom 11. Oktober 1846 kostete Havana allein 1027 zerstörte, 3502 beschädigte Häuser, 42 Todte und 310 Verwundete. Im Innern der Insel . . . ."

„„Halt, ich möchte länger zuhören, aber es ist 11 Uhr und ich muß fort.""

„Also das nächste Mal!" —

Gegenüber.

Skizze

von

Albert Schultheiß.

Gegenüber! Sich verlieben!
Gott, wie oft ſchon dageweſen,
Hätt' was anders er geſchrieben,
Würd' vielleicht auch ich es leſen.
Ein grämlicher Leſer.

1.

Fritze, genannt der lange Laban, war in das Monatszimmer eingezogen, welches im dritten Stock des geräumigen Hauſes ſo lange leer geſtanden. Der Miether war ein junger Mann in Mitte der Zwanziger und in der Eigenſchaft eines Aſſiſtenten bei einer größern Bibliothek angeſtellt. Früher hatte er eine hübſche Wohnung mit Gartengenuß in der Vorſtadt inne, wo ihm eben gekündigt wurde, ſo daß er beſchloß, in die eigentliche Stadt, näher dem Sitze ſeines Berufes zu ziehen. Es war das wohl mit ein Hauptgrund, warum er dieſes ſonſt mehr als einfach möblirte Zimmer ſchließlich nach langem Schwanken doch miethete. Denn alles darinnen konnte auch beſcheideneren Anſprüchen kaum genügen.

Kahle, geweißte Wände, zwei kleine Fenſter und eine hinfällige Thüre, das alte Sopha in der Ecke, ſo hart wie Stein, der Tiſch

ungeheuer massiv, wie die Stühle wackelig und auch der Ofen schien sich schlecht bewähren zu wollen, wenn die Jahreszeit ihn als treuen Freund beanspruchen sollte. Doch alle diese Unzulänglichkeiten waren gänzlich vergessen, als Fritze von seinem Fenster aus einen Blick auf die Straße warf und am Fenster des gegenüberstehenden Hauses einen blonden Mädchenkopf entdeckte.

Also ein Gegenüber und ein reizendes, wie es schien!

Nun, das wog ja alles auf; er war sehr mit sich zufrieden, so glücklich gewählt zu haben.

So lange die Holde ihm sichtbar blieb, wich er nicht vom Platze, sie fest im Auge behaltend, da erhob sie sich und wandte wie zufällig einen Blick nach oben. Noch war Fritze ungewiß, wem es eigentlich gegolten, als das Mädchen ihm sein blühendes Gesicht ganz und voll zuwandte. Jeder Mann, er sei noch so alt und häßlich, wird eitel, wenn er bemerkt, daß ein hübsches Kind ihn länger betrachtet, so auch Fritze, der den Blick in voller Stärke zurückgab. Es war wie ein Abschiedsgruß, denn das Mädchen wandte sich dem Innern des Gemaches zu, auch er trat zurück — natürlich vor den Spiegel. Nun suchte er seinem etwas breiten Gesichte einen möglichst interessant schmachtenden Ausdruck zu verleihen, wühlte zu gleichem Zwecke in Haupthaar und Bartsprößlingen, zupfte die Cravatte zurecht, kurz, er war bemüht durch seinen Anblick gewissermassen Eindruck zu machen.

Koffer und Bücherkasten blieben selbstverständlich unausgepackt, denn jetzt galt es Wichtigerem. Er harrte lange und endlich war sie wieder sichtbar mit einem Buche in der Hand, dem Anscheine nach tief in der Lectüre versenkt. Jetzt konnte er das weiche, reine Profil, die reichen, hochgelben Haarflechten mit gehöriger Muße betrachten. Ja, das Mädchen war wirklich ganz hübsch, Fritze vermochte kaum sein Auge davon abzuwenden und wer will es ihm schließlich verdenken, wenn er sich sterblich in sie verliebte.

Gegenüber! wie oft in Lied und Roman bist du nicht schon verherrlicht worden! es ist ja die Gelegenheit zur Liebe zu günstig. Und dieses Gefühles Wundermacht und Pein von seinem ersten Keime

bis zur Reife oder zur ſchmählichen Entblätterung der herrlichen Blüthe zu ſchildern, gibt immer eine Geſchichte, die, wenn ſie auch alt, ungeheuer alt iſt, doch ewig neu bleibt. Wird uns die ſchöne Leſerin geduldig folgen auf dem ſchon etwas breitgetretenem Wege?

Fritze hatte des ſchönen Herbſtabends ſo lange, als nur möglich genoſſen, er war wohl ſehr müde, da er ſich in das knappe Bett ſtreckte, die erſte Nacht im neuen Quartiere zu verſchlafen — und wie ſüß träumte er!

Leider war das Erwachen weniger angenehm, denn bei einer raſchen Bewegung ſtieß er ſich das Kinn an der engen Lagerſtatt wund und kletterte nun fluchend heraus, ſich ſchnell anzukleiden. O lieber Gott, das war ein hartes Stück Arbeit alles nöthige zuſammenzufinden aus dem wüſten Chaos, das im Zimmer ihm entgegenſtarrte. Doch nur ſchnell in ein Café, denn heute iſt nicht daran zu denken ſich ſelbſt Mocca zu brauen, wie ſonſt wohl in traulich ſtiller Morgenſtunde.

Er eilt an's Fenſter und blickt hinüber nach den jenſeitigen Scheiben, die ihn jetzt ſo unſäglich ſtupid anglotzen. Wie! aber dahinter ſcheint es ſich zu bewegen, — er blickt ſchärfer hin und nun — heraus mit Dir, beingefaßtes Opernglas! er obſervirt mit der Ausdauer eines Aſtronomen, der einen neuen Planeten am Firmamente entdecken will und ſieht wirklich ſein vis-à-vis in halbem Negligé in völliger Sorgloſigkeit Toilette machend. Ihr kennt ja alle das Loreleylied, ſchwärmt doch ſchon der grünſte Tertianer in Heine's Verſen und Fritze war auch Dichter. Er fühlte daher ſein Herz wunderſam bewegt, als er dem leiſen Geſange der zöpfeflechtenden Schönheit lauſchte. Ungern und zögernd riß er ſich los, als der Stundenſchlag zum Aufbruch mahnte. Auf dem Bureau war der Verliebte dieſen Morgen zerſtreuter, als je, einſilbig und wortkarg gegen ſeinen Collegen, der ihm erzählen wollte, wie intim er ſchon mit der braunen Marie im Luthersgarten ſtehe, der er demnächſt ſein ganzes Herz öffnen werde. Nicht einen Blick hatte er ſpäter bei Tiſch in ſeinem Speiſehaus für die hübſche Aufwärterin, mit der er ſonſt wohl zu liebäugeln pflegte, nahte ſie mit der Bratenpfanne —

kurz, ihm ward erst wieder wohl, als er hinter seinem Fensterkreuz stehend mit dem vis-à-vis feurige Blicke wechseln konnte. So eilte er denn Abends gleich wieder vom Bureau aus heimwärts, kaum daß er sich so viel Zeit nahm irgendwo ein paar Bissen hinunterzuschlingen. Und siehe da, fast schien es, als wäre er erwartet worden, denn unverkennbar leuchtete ihm freudiger Willkomm entgegen aus den hellen Augen der neuesten Liebe. So blieb er denn wieder lange bis in die Nacht hinein sitzen, und machte es fortan so jeden Tag, ganze Wochen lang.

Der allerliebste Backfisch, den er nun wohl bisweilen vom Fenster aus auf der Straße dem Hause zukommen sah, war es aber auch werth seinetwegen der übrigen Gesellschaft entsagend und minnepflegend der edlen Häuslichkeit zu leben. Er hatte bald Gelegenheit, die Familie öfter und näher besehen zu können und diese mußte allem Anscheine nach in sehr guten Verhältnissen leben. Eine ältere, stattliche Dame mit vollem, regelmäßigen Gesicht, das noch Spuren großer Schönheit zeigte, welche selbst der Jahre Flucht nicht ganz zu verwehen vermochte, war jedenfalls Mutter, ein Junge in den Flegeljahren mit etwas nichtssagender Physiognomie und ein kleiner, etwa 5jähriger Wildfang konnten als Brüder gelten. Da Fritze nie einen Papa zu Gesicht bekam und die Dame mit Vorliebe sich dunkel kleidete, so glaubte er an deren Wittwenthum und fühlte dabei fast etwas wie Beruhigung, daß es ihm nun doch erleichtert sei, sich der Tochter zu nähern.

Noch wußte er weder Namen noch Stand seiner Angebeteten, da er aus ängstlicher Scheu es vermied nur im Entferntesten Erkundigungen einzuziehen, als stünde Gefahr zu befürchten für seine Liebe, wenn er erfahren müsse, daß die Familie irgendwie zu hoch über ihn dastehe. Da faßte er denn eines Morgens Muth, die alte Aufwärterin zu fragen, die ihm Sahne und Weißbrod zum Frühstücke besorgte.

— Jungfer Liese, begann er, möglichst gleichgültig scheinend, wer ist denn die — alte Dame da oben, sie trägt sich immer dunkel. Kennt Sie die nicht?

— Die? Ah, Sie meinen Fräulein Rosa.

— Fräulein? Ich dachte die Dame wäre Mutter.

Die Alte lachte.

— Ach gehen Sie doch, Sie fragen nur wegen der Tochter. Sie wollten wissen, wer die Kleine ist, die immer so oft und gerne nach Ihren Fenstern sieht, wenn Sie zu Hause sind und die Abends Sie stundenlang erwartet. O, das ist ein recht liebes Kind.

— Kennt Sie dieses Fräulein?

— Freilich, wissen Sie, die Rosa ist etwas sehr ausgelassen, wie eine wilde Hummel, aber herzensgut dabei. Für ihr freies Benehmen kann sie nicht, das ist ihr angeboren.

— Wie so?

— Das liegt in der Familie. Mutter und Großmutter waren ebenso, nun ich denke, der Herr Papa, der etwas strenge ist, wird ihr schon noch den rechten Weg zeigen, wenn sie je ausarten sollte.

— Wie, der Papa? Ich dachte, da lebte gar keiner mehr?

— I freilich, der macht für das Geschäft die weiten Reisen. Gott weiß, wo er nun gegenwärtig ist und wann er wieder heim kommt.

— Na wegen meiner braucht er sich nicht zu beeilen. Wie — hm, Jungfer Liese — wie stehen denn die Leute sonst? Ist Vermögen da?

— Das will ich meinen, sie sind sehr wohlhabend. Ich weiß das ganz bestimmt, weil die Tina, die seit zwölf Jahren dort ist, meine Base von mütterlicher Seite ist und die mir's gesagt hat.

— So, die Tina, das ist der Küchendragoner, bon, très bon, das wäre wohl zu bemerken, machte Fritze tiefsinnig. Höre Sie mal, Jungfer Liese — und der Sprechende spielte hier mit einem Guldenstücke, da könnte Sie sich um mich sehr verdient machen, wenn Sie gefällig sein wollte.

— Ich? Mit größtem Vergnügen, sagen Sie mir nur wie?

— Da, sehe Sie, wenn Sie dann und wann von mir ein Briefchen hinüberschmuggeln möchte, will Sie? Ich zahle gut, verlange aber natürlicher Weise unverbrüchliches Stillschweigen.

— O gewiß, das will ich recht gerne thun. Ich stecks der

Tina zu und die gibt's der jungen Herrschaft, das läßt sich leicht machen und die Alte, will sagen, die Mama, erfährt nichts davon.

— Natürlich, dies ist ja die Hauptsache.

— Oh, Fräulein Rosa kennt sich da wohl aus. — Sie sind der Erste nicht, der so gekommen ist.

— Hm, ei der Tausend, das hätte ich nicht gedacht bei dem Backfischchen. — Na, thut nichts — und die Antwort überbringt Sie mir auch jedesmal.

Natürlich, junger Herr. Sehen Sie mal hinüber, jetzt ist sie eben aufgestanden. Weiß sie denn nicht, daß Sie noch hier sind?

— Warum?

— Nun, ich meine nur, denn sie ist doch nur halb —

— Na, lassen wir es bewenden — gehe Sie jetzt, fein still und verschwiegen. Da die Stifletten kommen zum Ausbessern.

2.

Es war eine lustige Gesellschaft, die in dem gelben Seitencabinet der bekannten Restauration, Glas und Lied machten frisch die Runde, muntere Reden flogen hin und her und aus glühendem Meerschaum stiegen die blauen Rauchwolken auf, ein Dankopfer, dargebracht dem kleinen, pausbäckigen Gott der Freude, der unsichtbar über Allen thronte. Die heitere Blase der „Salamander" hielt heute Sitzung, sogenannte Laichung. Es war dies ein enger Bund junger lebensfrischer Leute, die sich zu ihres Strebens Endziel setzten, allen und jeglichem Philisterthum energisch entgegen zu arbeiten. Von ihren tollen Streichen wußte die ganze Stadt zu erzählen, doch da ihre Mitglieder zum Theil den besten Familien angehörten, so ging ihnen manche Ungehörigkeit hin, welche sonst wohl strenge Bestrafung nach sich gezogen hätte. Die ausgelassensten Studentenschnurren, wie sie nur zu erdenken waren, standen hier an der Tagesordnung und doch benahmen sich die Leute dabei nie roh oder excessiv, sondern stets anständig, wenn auch nicht gerade immer sehr ruhig und bescheiden.

Auch Fritze oder Laban war ein thätiges Mitglied in diesem

Bunde, doch hatte er in letzterer Zeit häufig bei den Sitzungen gefehlt, daher ſein heutiges Erſcheinen mit frohem Jubel begrüßt wurde.

— Ah, das iſt ſchön von Dir, langer Laban, zu kommen. Warum machſt Du Dich ſo ſelten? Wo ſteckſt Du denn nur?

— O, ich bin viel zu Hauſe.

— Ah, Studirens halber? Kaum! deßhalb wohl nicht.

— Nein, ich will aufrichtig ſein, ich habe als Gegenüber ein recht hübſches Kind und da muß ich wohl —

— Ah, ſehr gut, — nächſtens beſuche ich Dich, ich auch, ich auch, rief es von allen Seiten.

— Gut, Ihr könnt Alle kommen.

— Nun haſt Du ſchon was eingeleitet, ſie in Geſellſchaft geſprochen oder Rendez-vous verabredet?

— Noch nicht, muß Alles erſt kommen.

— Wie? bis dato ſpielſt Du noch den blaſſen Toggenburg?

— Oh, ſie erwidert meine Zärtlichkeiten, ich habe ihr ſchon Gedichte überſchickt.

— Ah natürlich, in der Hinſicht warſt Du ſtets freigiebig.

— Bitte — ich möchte dieſe Sache ernſter betreiben — es iſt nicht ſo ohne — wenigſtens iſt Moos vorhanden und dann ſcheint ſie faktiſch in mich verſchoſſen.

— Wie heißt ſie denn?

— Roſa, mehr ſage ich euch nicht. Nächſtens ſtecke ich mich hinter die Alte, die ſcheint gegen ſolche Neigungen des Töchterchens tolerant zu ſein.

— Na, viel Glück dazu, wir gratuliren herzlich, rief der Haufen. Aber nun läßt Du auch eine Bowle ſpringen, wie?

— Ich? na hört mal, zu ſolcher Nobleſſe liegt doch wohl kein rechter Grund meinerſeits vor. Aber da wir gerade einmal ſo ziemlich vollſtändig ſind, will ich was Uebriges thun.

— Aha, jetzt merkt auf.

— Alſo: mein Onkel hat ein brillantes Geſchäft mit ſeinem letzten Gemälde gemacht und auch mich dabei nicht vergeſſen. Ich

bin daher etwas bei Kassa, machen wir uns fidel. Heda, George, sorge für eine gehörige Bowle.

Lauter Jubel folgte dieser Rede.

— Und noch eins. Ihr wißt, wenn ich mich amusire, gönne ich auch Andern gerne die Freude. Außer uns ist wieder Niemand sonst im Café, bloß sitzt da außen neben der Thüre so'n alter Knabe. Nehmet an, ich hätte heute eine Anwandlung Titus den Großmüthigen zu spielen, also thut mir den Gefallen und ladet den ein, ruft mir herein den Alten, er soll unserer Suite beiwohnen, er muß geradezu, Entschuldigungen werden nicht angenommen.

— Famos! Bist doch ein herzensguter Kerl, Laban. Ich denke, er wird die Gemüthlichkeit nicht stören, soll ich ihn bitten?

— Ja, Du bist dazu der Richtige, Arion, mache Deine Sache gut.

— Na und ob.

Er ging.

— Da merkt auf, ob der Fremde kommt; ich möchte es sehr bezweifeln, denn er sieht mir mürrisch und ungesellig aus.

Unterdeß hatte sich der Abgesandte dem ältlichen Herrn mit Leporello's Worten vorgestellt:

Mein Herr, der läßt Euch sagen,
Nicht ich, ich würd's nicht wagen.

Der Fremde ließ Messer und Gabel ruhen, womit er eben eine Cotelette zerlegt und blickte mit nicht gerade angenehmer Miene den Ungerufenen an, endlich sagte er langsam mit prächtig klingender Baritonstimme:

— Was wünschen Sie, mein Herr?

Der Kecke gerieth durch diese Anrede in leichte Verlegenheit, doch suchte er sich so viel als möglich zu fassen und meinte:

— Pardon, mein Herr, wir sind außen in lustiger Gesellschaft, und wollten uns erlauben Sie, als den einzigen Gast hiemit ergebenst zur Theilnahme einzuladen.

— Ich danke Ihnen, ich werde ohnedem nicht lange bleiben.

Doch der Andere fuhr stoisch fort:

— Sehen Sie, alter Herr, ſo kommen Sie hier nicht durch. Warum wollen Sie ſich ausſchließen? — Theilen Sie doch unſere Fröhlichkeit — ja ſingen Sie mit Don Juan: Fröhlich ſei mein Abendeſſen! — Sie müßten dieſe Arie mit Ihrer metallreichen Stimme vortrefflich zu Wege bringen.

Noch einige Phraſen wurden gewechſelt, ſchließlich erhob ſich der fremde Herr der Einladung zu folgen.

Im Nebenzimmer hatte man es ſich ſchon ganz gemüthlich gemacht, die Röcke ausgezogen, die Hemdärmel aufgeſtreift und harrte ſo des Weitern.

Der Präſes nahte ſich nun dem Eingetretenen, der, die Wahrheit zu ſagen, ein ſehr mißvergnügtes Geſicht ſchnitt, als bereue er ſchon, daß er doch nachgegeben habe, aber es war geſchehen, ſo beſchloß er denn mit den Wölfen zu heulen.

— Intereſſanter Fremdling, wurde er nun angeredet, wiſſet, daß in unſerem Kreiſe weder Rang noch Anſehen gilt und iſt Jeder gleich, doch ſchätzen wir den am höchſten, der —

— Der möglichſt viel trinken kann, ward der Sprecher hier unterbrochen und ein voller Chor fiel ſogleich ein:

Wer am meiſten trinken kann, iſt König,
Biſchof, wer die meiſten Mädchen küßt.
Wer da kneipt recht brav
Wird bei uns Herr Graf;
Wer da randalirt wird Policiſt.

Silentium, Donnerwetter, was ſoll das heißen — noch einmal und ich verdonnere euch Alle zuſammen. Alſo weiter: Da führt Jeder von uns ſeinen ſpeciellen Namen, bezeichnend irgend eine ſeiner Eigenthümlichkeiten, denn nur Verdienſt, nicht Zufall beſtimmt dieſen, alſo ſollt auch Ihr getauft werden und ſei es nur für dieſen Abend. Ihr habt, edler Fremdling, ferne ſei es von mir Euch zu ſchmeicheln, ganz das Air eines Muſelmannes, eines Paſcha mehrerer Roßſchweife. Ihr könntet Furore machen als Ibrahim oder Juſſuf, — Arion verſchone uns mit Deinen Operntextreminiscenzen — Euer Vollbart, die

hohe, kahle Denkerstirn, der Ernst, der in Euren Blicken wohnt, — fürwahr wie ein Vollbluttürke.

— Mein Herr, fuhr der Fremde auf, wissen Sie, wer ich bin?

— Na, lassen wir das, nur hübsch gemüthlich, was Ihr sonst seid, ist uns ja ganz einerlei, wir wollen Euch weiter keinen Namen beilegen — also bloß Türke, Kümmeltürke, seid Ihr's so zufrieden?

Finster blickte der Gefoppte den losen Sprecher an, den er am Liebsten mit der kräftigen Faust zu Boden geschlagen oder doch derb geschüttelt hätte, wäre es nur halbwegs angegangen. Aber er mußte schweigen, wollte er nicht noch ausgelassenere Reden riskiren von der tollen Schaar, deren Rücksichtslosigkeit er schon zur Genüge rühmen gehört.

Da kam der Punsch und jedmänniglich nahm Platz an der Tafel.

— Bravo, langer Laban, das nenne ich nobel, die größte Bowle, die hier aufzutreiben war, da kann sich ein gesinnungstüchtiger Kneipant doch mal ansaugen.

— Jetzt merkt auf, Salamanderbrut. Vor Allem einen frischen Rundsang und Jeder läßt seine Holde leben, wie?

— Laban, auch Du die Deine, doch vorerst mußt Du uns von ihr erzählen. Schön ist sie ohne Zweifel, blond? brünett? mager? fett? die Figur ob groß, ob klein, alles muß uns wissend sein.

— Ich werde mich kurz fassen, denn beim rechten Licht betrachtet geht die Sache nur mich allein an.

— Da hört, er wird patzig — ah, jetzt geht mir ein Licht auf — ich hab's. Dein Gegenüber habe ich schon gesehen, wart mal, ob die Beschreibung zutrifft.

— Laß hören.

— Gestern war es erst. Sie kam aus der Rindergasse heraus. Ziemlich groß, sehr hübsch, hochblond, trug eine lange Jacke, deren Aermel gestreift waren, wie das Fell eines Zebra. Mama dunkel gekleidet, stattlich junonischer Wuchs — und ein Junge war noch dabei so'n grüner Laffe, der aber wenig dem netten Schwesterchen nachgeräth.

Wahrlich nie in meinem Leben
Sah ich ſolch Ohrfeigenangeſicht

— Alles trifft, Pythagoras, biſt ein Hauptkerl. Aber die Hulda iſt doch meiner Huldigung würdig, he?

— Gewiß, Feuer hat ſie! Mir warf ſie Blicke zu, oh, oh!

— Mach doch den Laban nicht ſchon jetzt eiferſüchtig. Warte bis ſpäter damit wenn er ſich weiter verſtiegen.

— Oh, ich bin meiner Sache bei ihr gewiß.

— Wirklich? wie weit kamſt Du mit ihr? bekenne!

— Später, jetzt wollen wir erſt eins ſingen

Und der frohe Chor ließ ein altes Burſchenlied „ſteigen", worin des holden Liebchens gedacht ward, den Schluß machte ein Rundgeſang:

Bruder, Deine Schönſte heißt? Roſa, ſie ſoll leben, Roſa, ſie ſoll leben, Roſa lebe hoch!!!

— Trinkt, Kümmeltürke, trinkt und bewegt Euch überhaupt tout sans gêne.

— Danke, meine Herren, ich bin müde und werde mich zurückziehen.

— Was? Das wird nicht geſtattet zu ſolch früher Stunde. Bleibt und trinkt nur friſch, nach dem Koran iſt Euch nur Wein verboten. Das hier iſt Punſch und nicht der ſchlechteſte, der geſchenkt wird.

— Freunde, nun will ich Euch erzählen, wie meine Liebe entſtanden.

— Laban, der Eingang iſt bei jedem Roman langweilig, ich überſchlage ihn meiſt.

— Gut, dann will ich gleich mit Vorleſen meiner Epiſteln beginnen.

— Donnerwetter, zum Punſchreguliren wäre ich recht, geiſtige Genüſſe verſchmäht ihr, ihr Salamanderſeelen.

— Laban, Du biſt ein famoſer Kerl — laß Dich's nicht anfechten. Lies uns vor, alles, oder nur eine Aehrenleſe, jedenfalls aber die Antworten auch.

— Erhielt ich bis jetzt noch nicht. Sechs Stück ſind jedoch von meiner Seite abgeflattert. Alſo hört, Numero Eins:

Da liegt mein Buch längst aufgeschlagen,
Die Feder auch, ein leeres Blatt,
Und soll ich wirklich jetzt es wagen?
Ich bin zum Studium zu matt.

Mich kann die Sonne nicht geniren,
Denn käm' sie auch in's Stübchen mir,
Ein leises Ziehen an den Schnüren,
Und ein Rouleaux trennt mich von ihr.

Und doch warum dies faule Schwanken,
Und diese Unlust sagt mir doch,
Warum entfliegen die Gedanken
Unfolgsam dem gewohnten Joch?

Sie huschen von mir wie Gespenster,
Ich hol' die flücht'gen nimmer ein,
Doch seh ich dort ein offnes Fenster,
Drinn werden sie gewißlich sein.

O daß ich könnt mit ihnen ziehen,
Ich bleib zurück, ich armer Wicht!
Dort vor dem Fräulein möcht' ich knicen
Und sprechen: was — ich weiß es nicht.

— Bravo, famos, kommt noch was?
— Freilich ein anderes Stück:

Von Alters her hört man die Klage:
Der Dichter hat der Güter nicht
Und in der Weltentheilungsfrage
Schrieb Hofrath Schiller sein Gedicht.

Doch wird die Menge nicht gescheidter
Und hadert ewig mit Vernunft,
Auch meine Wenigkeit ist leider
Ein Jünger jener heitern Zunft.

Und da ich dieſe Kunſt erkoren
Hab ich's noch gar nicht weit gebracht,
Obgleich ich bin ſehr „hochgeboren"
Hat nie das Glück Beſuch gemacht.

Und dennoch über'm Weltgetümmel
Fühlt' ich erhabener mich nie,
Und niemals mich ſo nah dem Himmel
Als in dem jetzigen Logis.

— Rindergaſſe, Nummer ſo und ſo viel. Sehr gut, aber nun laſſe es ſein, es möchte des Guten ſonſt zu viel werden.

— Jetzt kommt noch eins, das an einem Sonntagmorgen geſtiegen iſt:

— Na, eins will ich mir noch gefallen laſſen.

Scheltet mich nicht einen Heiden,
Weil die Predigt ich verſäume
Und ſtatt nach dem Dom zu ſchreiten
Meine Zeit daheim verträume.

Wohl hör ich die Glocken klingen,
Und die Orgel mächtig tönen,
Zwiſchendurch hör ich auch ſingen,
Wollt mit Gott euch heut' verſöhnen.

Ihr ſeid drüben, ich bin hüben,
Doch wir haben eines Glauben-
Evangelium: „Zu lieben"
Und ich laſſe mir's nicht rauben.

Drum erbaut euch bei'm Sermone,
Mir iſt es zu Hauſe lieber,
Ihr verehrt dort Gott im Sohne
Und ich hab mein Gegenüber.

— Göttlich, herrlich. In dir ſteckt's Zeug zu einem zweiten Heinrich Heine und wie wurden Deine Sendungen aufgenommen.?

— Oh, sehr gut, so viel ich bemerken konnte. Sie hat mir die Briefe oft gezeigt.

— Ah, sie liebt Dich sans doute. Jetzt ist es Zeit sich deutlich auszudrücken und da erlaube ich mir einen ausgezeichneten Vorschlag.

— Und der wäre?

— Wir besteigen noch heute Deine Bude.

— Das geht nicht, nein, erstlich sind wir so zu viele und dann ist die Familie heute nicht zu Hause, wahrscheinlich auf einer Landparthie. Sämmtliche Fenster waren unbeleuchtet, als ich von zu Hause fortgegangen.

— Genirt nicht, also morgen um so gewisser. Nun die Geschichte kann etwa in der Art vorgenommen werden: Rafael malt ein Transparent, so einen vollen Kranz, oben zwei schnäbelnde Tauben, unten ein flammendes Herz und inmitten die Worte: Rosa, ich liebe Dir.

— Hm, das wäre nicht so übel.

— Gibt wenigstens Jux und wird gut aufgenommen. He, Türke, was meint Ihr dazu?

— Aber, meine Herren, lassen Sie doch die Kindereien, sagte der Angestoßene verdrießlich, ich bin wenig dazu aufgelegt.

— Ah pah, Spaß muß sind. Also dieses Tableau wird festlich erleuchtet, sei es einfach durch Lichter oder mit bengalischen Flammen. Zuvor um die Holde aufmerksam zu machen, läßt Arion sich in schmelzendem Gesange hören.

— Wie? Soll ich? Jetzt gleich?

— Um Gotteswillen! nein, morgen erst. So irgend ein zartes Lied, Ständchen, Dein Auge gleicht dem Sterne, dem Honigseim Dein Mund, oder so was. Wenn sie dann an's Fenster eilt, folgt ein Knalleffect irgend welcher Art, um sie zu fesseln und dann die feierliche Enthüllung des Transparents. Wie? Das Nähere besagen dann die Anschlagzettel.

— Der Vorschlag ist famos, Pythagoras. Mein bewunderndes Compliment!

— Ja, gelt, ich bin ein würdiger maître de plaisir.

— Das biſt Du, gewiß. Gut, morgen kann's losgehen, doch erſt ſo um Mitternacht.

— Warum ſo ſpäte?

— Eher ſucht ſie nicht ihr Zimmer auf.

— Teufel, das ſind liederliche Fliegen.

— Na bitte — es iſt eben ſo und uns thut es nichts. Wir fangen um 11 Uhr an zu rüſten. Jetzt wollen wir aber fidel ſein. Donnerwetter, noch iſt die erſte Bowle nicht mal leer. Wo will denn dort der Kümmeltürke hinaus?

— Ich glaube, er ſucht ſich fortzuſtehlen.

— Na, das fehlte. Holt ihn nur wieder, wo ihr ihn findet, Wenn er kommt, muß er zur Strafe den Fürſten von Thoren machen. Er hat ohnedem noch gar nichts geleiſtet den ganzen Abend.

Da brachten Einige den alten Herrn trotz ſeiner energiſchen Abwehr nochmal in's Zimmer herein geſchleppt. Der Jubel und die Ausgelaſſenheit erreichte den höchſten Grad, als man den Fremden nöthigte, den improviſirten Thron auf der Kneip-Tafel zu beſteigen und mit gefülltem Humpen als Fürſt von Thoren ſeinem durſtigen Hofhalte Beſcheid zu thun.

3.

In der Rindergaſſe iſt es leer und finſter geworden. Sie wird nur Tags über viel von Fuhrwerk und Fußgängern paſſirt, jetzt haben die meiſten der Bewohner ſich zur Ruhe begeben, denn längſt war es 11 Uhr vorbei und die ſtille Nacht breitet ihre Schwingen über die ganze Stadt aus.

In Fritze's Zimmer waren die Freunde bemüht, die Dekoration zu richten, von der ſie ſich ſo große Wirkung verſprachen.

— Alſo, daher, an jedes Fenſter 4 Kerzen, das gibt eine brillante Beleuchtung.

— Ja, brennt mir nur nicht zu guter letzt noch die Bude an, ich bin bei keiner Feuer-Aſſekuranz. Wenn's der Hausherr bemerkt, ſetzt es Scandal ab.

— Na, Rafael, Arion, wenn der kommt und uns die drei ſteilen Treppen hinunter wirft, brechen wir Hals und Beine und wir ſind in keiner Lebensverſicherung.

— Nur hübſch ruhig, Pythagoras und nicht ſo laut gelacht. Alſo hierher will ich das bengaliſche Pulver ſtreuen.

— Ganz gut und ungeſehen entzündeſt Du es mit der Lunte.

— Und wenn es verpufft iſt, muß ſchon das Transparent illuminirt ſein.

— Bon, es wird einen herrlichen Effekt geben. Arion greife nur nicht zu tief in die Seiten, daß es guten Klang gibt.

Nimm alle Kraft zuſammen, die Luſt und auch den Schmerz,
Es gilt uns heut zu rühren der Jungfrau weiches Herz.

— Weich? Woher weißt Du?

— Hört, es iſt bald zwölf, die Geſchichte wird langweilig. Soll ich mich nicht irgendwie bemerklich machen?

— Was fällt Dir ein, Arion, Du verdirbſt alles.

— Wenn die Sache fein ausfällt, woran ich nicht zweifle, gibt's famoſen Stoff zur nächſten Laichung. Die halten wir aber dann unter uns, der alte Bär geſtern hat den ganzen Abend verdorben.

— Hm, das iſt wahr. Der Kerl hat ſich ſo grob aufgeführt, daß es ſchließlich das Beſte war, ihn hinauszuwerfen, wie wir gethan.

— Der wenn Dir wieder mal begegnet, Laban.

— Wie ſoll ich mit dem nochmal zuſammen kommen? Der, dünkt mich, war ein Reiſender, der ſich vielleicht nur eine Nacht hier aufhält und jetzt ſchon weit fortgeſegelt iſt. Der Kerl ſah zuletzt ſo verſchlafen aus, als hätte er zeitlebens nichts als Opium getrunken.

— Wie mit einem Worte ein Kümmeltürke reiner Raçe eben ausſehen muß.

— Halt, jetzt bewegen ſich unten an der Gardine dunkle Schatten.

— Aha, nun gibt's Aufbruch — an eure Poſten. So warte

doch mit Deinen Accorden, Arion. Heute habe ich die Holde noch gar nicht zu Geſicht bekommen, jedenfalls iſt Beſuch da und wahrſcheinlich für längere Zeit, denn die Zimmer wurden neu in Stand geſetzt, wie ich heute Mittag bemerken konnte.

— Vielleicht ein Couſinchen, wäre gar nicht übel.

— Jetzt, Arion, leiſe erſt, dann mählich anſchwellend und endlich voll und ſtark.

Schon präludirte der Wackere, da wurde im Familienzimmer der zweiten Etage die Gardine etwas gehoben.

— Was iſt das, Laban?

— Man hat uns gehört — nun geht ſie auf ihr Zimmer das iſt im dritten Stock, hier uns ſtreng gegenüber. Nur weiter, Arion.

— Teufel, aber, Laban, Deine Angebetete iſt kräftig gebaut, das iſt mir neulich gar nicht ſo aufgefallen.

— Hm, das kann ſie nicht ſein und doch — wer ſonſt? Die Alte mit der Spitzenhaube, die ſie immer trägt, iſt's nicht, ich bemerke mehrere Köpfe am Fenſter, jetzt los mit dem Schwindel.

Die ſehnſüchtigen Accorde waren verklungen, die rothe Flamme jäh aufleuchtend bald wieder erſtorben und jetzt erglänzte das ſtille, feurige Liebesgeſtändniß weit durch die dunkle Nacht hinüber nach dem Hauſe, wo ſich eben der Rouleaux hob und das Fenſter ſich öffnete, um eine kräftige Mannesgeſtalt in ſeinen Rahmen zu faſſen.

— Ihr unverſchämten Kerle da üben, wollt ihr aufhören mit euerm Treiben oder ich verſchaffe mir Ruhe.

Furchtbar dräuend klang die gewaltige Stimme in der tiefen Stille ringsum, daß nebenan ein alter Major aus dem Schlafe erweckt ſein benachtmütztes Haupt herausſtreckte:

— Zum Donnerwetter, wer brüllt da wie ein betrunkener Hausknecht?

Die Freunde ſahen ſich verdutzt an, denn ſolch ein Gruß kam doch allzu unerwartet.

— Unverſchämt, das iſt ja Tuſch, wer iſt denn der Flegel, der uns ſo aufbrummt?

— Zeige Dich nicht zu viel, Laban.

— Ach was, kommt nur alle her, der Lümmel ſoll uns ſehen. Wir müſſen auch wiſſen, wer er iſt. Vermuthlich ein Packknecht des Hauſes, der den derben Spaß riskirt, und wir ärgern uns umſonſt.

Nun blickten alle vier angeſtrengt hinunter und hinüber.

Der rüde Schreihals von vorhin bog eben ſeinen Kopf etwas in's Zimmer zurück und die Lampe ließ das Profil des zornſchnaubenden Geſichtes in ſcharfen Umriſſen ganz deutlich erkennen.

Beſtürzt weichen die Freunde insgeſammt vom Fenſter zurück und Laban ſtieß mit tonloſer Stimme die Worte aus:

Heiliger Gott, das iſt der Alte, unſer geſtriger Kümmeltürke!!!

— — — — — — — — — — —

Am andern Tage, mitten im Monat, zog Laban aus.

1846er.

Von

Ernſt Löffler.

Der Zollſchreiber ſaß im Bären und wir um ihn herum; er trank Wein und wir thaten deßgleichen. Sein Geſicht und ſeine Haltung waren im gemüthlichſten Zuſtande; wir wußten, daß er wieder eine Erzählung aus ſeinem Leben preisgeben werde und dazu verſicherte er uns, dießmal werde kein Wort dabei aufgeſchnitten. Der Orgelmacher trank ihm einen Halben vor und nachdem der Zollſchreiber nachgetrunken, hub er alſo zu erzählen an:

„Ihr kennt doch alle den Löwenwirth in Xhauſen und kennt auch ſeinen 1846er. Nun, Xhauſen liegt ja an der Eiſenbahn, nicht weit vom Tunnel. — 'S war Ende Oktober 1846, aber noch ein wahres Sommerwetter. Gut — ich, der Bärengeorge, der Orgelmacher — nein, der Orgelmacher war nicht dabei; wartet nur, ich muß mich beſinnen, wer noch dabei war — 's iſt ſchon 4 oder 5 Jahr her — nun, kurz und gut — ich und 3 oder 4 kreuzfidele Spezel gingen nach Xhauſen. Wie geſagt, das Wetter war noch, wie im Sommer. Es war etwa 6 Uhr, als wir in's Löwenwirthshaus eintraten. Der Löwenwirth kennt mich ſchon lang, — iſt ein alter Spezel von mir, — der war ſchon ein wenig angeſtochen. „Diesmal gibt's einen guten Abend“ dachte ich mir gleich, als er auf mich zukam und mir die Hand beinahe zermalmte — ihr kennt ja den Löwenwirth, er iſt noch einen Kopf größer und damals war er auch noch etwas dicker als ich. Nun gut — der Löwenwirth gab mir die Hand und fing an zu lachen, ſag' ich euch. Ihr wißt ja, es fehlt

ihm nicht hier, aber hier." — Dabei deutete der Zollschreiber zuerst an seinen Ellenbogen und dann an seine Stirne, hierauf trank er seinen Schoppen aus, ließ sich einen Fidibus geben und fuhr folgendermaßen fort.

„Das Ding war gut, wir gingen in die Stube; der Lammwirth von Buabenorbes saß auch da und trank neuen 1846er. Die Marie, 's Löwenwirths Töchterle, — sie hat jetzt den Schullehrer von Gelhausen — das hätt' ich nicht zugegeben, wenn ich der Löwenwirth gewesen wär', daß meine Tochter den Schullehrer genommen aber ihr wißt ja, der Löwenwirth thut alles, was sein Mariele will — und die hat nun einmal den Schulmeister haben müssen, was kann man da machen. 'S ist ein hübscher Mann, der Schulmeister, das ist wahr, aber — "

„Gotts Kraut und Rüben, erzähl' uns deine Geschichte weiter," rief der Müllerkarle, „was geht uns jetzt der Schulmeister von Gelhausen an, du hättest ein Koch werden sollen, weil du um Alles so ein Brühle 'rum machen kannst." —.

Der Zollschreiber nahm einen guten Mund voll Wein und gab seinem Gesicht eine Art Amtsmiene.

„Ihr braucht mich erzählen lernen, ihr — Was wahr ist, ist wahr und wenn man erzählt, muß man Alles sagen — man hat ja Zeit dazu. Nun gut — die Marie brachte uns auch einen Neuen. Was der 1846er für ein Wein war, während er gährte, das brauch ich euch nicht zu sagen. Nun, das Ding war gut — ich trink mein Fläschle so alsgemach aus. Was, denk' ich, ist unsereinem so ein Fläschle Wein da. — Gut, ich denk nichts Böses, sag zur Marie: „noch ein Fläschle Marie! — die Marie bringt das Fläschle." —

Der Zollschreiber trank seinen Schoppen aus und ließ sich einen Neuen bringen. —

„Nun, ich trink' und trink', wie wenn ich so ein Weinle vor mir hätte, wie der 1849er da. — Meint ich doch, ich krieg' die Kränk damals, als ich das zweite Fläschle drunten hatte. Ich sag' euch, mir ist angst und bang worden, die Stube hat sich mit mir herumgedreht und doch war mir auch so heiter zu Muthe. Und an

die Marie hab' ich hingeſchwätzt — ich ſag euch, an die Marie — ſie hat mir's ſpäter geſagt, was ich für tolles Zeug an ſie hingeſchwätzt habe; ja, ein Paar Tage darauf, als ich wieder dort einkehrte, hat ſie mirs geſagt. —, Nun, das Ding iſt gut — ich laß mir noch ein Schöpple geben; denn einem ganzen Fläſchle hätt' ich doch nimmer getraut.

Wie ich aber nun den Schoppen voll drunten habe, da meint' ich, jetzt könne mir es gar nicht fehlen, jetzt könne ich die Welt erobern. — Kurz und gut, es war ſo weit, daß ich mich wieder für Napoleon hielt; ihr wißt ja, daß mir dies ſo hie und da paſſirt. —

Gut — kein Menſch denkt was Böſes — thut es auf einmal Schläge, daß man meint, der Himmel fall herunter, dann hat's gepraſſelt an die Fenſter, gehagelt ſag ich euch, daß dem Löwenwirth angſt und bang worden iſt wegen der Frucht, die er noch draus hatte — der Löwenwirth hat ſeine 20 Morgen Fruchtfeld, wie?" —

„Ja," rief der Müllerkarle wieder dazwiſchen „iſt denn im 1846er Jahr die Ernte erſt im Oktober? —

„Gott's Blitz," entgegnete der Zollſchreiber und ſtellte ſein Glas hin, „da bin ich ein wenig aus dem Concept gekommen. Es fällt mir eben ein, daß das ein andermal war, als der Löwenwirth ſo Angſt hatte wegen ſeiner Frucht, — ja ja, es fällt mir eben ein, das war ein andermal. Aber das ſag' ich euch, nimmer geſund aufſtehen will ich, wenn ſonſt ein Wort nicht wahr iſt — und ihr werdet euch wol erinnern, daß es im Oktober 1846 nicht nur einmal gewittert hat. —

Nun, das Ding iſt gut — wie ich da ſo blitzen und donnern ſah', iſt mir erſt der rechte Muth gekommen, ich nahm mein Glas, warf es auf den Boden, daß es in tauſend Stücke ſprang. Dann packte ich den Löwenwirth an der Schulter und ſagte: Löwenwirth, ich bändig das Gewitter und ſtürze hinaus ohne Hut — ich weiß nicht gewiß, ob ich damals einen Hut oder eine Kappe aufgehabt habe — kurz, mir nichts, dir nichts, bin ich 'naus geſtürzt zum Haus

und Dorf 'naus. Jetzt könnt ihr euch denken, was das ist; geregnet hat's was nur vom Himmel 'runter gekönnt hat und blitzt und donnert, daß einem Hören und Sehen vergangen ist; nun, ich hab' ohnedies nichts mehr gesehen und gehört.

Ich weiß nicht, wie lange ich draußen 'rumgeturmelt bin. Kurz, auf einmal wach' ich auf. Mein Rausch und das Gewitter waren so ziemlich vorbei, hie und da hat's noch ein wenig geblitzt und getröpfelt hat's auch noch. Nun gut — jetzt denkt euch nur — ich lag da, konnte mich kaum mehr rühren, war durch und durch naß. Endlich erhob ich mich und gehe einige Schritte vorwärts — es war so finster, wie in einer Kuh. Nun war guter Rath theuer, nun wohin? — Ich tappte auf's Geradewohl vorwärts — wartet, jetzt kommt's erst schön. —

Was geschieht? — Ich denk nichts Böses — wie ich so vorwärts tappe, da blitzts auf einmal und in der Helle sah ich vor mir ein großes Thor — nun denk' ich, ists gewonnen, das ist ein Haus, am End' gar dem Löwenwirth seins. Ich muß sagen, ich war froh, denn es fing an mich zu frieren, wie einen nassen Hund. — Das Ding ist gut, — ich nicht faul, gehe her und gehe hinein, gehörs wem's will; ich gehe hinein und immer hinein; Gott's Blitz, denk' ich, das ist ein langes Haus. Als ich dann noch so ein 100 Schritte drinnen war, wurde mir nicht gar heimlich zu Muthe. Jetzt paßt auf. Was meint ihr nun? Auf einmal, ich denk an nichts Böses, auf einmal höre ich ein Pfeifen — und was für ein Pfeifen! Kurz und gut, ich war in den Tunnel hineingerathen — jetzt denkt euch nur meinen Schrecken und dazu hör' ich nun ein Rollen — Herr Gott im Himmel! Das war der Bahnzug, der nun kam! — Was war zu thun? — Ihr wißt, die Bahn ist doppelt. Nun aber, welche Schienen wird der kommende Zug passiren und welche werden frei bleiben? —

Das kann man jetzt wol denken, aber ich hab' damals nichts mehr gedacht, ich hab mich gerade hingelegt — so, jetzt komm! ... entweder, oder! Ich sag' euch, gerade hingelegt hab' ich mich in meiner Todesangst. Jetzt hörte ich wieder ein Pfeifen, aber viel näher ...

Da bin ich aber ſo nüchtern worden, ſo nüchtern wie am Morgen, wenn ich aufwache. Geſchwitzt hab' ich, die Tropfen ſind nur ſo an mir heruntergelaufen und gebetet hab' ich zu Gott und allen Heiligen und geſchworen, gewiß keinen Schluck neuen 1846er mehr zu trinken ... O ich ſag euch, da ſitzt ihr 'rum und gafft mich an, aber von euch hats noch keiner ſo erfahren als ich was Todesangſt iſt. So da liegen und nicht wiſſen ob du in einigen Minuten lebſt oder nicht ... ja, Gott's Blitz! ihr könnt euch gar keinen Begriff machen. 'S iſt über das Bohnenlied! Nun denkt euch nur — auf einmal rollt das Ding näher und näher ... jetzt gilts ... — jetzt kommt ſie herein — o weh! jetzt. — —

Kurz und gut, wie das Ding ſo gar höllenmäßig gepoltert, gepfiffen und getobt hat, iſt mir Hören und Sehen vergangen, ich hab' nichts mehr von mir gewußt. —

Nun, das Ding iſt gut — wie ich aufwache, liege ich beim Konrad — ihr habt den alten Konrad nicht gekannt, war ein kreuzbraver Kerl, der alte Konrad, er hat ein Wirthſchäftle gehabt an der Eiſenbahn, iſt aber ſchon vor 2 Jahren geſtorben — nun gut, alſo beim alten Konrad bin ich gelegen in ſeinem Bette und was meint ihr, wie lang ich das Bett hab hüten müſſen? 6 Wochen lang ſag ich euch. Und wie mich Gott ſo gnädiglich erhalten hat! Hätte es nicht ſein können, daß ich mich auf die anderen Schienen gelegt hätte, he? —

Aber das kann ich euch ſagen, Wort hab ich gehalten und hab ſeither keinen Schluck neuen 1846er getrunken!

* * *

„Du Zollſchreiber," fragte der Langenbeckle, „haben wir Schwaben im Jahr 1846 die Eiſenbahn ſchon gehabt?" — „Und" ſagte der Vogelmacher dazu, „hat denn unſere Eiſenbahn doppelte Schienen?" —

„Was wißt denn ihr," rief der Zollſchreiber, „ihr ſeid ja hinter den Ohren nicht trocken ... ich glaub' gar, ihr zweifelt an der Wahrheit meiner Erzählung. Gott's Blitz, wenn ich das wüßte, kein Wörtle würde ich euch mehr erzählen ...

„Wir glaubens ja, wir glaubens ja," — riefen alle, „erzähl noch eins! Nein, wird nichts draus, seht der Polizeidiener kommt, es ist 10 Uhr, die Polizeistunde ist vorüber ... Morgen erzähl ich euch eins von selbigem Schulmeister von Gelshausen. Für heute aber gute Nacht! — —

Gedichte.

Gloſſe.

Verlangen kann ein Menſchenherz
Nichts Beſſeres auf Erden,
Als fühlen Liebesluſt und Schmerz,
Und dann begraben werden.
Rückert.

Drei Jäger ſaßen jagensmüd,
Es brauſt der Sang, der Becher glüht,
Da rief der Aelteſte von ihnen
Mit grauem Bart und braunen Mienen:
„Hoch leb' die Jagd; in ihr nur blüht,
Was von des Lebens Ernſt und Scherz
Verlangen kann ein Menſchenherz."

„„Mir lacht' das Glück aus gold'nen Zweigen,"" —
Der Zweite rief, und trank darauf —
„„Doch weil im bunten Lebenslauf
Ich keinen Frieden konnt' erreichen,
Gab ich dem Waidwerk mich zu eigen,
Und fand, trotz Mühen und Beſchwerden,
Nichts Beſſeres auf Erden.""

„Ein holdes Lieb" — der Dritte ſprach —
Hielt Tag und Nacht mein Sehnen wach,
Da ward das Schmachten mir zuwider,
Ich ſtieg zu meinen Thälern nieder,
Und zog dem edlen Wilde nach;
Das war geſünder für mein Herz,
Als fühlen Liebesluſt und Schmerz."

„Mir ward nicht Glück, nicht Liebesfreude"
So schloß der Erste — „denn im Wald
Wurd' ich geboren, wurd' ich alt;
Dort blieb ich frei von jedem Leide,
Und möcht', eh' ich von hinnen scheide,
Noch schau'n die schönste Jagd auf Erden,
Und dann begraben werden.

Der letzte Reigen.

1.

Ich möcht ein Liedchen singen,
Wie einst vom Baume sank
Die Blüthe, eh die Sonne
Den Thau vom Kelche trank,
Möcht singen, wie die Perle
Zerfiel in Meeresnacht,
Eh' eine Menschenseele
Zu Tage sie gebracht,
Möcht eine Liebe singen,
Die wie die Blüthe rein
Und heimlich wie die Perle
Geruht im Herzensschrein,
Und starb, eh sich der Lippe
Das scheue Wort ergoß,
Noch ehe ineinander
Die Gluth der Seelen floß.

2.

Wie kosend der Blumen buntfarbige Schaar
In Zephyrs Armen sich wieget,
So wogt es im Saale, wo Paar an Paar
Zum lustigen Tanze sich schmieget;
Die schönste aber im schimmernden Rund
Die heftet die Blicke, die düstern,
Nach einer Stelle und neiget den Mund
Zur Mutter mit ängstlichem Flüstern:

„O Mutter! o ſieh nur, wie bleich, wie ſchön
Er nahet, o habe Erbarmen,
Das lezte, das ſchmerzlichſte Wiederſeh'n
Vergönne zum Scheiden dem Armen! —
Doch wie er mit bebender Lippe ſtand,
Den nächſten Tanz zu begehren,
Erfaßte krampfhaft des Kindes Hand
Die Mutter, der Bitte zu wehren.
Da pochte das Herz, da wallte das Blut:
„Wohl bin ich" — ſo brach ſie das Schweigen —
„Verſagt bis auf einen, doch habt Ihr den Muth,
So harrt bis zum letzten der Reigen!"

3.

Wie fern am Geſtade die Fiſcherin lauſcht,
Wenn Welle ſich nahet um Welle,
Bis endlich die lezte, die freundliche, naht,
Die bringet den Theuern zur Stelle,
So harret der Jüngling der Tänze all,
Die brauſend die Räume durchgleiten,
Bis endlich des lezten fröhlicher Schall
Sein Herz erfüllet mit Freuden.
Da eilet er hoffend entgegen dem Glück,
Nach dem er geſchmachtet ſeit Stunden,
Doch wie er auch quälet den forſchenden Blick,
Die Holde ſie war ihm entſchwunden.

4.

Ein Wagen rollet draußen
Wohl indie Nacht hinein,
Am Fenſter zittert heimlich
Der bleiche Mondenſchein,
Zu lauſchen einer Thräne,
Die drinn' ein Mägdlein weint
Um eine todte Liebe,
Um einen kranken Freund.
„Sei ruhig, Kind, ſei ruhig,
Die Thränen trocknen bald."
„„O Mutter, liebe Mutter!
Wie weht die Nacht ſo kalt!"" — —

5.

Wohl siebenmal stiegen hernieder
Die Sterne auf goldener Bahn,
Da stehen die Paare wieder
Gar festlich angethan,
Doch ziehen sie nicht zum Tanze,
Nicht tönet Musik dabei,
Ein Glöckchen im Abendglanze
Gibt traurige Melodei.
Nicht schimmern die Kerzen im Saale,
Ein düsteres Wolkenmeer
Hängt schweigsam über dem Thale,
Wie Todesgedanken so schwer.
Und in dem Zuge dem langen
Ein Wagen geht in der Mitt',
Der Wagen ist schwarz behangen,
Die Rosse gehen im Schritt.
Schon rauschet der schwermuthsvolle
Vielstimmige Grabgesang,
Schon sinket die erste Scholle
Zum Sarge mit dumpfem Klang,
Da dringt's von der Kirchhofmauer
Wie banges Sterbegestöhn,
Es decken des Todes Schauer
Den Jüngling so bleich und schön,
Ihn decket die Nacht mit Schweigen,
Auf die es wohl nimmer tagt,
Er folgt Ihr zum letzten Reigen,
Den sie ihm zugesagt.

K. Ebersberger.

Liebeslieder.

Entſchuldigung.

Die Roſe wahrlich nicht allein
Bind' ich zu meinem Strauße,
Dabei ſoll auch das Veilchen ſein
In grüner Blätterklauſe.

Der Tulpe farbenweicher Kelch,
Der Lilie reines Sinnen,
O könnteſt du's verſtehen, welch'
Ein Zauber ruht da drinnen.

Und Augentroſt, Vergißmeinnicht,
Im Schooß den Schmuck des Goldes,
Und dich du Frühlingsbote licht
Marienblümchen holdes.

Denn was erblüht im Thal, auf Höhn
Verwelke nicht vergebens
Dann iſt die Welt erſt lieb und ſchön
Und voll der Kranz des Lebens.

1.

Im ſchönen Mai war's; — fern und nah
Zog über Berg und Thal
Des Frühlings Lerchenruf, da ſah
Ich dich zum erſtenmal.

Lichtblond fiel dir das Haar zurück,
Das Aug' ſo treu, ſo lieb;
Ein Alpenſee, in dem ein Stück
Vom Himmel hangen blieb.

Du kamſt entgegen mir, halb Kind
Und halb die Jungfrau ſchon,
Ich grüßte dich, da wie der Wind
Verſchämt flogſt du davon.

Seit jenem Tag, ich weiß nicht wie, —
Es kam so unbewußt,
Ist mir der süße Friede nie
Gekehrt mehr in die Brust.

2.

Gib Liebe mir!

Ich will nicht mehr als Himmelblau
Es braucht ein Veilchenaug' zu färben,
Nicht mehr, als kühlen Abendthau
Ein Röslein trinkt, um nicht zu sterben.

Nicht mehr, als goldnen Honig trug
Ein Bienchen je an zarten Füßen,
So gib! — ist's dreifach doch genug
Ein Herz voll Wermuth zu versüßen.

Nur so viel gib, daß ich daraus
Ein süßes Labetröpflein schlürfe;
Nur so viel, daß der Blumenstrauß
Der Lieder nicht verwelken dürfe.

3.

Wär mein das Fädchen nur das spinnend
Du durch die emsig'n Finger rückst,
Das Bleistiftstümpfchen, das du sinnend
An deine rothen Lippen drückst.

Ein Blatt von jener weißen Rose,
Die welk an deinem Busen hängt, —
Gleicht ihr ja ganz das hoffnungslose
Verlangen, das zu dir mich drängt.

Mir wär's ein Denkblatt jenes Jahres.
An jenen raschen Stundenflug,
Da ich dein Bild, dein wunderbares,
In meiner heitern Seele trug.

4.

Was mich anzieht ohne Ende,
Stets erneut der Wünſche Regung —
Iſt es deiner emſ'gen Hände
Raſtlos thätige Bewegung?

Sieh! ich freu' mich, wenn du ſchweigend
Auf den Rahmen des Geſtickes
Lieblich dich herunterneigend
Birgſt den Zauber deines Blickes;

Wie des kindlichen Geredes,
Daß du über tauſend Sachen
Plaudern kannſt und über jedes
Bunte Läppchen herzlich lachen.

5.

Sprich, was machſt du mir begegnend
Ein ſo bitterbös Geſicht,
Sonſt ach war dein Auge ſegnend,
Und dein Grüßen ein Gedicht.

Und wie vor dem lichten Morgen,
Raſch zerſtiebt der Uebel Schaar,
Flohen weg die nächt'gen Sorgen,
Und der Tag lag offen klar.

Nun du zürnſt, krankt mein Gemüthe,
Wie im Froſt die Blumenbruſt,
Und es ſchließt ſich zu die Blüthe
Meines Frohſinns, meiner Luſt.

Unmuth naht mit ſchlimmen Waffen,
Und der heit're Friede ſchied,
Und ein Fluch liegt auf dem Schaffen,
Und ein Bann liegt auf dem Lied.

Glätt' hinweg die finſt're Falte,
Daß ſich wandle mein Geſchick;
Wirf in dieſe froſtig kalte
Landſchaft einen Sonnenblick.

6.

Ich hab's getragen tief in mir,
Nicht sich'rer läg's im Grabe,
O sag', wer hat's verrathen dir,
Daß ich so lieb dich habe?

Verrieth es dir mein Blick vielleicht,
Der sich zu dir gestohlen,
So heimlich wie der Mond sich schleicht,
Zu schlafenden Violen.

Die Blumen, die ich hab' gepflückt,
Die armen Lauscherinnen,
Ich hab' sie in der Hand zerdrückt,
Daß sie's nicht weiter spinnen.

So thu' mir kund, wer unbewußt
Vergaß des Wortes Wahrung, —
War's etwa deiner eig'nen Brust
Geheime Offenbarung?

7.

Sprich nur ein einzig Wörtlein,
Und träf' es noch so schwer,
Sag' mir: „Bist nicht mein Liebster,
Ich lieb' einen Andern mehr."
Dann sei es noch zur Stunde
Mit Lieb' und Hoffen aus,
Mit einem Wurf zerschlagen
Der Wünsche Kartenhaus.

Doch frisch mit jedem Tage
Des Sehnens Qual erneu'n,
Ins Blumenbeet der Hoffnung
Des Zweifels Schierling streu'n;
Mir heut' den Himmel bieten
Und morgen rauben ihn, —
O schone deiner Waffen
Du schöne Quälerin.

8.

Drei Tage nicht geſehen,
Drei Tage nicht gegrüßt,
Drei Tage ohne Sonne!
Wofür hab' ich gebüßt?

Was gibt es Neues, fragſt du; —
Wie dich der Vorwitz drückt!
Ein Veilchen iſt geſtorben,
Mußt welken ungepflückt.

Das Finkenpaar im Garten,
Das oft uns Spaß gemacht,
Sie kamen auseinander,
Was kommt nicht über Nacht?

Und dann, was ſonſt noch Neues,
Von da und anderwärts, —
Ei ja! und daß vor Leide,
Bald ſtarb ein Dichterherz.

9.

Küß' dieſes Kind, es hält den Mund
Gleich einem Blumenkelch dir hin,
Still' dieſen Wunſch des Engels — und
Dann ſchau auf mich mit güt'gem Sinn.

Und lächelnd beugſt du dich und mild
Drückſt du auf ſeiner Lippen Glut
Den Kuß, indeß auf dieſem Bild
Mein trunk'nes Aug' faſt neidiſch ruht.

Nun küß' auch du mich, jubelt hell
Das Kind und ſchlingt um meinen Fuß
Die Aermchen, ſpitzt das Mäulchen ſchnell,
Das feucht noch, ach — von deinem Kuß.

Und ſelig bang fragt dich mein Blick —
Und während's purpurn dich beſchleicht,
Schlürft ſchon mein Mund das ſchönſte Glück
Von Engelslippen mir gereicht.

10.

Wiederkehr.

Bedeckt vom Wanderſtaube,
Grüß' ich dich liebes Haus,
Wo ich einſt wie die Taube,
Zog heimlich ein und aus.

Und wieder ſeh' ich blinken,
Dein reiches gold'nes Haar,
Und wieder darf ich trinken,
Dein blaues Augenpaar.

Und wieder iſt's ein Sehnen,
Das froh mich macht und reich,
Und wieder iſt's ein Gehen,
Dem eines Bettlers gleich.

Schon iſt verammt die Schwelle,
Die zögernd ich verließ;
Ein Blick nur war's ins helle,
Verlorne Paradies.

L. v. Hörmann.

Liebesſehnſucht.

Kennſt du das Heimweh, — jenen heißen Schmerz,
Von dem das Alpenkind nie kann geſunden
Im fremden Land? — So krankt nach dir mein Herz
Seit ich der Heimath Bild in dir gefunden.

Der ganze Zauber meiner Berge liegt
Auf dir; ſo frei und ſtolz iſt deine Stirne,
Brunellenbraun dein Aug'; oft überfliegt
Es roſig dich wie Alpenglüh'n die Firne.

Und wenn du ſprichſt! — Wie ſüßer Vogelſang
Ins Waldesdunkel lockt, daß ſelbſt vergeſſen
Der Wand'rer lauſcht und folgt, bis endlich bang
Er nimmer weiß den Ausgang zu ermeſſen:

So folg' ich dir, ſtilltrunken ohne Wahl,
Und wie berückt von lieblichen Accorden,
In deines Herzens tief geheimſtes Thal,
Bis rings die Welt zur Fremde mir geworden.

Geiſtesadel.

Der Schönſte biſt du, Liebſter, unter Allen,
Mag auch dein Aug' kein Adlerauge ſein,
So ſtolz und blitzend, auch nicht marmorfein
Die Züge und dein Mund nicht wie Korallen.

Wem wäre nie der Zauber aufgefallen,
Den oftmals webt der Abendſonnenſchein,
Um ein Stück Haide oder Felsgeſtein,
Wo achtlos wir am Tag vorüber wallen?

Das iſt dein Bild. Gleichgültig ſcheinſt du, arm
An Worten, bis ein Fühlen tief und warm,
Die ſonſt verſchloſſ'ne Bruſt begeiſternd ſchwellt.

Dann leuchtet auf dein ſtilles Angeſicht,
Als fiel' darauf mit wunderbarem Licht,
Ein Strahl aus deiner reichen innern Welt.

Angelica v. Hörmann.

Zum neuen Vereinsjahr.

Des Sommers holder Reiz verflog. Der Abend dunkelt raſch heran,
In feuchtem Glanz der Sternlein Schaar kämpft in der Wolken Ocean;
Sie ſchimmern in verlornem Licht. Ein Chaos düſt'rer Schatten ragt
Ringsum, leis tönt es, halbverweht, als ob ein Kind im Traume klagt.
Durch Bergesklüfte ziehts hinan mit Stimmen vielfach, wunderſam,
Wie wenn ob der entſchwund'nen Pracht des Lenzes Leid uns überkam.
Hohlbrauſend fegts die Kränze ab, die halbverwelkt als letzter Schmuck
Der Fluren im Vergeſſen ruhn, beſchwert vom kalten Regendruck.
Ja, ſelbſt der Herbſt, der fröhliche, der es dem Sommer nachgethan,
Sieht ſich verdrängt aus ſeinem Reich von öden Winters finſterm Bann,
Der drängt ſich an die Locken ihm, wie an die Klippe Meeresfluth
Der Winter, bleichen Nordlichtſcheins, im Blicke Eis und Eis im Blut.

Lebt wohl die Ihr uns so erfreut! so ruft es durch eintönig Grau:
Du schmucke Höh, du prächt'ger Strom, du klarer Bach, du schöne Au!
Ein schaurig Nebelrieseln hüllt den heimlich stillen Erlenhain
Mit seiner Pfade Labyrinth und seinen falben Blättern ein.
Die Quelle, uns'res Wald's Kleinod, versickert trüb und still im Moor
Die Quelle, deren Lieblichkeit gepriesen uns'rer Lieder Chor —
Und mit des Sommers Herrlichkeit floh uns die Schwalbe Zug um Zug,
Der Kuckuck und der Wendehals, Bachstelze, Lerche rasch im Flug —
Die wundersüße Nachtigall mit ihrer Töne Silberhall,
Grasmücklein, Ammer, Amsel, Staar, in Rohr und Laub die Sänger all.
Der Wachteln Schwärme, Weih und Falk, erprobter Schwinge anvertraut,
Der Turteltauben Sippe auch, in Wipfeln hoch und tief im Kraut —
Rothkelchen nur das zierliche, hüpft zirpend noch von Ast zu Ast
Und bleibt, ins Federkleid gehüllt bei uns, ein lieber Wintergast.
Habt Ihr gehört in jüngster Nacht der Drosseln und der Finken Schwarm?
Der Nebelkrähen drollig Volk? Die fröhlich schmetterten Allarm?
Sie sammelten in Horste sich, sie kreuzten ohne Rast und Ruh
Gewandt in heller Reiselust dem gastlich warmen Süden zu.

Und mit den Sängern leicht beschwingt auch unser Herz voll Ahnen zieht,
Gedanken flattern um uns her wie ein erinn'rungselig Lied,
Nach jener Heimath drängt es uns, die mittlerweile still und traut
Im heitern Reich der Musen sich zu unserm Frommen auferbaut,
Die unsern Sinn gefangen hält in farbenbunter Schilderei,
In unsrer Ahnen Sagenhort, im Dichterworte klar und frei,
Die deutscher Mähr vollwichtig Gold, des Geists Kleinodien uns beut,
Von unsern größten Meistern uns zur Lust freigebig ausgestreut.
Nach jener Heimath zieht es uns, die fast ein Menschenalter lang
Uns in krystall'ner Runde schirmt vor Werkeltages st üb'gem Drang.
Er hält uns Geist und Sinne frisch, das Herz so froh, das Auge klar
Der literarische Verein uud hütet treulich uns're Schaar.

Wer ward nicht froh in seinem Bann, dem Horte der gesell'gen Lust,
Den Merz, den Hoffmann gründeten und wohl zu schirmen stets gewußt,
Den so viel Wackere geziert mit ihrer Gaben reichem Gut,
Und der bei ernster Sinnigkeit niemals gekargt mit heit'rem Muth.
Denkt an die Maskenspiele nur, die Geist und die Humor erdacht
Und die, geschickt ins Werk gesetzt, so wahrhaft fröhlich uns gemacht;
Der Bälle, der Trinksprüche denkt, so köstlich wie geprägtes Gold,
So harmlos wie ein Maienspiel, der Landpartien minnehold,

Zum Irrhain, auf den Dutzenteich und Schmausenbuck dem Waldpallast
In Blüthenpracht und Sonnenlicht, in Wiesengrün und Mondesglast,
Und sagt Euch, legt die Hand aufs Herz, ob zu gemißen Euch gereut,
Was Euch der Literarische seither mit vollen Händen beut?

Wir stehen an der Schwelle nun des neuen Jahres im Verein,
Der Wünsche sicher Euererseits für sein fortblühendes Gedeih'n —
Wir bringen frischen, frohen Muth und auch die beste Absicht mit,
Daß mit den früheren dieß Jahr stets halte gleichen festen Schritt.
Doch um zu fördern, was uns frommt in dem verjüngten Mondenlauf —
Wir pochen keck an jede Thür, wir rufen alle Kräfte auf,
Um das vereint zu wirken, was dem Einzelnen beschwerlich fällt,
Um dort vereint zu sorgen, wo ein Hemmniß sich entgegenstellt,
Um dem vereint zu steuern, was als nimmer fördernd wir erkannt,
Um das vereint zu bringen, was die Anerkennung Aller fand.
Und findet einmal etwas sich, was der Gesammtheit wird zur Last,
Wir werfen fröhlich über Bord es als unnöthigen Ballast.

Manch schöne Stirne zieht sich kraus, daß man den Stiftungsball verlegt,
Und hiemit manchen frommen Wunsch, den manche Liebliche gehegt —
Doch dem Warum? begegnen wir (es würde uns die Ausflucht leicht,
Daß uns noch Klingenfeld's Verlust, des Trefflichen zu schmerzlich beugt),
Solch einen zweiten Vorstand traun, solch'nen Vergnügungscommissär
Ersetzen wir auch nicht so leicht ex tempore von Ungefähr.
Und dann ein flottes Maskenspiel mit Lied und Tanz am Carneval,
Stellt Forderungen, welche man erfüllen muß in jedem Fall.
Bald rufen wir zu frohen Festes Vorbereitung alle Euch,
Auf sichern Beistand zählen wir in Faschings lustigem Bereich —
Was wir beim Stiftungsball versäumt, wir holen Alles redlich ein
Und, will es Zeus! Ihr werdet auch hierin mit uns zufrieden sein.

Zum Schluß ergeht der Ruf an Euch, Ihr jungen Recken lobesan,
Ihr neuen Kräfte im Verein, die Billigkeit ruft Euch heran!
Die Ihr Beruf und Streben habt für unser würdig schönes Ziel,
Was steht uns Alten Ihr so fern, ist Euch solch Wirken schon zu viel?
Versucht einmal, was Ihr vermögt, fürs Allgemeine schaffet frisch
Und zehrt nicht nur, nein! sorgt auch, daß was Neues ziere unsern Tisch.
Wir schaffen zwanzig Jahre lang und nun ists billig und gerecht,
Daß uns ersetze nach und nach ein neues strebendes Geschlecht,

Das opferfreudig, emsiger Pflicht, womit der Himmel es begabt,
Mit Freuden theilt manch braves Werk, woran sich Herz und Sinn erlabt.
Und eingedenk des edlen Ziels all seine Kräfte setzet ein,
Daß wachs und blühe fort und fort der literarische Verein!

Weihnachten!

Wieder nahet für Große und Kleine die hochherrliche Gnadennacht,
Heißersehnete Gaben bescheerend, lockend in schimmernder Kerzen Pracht —
Pferde für Knaben und Puppen für Mädchen, Bücher, Geschmeide und festlich Gewand,
Geistesblüthen den sinnigen Frauen, leckeren Mäulchen süß schillernden Tand, —
Also wünschten auch wir zu begaben Euch, Ihr Freunde in Laune und Scherz,
Mit dem Gewünschten (und wunschlos ist Keiner!) was sich ersehnet das menschliche Herz:
Nehmt denn dieß Lied aus unserer Habe, höret die Botschaft, Ihr Guten erfreut:
O du selige, o du fröhliche, Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Nehmt das Gefühl, um das wir die Kinder seufzend beneiden, — die lustige Schaar —
Weihnachtsgefühl, den Born süßer Freuden, wieder quillt er so perlend und klar;
Wehmuth durchzuckt und Wonne die Wimper, Freude beschimmert das ernste Gesicht,
Nehmt die Erinn'rung vergangener Freuden, Dornen und Wehmuth bergen sie nicht;
Nehmt den Antheil an Anderer Wonne, achtet den Jubel der kindlichen Welt;
Habt Ihr ein Blümchen, so steuerts zum Feste, das die Sonne der Hoffnung erhellt;
S'ist ja die Umkehr des Göttergestirnes, das unser Dasein mit Blüthen bestreut —
O du selige, o du fröhliche, Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Ist auch das Nehmen zum Geben geworden, Kosten für unsere heimische Welt,
Gaben und Scherze, Spiele und Stoffe mehr, als hausbackenem Sinne gefällt,
Nehmt's nicht zu Herzen, Ihr tauscht nur Geschenke, nehmt aber reich're Gefühle dafür,
Blicke und Jubel des Danks und der Freude, Abglanz des Himmels im ird'schen Gewirr;

Wem wird der Blick, wem der Busen nicht weiter, rollet nicht frischer, lebend'ger das Blut,
Wenn das Auge beim Flimmern der Kerzen auf der Empfangenden Seligkeit ruht —
Harret ihrer mit reinem Gefühle und dem Gruß zum willkomm'nen Geleit:
O du selige, o du fröhliche, Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Am Grabe des Freundes.

Stiller Himmel, stiller Gang nach dem Reich des Schweigens —
Eine sich mein Morgensang mit des Weltenreigens
Ewig tönendem Päan, der dem Leben eigen
Und, wem dieß kein leerer Wahn, redet auch dieß Schweigen.

An des Freundes Gruft so schlicht stehen wir Genossen,
Oftmal ist des Mondes Licht d'rüber hingeflossen —
Die Erinn'rung hat erfaßt und die Hoffnung Alle:
Er, gleich uns, war auch nur Gast in der Erdenhalle.

Thräne nicht, nicht Trauer soll unserm Gruß sich einen —
Heitern Sinnes, hoffnungsvoll grüßen ihn die Seinen,
Leben bringen sie mit sich an des Todes Bette —
Morgenstunde feierlich waltet um die Stätte.

Durch dieß stille Friedensreich selbst dringt frisches Leben,
Morgenperlen silberweich an den Gräsern schweben,
Freudig ringt sich Leben los aus der kühlen Erde
Dunklem wunderbaren Schooß auf des Meisters: Werde!

Tausend Gräber öffnen sich vor dem innern Auge,
Lichtgestalten schwingen sich auf im frischen Hauche —
Tod liegt nur das ird'sche Kleid, abgestreift dem Geiste,
Der in stiller Heiterkeit Welten schon umkreiste.

Und er eint sein hohes Lied mit dem Weltensange —
Auferstehung, Leben blüht auf des Jünglings Wange.
Wo sein Schatten auch verweilt, er ist frei der Sorgen,
Frei wie wir, wenn uns ereilt Auferstehungsmorgen.

Zwei Genien.

Beim Eintritt in dieß Erdenleben, so reich an Luft, so reich an Qual,
Sind uns zwei Genien mitgegeben als Führer durch dieß Pilgerthal,
Des Einen göttergleiche Schöne entzückt, erfreuet Groß und Klein
Sein Gruß, der süßeste der Töne, gibt Segen, Freude und Gedeih'n.

Den Frühling trägt er auf den Schwingen, der Friede glänzt ob seinem Haupt,
Sein Tritt ist ein melodisch Klingen, der öde Pfad sich grün belaubt,
Die kahle Heide schmücken Blüthen, berührt sie seiner Fitt'ge Saum,
Und wem sein heilig Wort beschieden, ihm flüsterts lieblich wie ein Traum.

Kein Stand, so würdig und erhaben, kein Wirken, König oder Knecht,
Vom starren Greise bis zum Knaben, kein Rang, nicht Alter noch Geschlecht,
Verbirgt sich seinem holden Walten, für Alle blüht sein reicher Kranz,
Wie auch die Dinge sich gestalten, verklärt sie seiner Blicke Glanz.

Doch der Gefährte ihm zur Seite, der trüben Sinns zu Boden blickt,
Umhüllt vom ernsten Pilgerkleide, das keine gold'ne Spange schmückt,
Vermag kein Grußwort zu entbieten, die Lippe ist gepreßt und ernst,
Und dir entflieht der heit're Frieden, wenn sein Gebot du kennen lernst.

Auch er tritt in Pallast und Hütte, für jeden gilt das stille Wort,
Aus treuer Lieben trauter Mitte führt schweigend er die Lieben fort;
Daß Waller wir auf dieser Erde, thut seine Mahnung oft uns kund,
Es sagts die sinnende Geberde, es sprichts gar manchmal uns sein Mund.

Und höchster Trost ward uns gegeben, indem das Genienbrüderpaar
Die Boten unserm schönen Leben, seit ewig unzertrennlich war;
Tritt uns des Einen Ernst entgegen, ihm folgt des Andern Luft gewiß,
Mag Einer Trauer uns erregen, der And're baut ein Paradies.

Laßt uns den Genien vertrauen, die ein gewalt'ger Wille lenkt,
Ob Thränen unsern Pfad bethauen, ob Freude uns ein Lächeln schenkt,
Der Muth, das Hoffen wird nicht kleiner, ob Luft, ob Trauer uns umweh'n,
Denn ist Abschied der Brüder Einer, der And're ist das Wiederseh'n.

Fr. Knapp.

Phantaſie und Wirklichkeit.

Maskenſpiel von J. Priem.

Perſonen.

Bambinus, ein Zauberer.
Mirabella, eine Fee.
Haspler, ehemals Kaufmann, — als Kauf- u. Handelsherr des XV. Jahrhunderts.
Mechtilde, Adelgunde, Elsbeth, } ſeine Töchter, — im Koſtüm des XV. Jahrhunderts.
Heribald von Adlerſtein, Adalbert von Rabenhorſt } Lieutenants — als Raubritter.
Bolz, einjähriger Freiwilliger — als Knappe.
Zacharias Funkenberger, Verwalter des Heribald von Adlerſtein — als Burgvoigt.
Portiuncula, ſeine Haushälterin.
Der Freimann.

Ritter, Edeldamen, Bauern und Bäuerinnen.

I. Scene.

Saal im goldenen Adler.

Mirabella.

Bambinus, theurer Freund, was deuten dieſe Falten,
Die ſich auf deiner Stirn ſo wunderſam geſtalten,
Wie Hieroglyphen, die ich nicht entziffern kann?

Bambinus.

Du fragſt? Du ahnſt es nicht? Aus iſt's mit unſern Freuden,
Mit Lieb' und Luſt vorbei! Wir trennen uns, wir ſcheiden!
Mein Schickſal iſt erfüllt, — ich bin ein armer Mann!
Du weißt, ich hab, wie Fauſt, mich der Magie ergeben,
Dreihundert Jahre war's ein angenehmes Leben,
Auf einmal kündigt mir Mephiſto den Kontrakt,
Er ſchreibt, es thät ihm leid, allein er könnt's nicht ändern,
Der Teufel gilt nichts mehr in aller Herren Ländern,
Er muß befürchten, daß der Staatsanwalt ihn packt. —
Am Aſchermittwoch ſchon wird der Vertrag zerriſſen,
Er will nichts mehr von mir, ich ſoll von ihm nichts wiſſen,
Mit einem Wort, ich bin verlaſſen, arm und nackt! —

Mirabella.

Bis Aſchermittwoch? Ei, da kann noch viel paſſiren,
Wie doch die Herrn der Welt ſo leicht den Muth verlieren,
Da ſprengt ja noch ein Weib zum Mond die Erde auf! —
Vernimm, daß ich, indeß du Träumer ſchlafgewandelt
Mir meinen Plan gemacht, beſchloſſen und gehandelt,
Und daß die Dinge jetzt ſchon gehen ihren Lauf.

Bambinus

Was kannſt du thun? Wer glaubt in dieſen ſchnöden Zeiten
An Feen noch, die nur auf dem Theater ſchreiten,
An Schnüren höchſtens noch zu den Soffiten ſteigen,
Und wenn der Vorhang fällt, ſich dankbarlich verneigen.
Ich habe lange ſchon mich meines Rangs begeben
Denn ſterben konnt' ich nicht und wollte doch noch leben,
Drum mußt ich meine Kunſt um ſchnödes Geld verwerthen,
Und, wie die Welt es nennt, ein Taſchenſpieler werden.

Mirabella.

Und ich bin unterdeß auch in Paris geweſen,
Hab dort Herrn Offenbach Collegia geleſen,

O, er verdankt mir viel, nur feenhaften Händen
Gelangs, der halben Welt Applaus ihm zuzuwenden —

Jetzt aber, theurer Bambinus, bin ich es ſatt, mich in holprigen Alexandrinern mit dir zu unterhalten; wir ſind noch unter uns, laß uns in die ſchlichte Proſa übergehen, ſo kommen wir mit unſern gegenſeitigen Eröffnungen leichter zum Verſtändniß.

Bambinus.

Zugegeben! Mit der heutigen Poeſie iſt ohnedieß nicht viel Staat mehr zu machen. Wenn wir nicht immer noch die alten Flecke hätten, könnten wir die neuen Riſſe gar nicht mehr zunähen. Aber, wie geſagt, Mirabella, ich bleibe dabei, mit uns iſt's aus! Sechs Jahre ziehe ich nun ſchon als Profeſſor der Escamotage in der Welt herum, habe Orden von allen poſſedirten und inpoſſedirten Fürſten, aber die Art liegt am Stamm. Jeder Gewerbſchüler verſteht ſchon ſo viel Phyſik, daß er mir meine Kunſtſtücke nachmachen kann, und an die Zauberei glaubt ſchon lange kein Menſch mehr. Jeder Tag überflügelt den Teufel ſelbſt, und am Ende bekomme ich nicht einmal eine Penſion als abgedankter Zauberer à la suite! —

Mirabella.

Dein Kleinmuth erweckt in der That mein Erbarmen Bambinus. — Biſt du nicht immer noch im Beſitz jenes köſtlichen Lebenselixirs, das dir der berühmte Theophraſtus Bombaſtus Parazelſus von Hohenheim vor 200 Jahren gegeben, mit dem du die Herzen der ganzen Frauenwelt eroberteſt, das dich in ewiger Jugend blühen läßt durch ſeine wunderthätige Kraft?

Bambinus.

Allerdings, aber es iſt nur ein kleiner Reſt noch vorhanden, der kaum für zwei Menſchenalter ausreichen wird; dann muß ich mich dem Geſetz der Natur unterwerfen, werde Runzeln und graue Haare bekommen, vom Podagra geplagt am Stocke humpeln und von allen Uebeln des Alters heimgeſucht werden.

Mirabella.

Gieb mir das Fläschchen. Vielleicht gelingt es mir es wieder zu füllen. Was der alte Charlatan vermocht, wird einer ordentlichen Fee wohl auch noch gelingen.

Bambinus.

Wie? Du glaubst? Aber, noch ist das Fläschchen in keine andere Hand gekommen als in die meine — sein Inhalt ist mein letzter Reichthum, der letzte Anker meiner Hoffnung.

Mirabella.

Mißtrauen in deine Mirabella? Gieb die Phiole, ich muß sie sehen, um die Ingredienzen der Mischung zu erkennen.

Bambinus.

Nun denn! Sieh was du vermagst. (Reicht ihr das Fläschchen).

Mirabella

(besieht das Fläschchen).

Possen! Jeder Apothekerlehrling könnte diesen Trank bereiten, wenn er das Recept dazu hätte. Aber eh' ich das Fläschchen frisch fülle, muß der alte Rest verschwinden. Auf deine Gesundheit Bambinus. (Sie leert das Fläschchen mit einem Zuge).

Bambinus.

Bei allen Mächten der Hölle! Was hast du gethan? —

Mirabella.

Dich mir und dir selbst gerettet! — Es ist kein Tropfen mehr darin geblieben.

Bambinus.

Aber du kennst die Mischung? —

Mirabella.

Nicht die Spur davon. Aber nun biſt du mein! Nichts wird uns mehr trennen.

Bambinus.

Verrätherin! So haſt du mich betrogen?

Mirabella.

Ja, mein theurer Bambinus, ich war ſo frei; aber zu unſerm beiderſeitigen Glück. Dieſes Fläſchchen allein war es, was noch zwiſchen uns ſtand. Um dir meine Handlungsweiſe indeß recht klar zu machen, muß ich mich wieder der Poeſie bedienen. Sie übt beſänftigende Kraft auf die braußenden Wogen des Zorns! —

Es war der Liebe ſchon ſeit grauer Zeit beſtimmt,
Daß mit der Jugend ſie vom Menſchen Abſchied nimmt,
Bleibt auch der Liebe Geiſt in Ehren immer noch,
Was nach der Jugend kommt iſt etwas And'res doch! —
Die Herrn der Schöpfung ſind vor Allen wohl belehrt,
Daß Liebe nur beſteht ſo lang' die Jugend währt;
Das heißt: was uns betrifft, ſie bleiben ewig jung,
In ihrem Herzen und durch die Veränderung!
Weil Ihrer Liebe nun, mein theurer Herr Galan
Ich mich verſichern will, ſo war es wohl gethan
Des Fläſchchens Zauberkraft mir liſtig zu gewinnen:
Nun biſt du ewig mein mit allen deinen Sinnen! —

Bambinus
(wüthend).

Du Ungeheuer! So mein Herz zu täuſchen!
(zärtlich)
Wie lieb ich dich, du Blume, hold und rein!
(wüthend)
Mit meinen Nägeln möcht' ich dich zerfleiſchen!
(ſanft)
Ja, Mirabella! Ewig biſt du mein!

(zornig)
Aus meinen Augen, hinterlist'ge Schlange!
(zärtlich)
O bleibe! Schwinde nie vor meinem Blick!
(wüthend)
In deiner Nähe wird mir angst und bange!
(sanft)
Aus deinen Augen lacht mir Himmelsglück.
(für sich)
Mir ist, als stritten feindliche Gewalten
Auf Tod und Leben sich in meiner Brust,
Die eine reißt mich fort, die and're will mich halten,
Sie heißen Höllenqual und Himmelslust!
Und wenn der Einen ich mich will erwehren,
Muß ich der And'ren süße Lockung hören! —

Mirabella.

Vielleicht kann es die streitenden Gefühle in deinem Herzen versöhnen, wenn ich dir sage, daß meine Feenmacht zugleich mit deiner Zauberkraft ihr Ende nimmt. Wir werden beide am Aschermittwoch in ruhende Aktivität versetzt. Was würde aber nun aus uns werden, wenn ich nicht vorgesorgt hätte? Ich habe eine ganze Familie, mit Allem, was darum und daran hängt, zum letzten Beweis unserer hinschwindenden Macht ausersehen. Darum habe ich dich veranlaßt auf den Maskenball des literarischen Vereins zu kommen. Bald wird der würdige Kaufmann Haspler, als ehrbarer Handelsherr des 15. Jahrhunderts erscheinen, und seine Töchter werden in der Tracht ehrsamer Jungfrauen jener Tage ihn begleiten. Ich habe ihre Träume mit verlockenden Bildern aus der sogenannten guten Zeit geschmückt, die, seit es Herrn Gutzkow beliebt hat, sie durch seinen neuesten Roman zu illustriren, vielleicht auch wieder in die Mode kommt. —

Bambinus.

Was kann das nützen? Zauberer und Feen kommen doch auf keinen grünen Zweig mehr. Unsere Geschäfte sind totaliter verpfuscht,

und nun auch noch mein Elixir zum Teufel iſt möchte ich ſelber lieber des Teufels werden, wenn er nur noch was von mir wiſſen wollte. O Mirabella, wie grauſam haſt du an mir gehandelt! —

Mirabella.

Haſt du deinen Zauberſtab bei dir? —

Bambinus.

Auf der letzten Meſſe in Leipzig machte ich ſo ſchlechte Einnahmen, daß ich ihn um 50 Thaler verſetzen mußte, um nur fortzukommen. Dafür hab ich mir hier einen gewiſſen Taktirſtock verſchafft, der ſich ebenfalls in ruhender Aktivität befindet.

Mirabella.

Nun gut. Folge mir jetzt, man kommt und wir müſſen erſt das Terrain rekognosziren.

Bambinus.

Ich folge dir, doch nicht weil ich es will,
Geheimnißvolle Macht hebt meinen Fuß,
Und wo der deine weilt, da ſteh' ich ſtill,
Ich folge dir, weil ich dir folgen muß! —

(Beide treten ab).

II. Scene.

Haspler, Mechtild, Adelgunde und Elsbeth,
(treten auf).

Haspler
(als mittelalterlicher Kaufherr).

So, da wären wir. Aber die Hitze und der Pelz. Schön mags geweſen ſein, aber verdammt läſtig bei ſolcher Temperatur.

Mechtild
(im Koſtüm des 15. Jahrh. wie ihre Schweſtern).

Aber lieber Vater, die alten Kauf- und Handelsherrn haben ſolche Ueberwürfe Sommer und Winter getragen.

Haspler.

Davon ist eben die Rede. Sonst hätt' ich ihn zu Hause gelassen.

Adelgunde
(schwärmerisch).

Schweigend in der Abenddämmerung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
Nur, daß hier im alternden Gemäuer
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt —

Haspler.

Aber liebe Adelgunde, das paßt hier, wie man zu sagen pflegt, wie die Faust aufs Auge. Der Schleier der Abenddämmerung, das Lied der Haine, das alternde Gemäuer, das zirpende Heimchen —

Elsbeth.

Das Alles sind Träumchen! Geh' mir mit deinem süßlichen Matthison. Wenn die Romantik in unserer Zeit noch Wurzel fassen soll, so muß sie Freiligrath als ihren Apostel erkennen; er ist ihr Dichter und der der Freiheit! —

Mechtild.

Ei seht doch, die Huldigungen eines einjährigen Freiwilligen, machen sie empfänglich für Alles was frei heißt.

Adelgunde.

Doch sind nicht Alle frei,
Die ihrer Ketten spotten!

Elsbeth.

Sagt was ihr wollt. Ich kann mich nun einmal nicht begeistern für euere moderduftende Romantik. Wie bezaubert komm ich mir vor in diesem Anzuge. Fühlt man sich denn nicht leichter und freier in unsern luftigen Ballroben, als in diesen steifen Gewändern?

Haspler.

Davon iſt eben die Rede. Mir wäre es auch wohler in meinem Rock oder Frack, aber was thut man nicht der Romantik zu Liebe, zumal wenn man Töchter hat, die für ſie ſchwärmen! —

Mechtild.

Wir werden nicht die einzigen ſein, die heute die herrliche Zeit des romantiſchen Mittelalters hier repräſentiren. Ich ahne —

Haspler.

Daß es noch mehr ſolche Narren und Närrinnen giebt wie wir? Davon iſt eben die Rede. Na, mir ſolls recht ſein, aber lange halt ich's nicht aus. Die gute alte Zeit mag ihr Angenehmes gehabt haben, wenn man's einmal gewohnt war. (Für ſich) Ich hätte ſchon lange den ganzen Trödel abgeworfen, aber ich darf die Mädels nicht aus dem Auge laſſen, denn die Herrn Lieutenants, die ihnen auf dem letzten Kaſinoball die Cour machten, verfolgen ſie auf jedem Schritt. Wie leicht können ſie auch hieher kommen! —

Adelgunde.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen
Mädchen mit ſtolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht ich gewinnen. —

Haspler.

Gehorſamer Diener, davon iſt eben die Rede. Aber wir ſind auch noch da. (Schnupft) Donnerwetter, was ſteigen denn dort für ein paar gepanzerte Geſtalten auf uns zu? Da muß ich etwas ſpekuliren. Mir ſcheint, daß wir eine gewiſſe Attraktionskraft auf ſie ausüben. (Tritt etwas zurück).

III. Scene.

Adalbert von Rabenhorst. Heribald von Adlerstein, (als Ritter). Bolz, als Knappe. Junkenberger, als Burgvogt und Portiuncula, als Beschließerin, (treten auf).

Heribald
(mit geschlossenem Visir).

Auf Ehre, ich möchte nicht bei den Kürassieren stehen, die Geschichte drückt höllisch.

Adalbert
(mit Halbmaske).

Hab' mir's leichter gemacht, man kann auch in Hofkostüme erscheinen. Die Halbmaske ist so gut wie dein Visir. Ritter bleibt Ritter!

Bolz.

Und Freiwilliger Freiwilliger!

Heribald.

Still da Sklave! Du bist unser Knecht, unser höriger Mann! —

Bolz.

Oho Herr Lieutenant, hier sind wir nicht im Dienst.

Heribald.

Aber auf dem Maskenball, da gilt das Wehrgesetz von 1867 nichts. Du bist der Knappe des Ritters von Adlerstein, der Sohn seines Leibeigenen, ergo selbst sein Leibeigener.

Bolz.

Na meinetwegen, bis zwölf Uhr (salutirt). — Was befehlen der Herr Ritter? —

Heribald.

Daß du Fräulein Elsbeth mittheilst, wer ich bin.

Bolz.

Das werd ich bleiben laſſen.

Heribald.

Sklave! Du widerſetzeſt dich? Ins tiefſte Burgverließ mit dir!

Bolz.

Elsbeth iſt meine Verlobte, und wenn ich mein Jahr abgedient habe, hoffentlich bald meine Frau.

Heribald

(reicht ihm die Hand).

Dummes Zeug, Herr Schwager in spe — Ich hab's auf Mechtild abgeſehen, und ihr ſoll Elsbeth Kunde von mir geben.

Adalbert.

Gleichermaßen möchte ich bitten, daß auch Fräulein Adelgunde von meiner Anweſenheit in Kenntniß geſetzt wird.

Bolz.

Ah, das iſt etwas Anderes. Ich bin zu Ihren Dienſten geſtrenge Herren. Der Alte iſt nicht um die Wege. Verſuchen wir es denn! —

(nähert ſich Elsbeth).

O Elsbeth, ſchöne Elsbeth mein,
Wann wirſt du ganz mein eigen ſein? —

Elsbeth.

Machen ſie keine Dummheiten Bolz, mein Vater iſt in der Nähe und Sie wiſſen er verſteht keinen Spaß.

Bolz.

So gehen wir dahin, wo er nicht in der Nähe iſt. (beide ab).

Funkenberger

(in devoter Stellung ſich Heribald von Adlerſtein nähernd).

Hochwohlgeborner Herr Baron und wohlbeſtallter Herr Lieutenant. —

Heribald

(hält ihm den Mund zu.)

Sind Sie des Teufels Herr! Haben Sie mitgebracht, worüber ich Ihnen schrieb?

Funkenberger.

Geld — meinen Euer Gestrengen? Etwas Weniges hat sich noch vorgefunden. Bitte tausendmal um Entschuldigung, daß es nicht viel mehr als gar nichts ist. Aber Euer Gestrengen, mit Respekt zu sagen, brauchen auch höllisch viel, und die letzte Ernte — pfui Teufel!

Heribald.

Schon gut. Bestellen Sie zehn Couverts auf Nr. 2. Guten Rheinwein und Champagner nach Verhältniß. —

Funkenberger.

Pfui Teufel, das kostet ja mehr als wir noch in diesem Jahre einzunehmen haben.

Adalbert v. Rabenhorst.

Ich habe mich auf dich verlassen Heribald. — Du weißt, es ist noch lange bis zum Ersten und ich muß von meiner Gage leben.

Heribald.

Ohne Sorge, wir diniren zusammen, aber nun fort zu den Damen. (Beide ab.)

Funkenberger.

Die Alte läßt mich nicht aus. Um nur Ruhe zu haben, mußte ich sie auf den Maskenball führen. Sie war einmal hübsch, diese Portiuncula, aber es ist schon lange her. Ihre fixe Idee ist, daß ich sie heirathen soll! Pfui Teufel! Das fehlte mir noch! Anno dazumal, wie der gute Mond noch still durch die Abendwolken hinging, und Portiuncula in der Jasminlaube sang:

Mich fliehen alle Freuden,
Ich ſterb vor Ungeduld,
An allen meinen Leiden
Iſt blos die Liebe ſchuld,

da hab ich's ihr in einer ſchwachen Stunde wohl verſprochen — und ſo was vergeſſen die Weiber nicht — aber jetzt? Pfui Teufel! —

Portiuncula.

Funkenberger!

Funkenberger.

Was giebt's? Portiuncula!

Portiuncula.

Dieſer ſchöne Ball, dieſe reizenden Masken, — ich bin ganz ſelig!

Funkenberger.

Ach wenn das wahr wäre, dann wär ich's auch.

Portiuncula.

Was hindert dich, Geliebter, es zu werden?
Ein Wort von deinem ſüßem Munde nur —
Und von des Lebens täglichen Beſchwerden
Sollſt nimmer du empfinden eine Spur:
Ein treues Weib trägt dich auf ſeinen Händen,
Es wird dir ſtets nur ſeine Sorge weih'n,
Ein kleines Wort, und Alles wird ſich wenden,
O ſprich es aus: Ich dein, du ewig mein!

Funkenberger.

Wohl hab ich dich verehrt ſeit langen Jahren,
Doch immer, wie Du weißt, nur par distance!
Wir haben viel zuſammen ſchon erfahren,
Und Achtung weih ich dir par excellence!
Dein Bild werd ich im Herzen ſtets bewahren,
Doch iſt das nicht von ſolcher importance,
Daß ich mich ſoll noch jetzt dazu bequemen
Zu meinem Ehgeſponſe dich zu nehmen! —

(Raſch ab).

Portiuncula.

O, falscher Mann, der Liebe mir geheuchelt,
Und nun bereitet mir so bittre Qual,
Der mich mit süßen Worten stets umschmeichelt,
Den ich mir ausgewählt zum Ehgemahl:
Weh' dir, der meine Ruhe hingeheuchelt,
Ich will dir machen einen Mordskandal,
Eh' noch die Sonne wieder küßt die Erde
Wirbst du um mich mit flehender Geberde!
(Eilt ihm nach).

IV. Scene.

Mirabella. Bambinus,
(treten auf).

Ritter.

Ei seht, den Zauberer, wie schön paßt der in unsern Rahmen!
Weissagen soll er alsogleich den Herren und den Damen.

Bauer.

Ich habe eine kranke Kuh, vielleicht kann er sie heilen.

Edeldame.

O, holder Zauberer, sag an, wo wird mein Liebster weilen!

Bäuerin.

Mein Steffen hat am Kirmeßtag mir seine Lieb gestanden,
O künde, ob er treu mir ist noch jetzt in fremden Landen!

Ritter.

Und du, o holde, süße Fee, welch seliges Entzücken
Strömt in die Seele jählings mir aus deinen Zauberblicken!

Bauer.

In meinem Hause waren stets die Wichteln hoch in Ehren,
Verschwunden sind sie ganz und gar, o laß sie wiederkehren! —

Edeldame.

Wenn ſich die Feen ſelber jetzt herum auf Bällen treiben,
Da müſſen wir am Ende gar beim Tanze ſitzen bleiben.

Bäucrin.

O lege mir ein goldnes Ei in meiner Liſe Bettchen,
Und einen Talismann dazu an einem goldnen Kettchen!

Mirabella.

All' eure Wünſche könnten ſich erfüllen,
Wenn ihr an Zauberer und Feen glaubt;
Ihr aber ſeht in uns nur Eures Gleichen,
Von eitler Luſt hiehergeführt zum Tanz. —
Vielleicht, daß durch die Augen Euch der Glaube
An höh're Mächte noch zum Herzen dringt! —

Alle Masken.

Ha, ha, ha! Seht doch, die wollen uns weiß machen, daß ſie mehr könnten als Brod eſſen. So laßt doch einmal euere Kunſtſtücke ſehen! Ha, ha, ha!

Mirabella.

Nun iſt es Zeit, die Stunde ſchlägt, wir müſſen ſchleunig handeln: —
In das was Jeder ſcheinen will, ſoll er ſich raſch verwandeln!
Ihr Geiſter, die ihr meiner Macht gefolgt ſeit grauen Tagen,
Ein Letztesmal hört meinen Ruf, nicht ferner will ich's wagen;
Beſchwört die alte Zeit herauf, die eiſerne, die wilde,
Zeigt ihre rauhen Sitten uns in wahrheitstreuem Bilde!

Bambinus.

Was unſ're Zeit in Büchern ſucht, daran ſich zu erbauen,
Das laßt in einem Spiegel ſie in voller Klarheit ſchauen,
Dem Kaufmann, der in Stunden jetzt nach Leipzig fährt kommode,
Zeigt, wie ihn jene „gute Zeit" mit Raub und Mord bedrohte,
Die zarten Fräulein laßet ſeh'n den Minnedienſt der Ritter,
Das Leben auf den Burgen, der Verließe Eiſengitter!

Mirabella.

Verschwinde, holde Gegenwart, mach Raum den fernen Zeiten,
Laß über diese Schwelle die Vergangenheit nun schreiten!
(Sie schwingt ihren Zauberstab.)
(Beide ab.)

V. Scene.

Heribald v. Adlerstein. Adalbert v. Rabenhorst. Bolz. Haspler. Mechtild. Adelgunde. Elsbeth. Funkenberger. Portiuncula.

(Bolz führt den Handelsherrn Haspler, dem die Hände gebunden sind und der ein Tuch um die Augen trägt. Heribald geleitet Mechtild, Adalbert Adelgunde und Elsbeth.)

Haspler.

Wohin führt man mich? So respektirt man kaiserlich Geleit! Wo sind meine Töchter, meine Waaren?

Heribald.

Heule nicht, alter Pfefferjack. Was schiert uns dein kaiserlich Geleit. Wir haben deiner Stadt abgesagt offen und ehrlich und hoffen gutes Lösegeld für unsern Fang. Deine Töchter sind in den besten Händen, das heißt in den unsern, und deine Waaren sind auf unsern Burgen so gut aufgehoben als in deinen Gewölben. (Nimmt ihm die Binde von den Augen.)

Haspler.

Mechtild! Adelgunde! Elsbeth! Auch ihr in den Händen dieser Räuber? — O, warum hab' ich euren thörichten Bitten nachgegeben, mich auf dieser Reise zu begleiten!

Mechtild.

Sie sind nicht so böse, als du meinst, lieber Vater.

Adelgunde.

Es läßt sich ganz gut reden mit ihnen, Papa.

Elsbeth.

Man muß ſich kein Ding ſchrecklicher vorſtellen, als es iſt. —

Heribald.

Hörſt du's Alter? Deine Mädel ſind klüger als du.

Adalbert.

Wir ſind in Fehde mit deinem Neſt und in unſerm Recht. Füge dich der Gewalt! —

Bolz.

Und wie die Herren pfeifen, ziemt's auch dem Knecht.

Haspler.

Beſtimmt das Löſegeld und laßt meine Töchter frei. Ich ſtell euch Bürgſchaft mit meinem Kopfe! —

Heribald.

Ueber den haſt du kein Recht mehr, wenn du nicht einwilligſt, daß deine Töchter uns als Burgfrauen auf unſere Schlöſſer folgen. Danke es unſerem Edelmuth, daß wir, von ritterlichem Geſchlecht, ehrlich um ſie werben: Ich, Heribald von Adlerſtein um Mechtildis, mein Waffenbruder Adalbert von Rabenhorſt um Adelgunde und unſer Knappe Bolz, den wir zum freien Manne machen, daß er ſich die Ritterſporen verdienen kann, um Elsbeth. Biſt du's zufrieden? —

Haspler.

Eh' will ich in euren Burgverließen verfaulen, als ich euch meine Kinder anvertraue.

Heribald.

Dir geſchehe, wie du verlangſt. Burgvogt!

Funkenberger.

Was befiehlt mein hoher Herr? —

Heribald.

Werft ihn ins unterste Gewölb des Thurmes,
Daß weder Mond noch Sonne ihn bescheint.

Adalbert.

Laß deinen Starrsinn, Alter, und bitt um Gnade.

Mechtild.

Aber, bester Vater, Heribald liebt mich so sehr. Sein Bild lebt schon lange in meinen Träumen.

Adelgunde.

Adalbert oder Keinen! Es kommt mir vor, als hätte mich nicht erst heute das Schicksal ihm zugeführt, als wäre er schon lange das Ideal meiner Gedanken.

Elsbeth.

Der Knappe ist mehr als er scheint. Er muß sich freiwillig in dieß niedre Gewand gekleidet haben. Ich fühle mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihm hingezogen.

Heribald.

Gebt nach. Ihr seht eure eignen Töchter auf unsrer Seite stehn.

Haspler.

Ihr habt sie verzaubert, bethört, verhext! —

Adalbert
(zu Mechtild, Adelgunde und Elsbeth).

Folgt mir, ihr ehrsamen Jungfrauen. Zu besseren Gedanken wird er kommen, wenn sie die Zeit ihm in die Seele legt. (Ab mit ihnen.) (Heribald folgt.)

Haspler.

O unglückselger Tag, der mir erschien,
Ich habe dich erlebt und — lebe noch!
Den Segen glaubt ich auf der Kinder Haupt
Zu legen einst, und nun — —

Portiuncula.

O fluche nicht,
Grauſamer Vater, deiner Kinder Glück,
Erhörte Liebe ſpottet jedes Fluchs,
Verſchmähte ſchleudert ihn auf's Frevlerhaupt,
Sieh mich an, die dem ſchwärzeſten Verrath
Zum Opfer fiel, und auch ich lebe noch!

Funkenberger (zu Haspler).

Fort mit euch in den Thurm, 's iſt höchſte Zeit! Ha, ha, ha! Der Kerl ſoll Haare laſſen. Er iſt fett genug um uns etwas davon abzugeben.

Portiuncula.

Was willſt du thun, dienſtfert'ger Herrenknecht!

Funkenberger.

Nur meine Pflicht, o Portiuncula!

Portiuncula.

Und du willſt mich ſitzen laſſen in der Blüthe meiner Jahre?

Funkenberger.

Pfui Teufel! (Ab mit Haspler).

Portiuncula.

Pflicht? Dieſes Wort lebt noch in deiner Seele?
Im Schergenamt allein erkennſt du ſie, —
Die frevelnd du mir zu verſagen wagteſt
Um mich dem Hohn der Spötter preiszugeben?
Wohlan! der Strahl der Rache wird nicht ſäumen
Dich aufzuſcheuchen aus den ſünd'gen Träumen,
An deiner Pflichten heiligſte zu mahnen
Dich wider dein Gedenken und dein Ahnen! —
(Eilt ihm nach.)

VI. Scene.

Mirabella. Bambinus.

Mirabella (beschwörend).

Falle Schleier von den Blicken,
Laß das Bild des Wahns verweh'n,
Daß sie in des Tages Spiegel
Nur was sie verloren seh'n.

Bambinus.

Daß sie wissen welch' ein falscher
Glanz die alte Zeit bestrahlt,
Weil das Völklein der Poeten
Sie mit Honigfarben malt! —
(ab.)

VII. Scene.

Heribald. Mechtild. Adalbert. Adelgunde. Volz und Elsbeth,
(treten auf).

Heribald.

Es wird euch nach einem Imbiß verlangen, holdselige Jungfrauen. Ich habe bereits befohlen, euch frischen Bärenschinken und einen Krug Nierensteiner zum Frühstück zu bringen.

Mechtild.

Gestrenger Herr Ritter, ohne in Abrede stellen zu wollen, daß Bärenschinken ein sehr seltener Leckerbissen sein mag, möchten wir doch freundlichst gebeten haben eine Tasse Thee oder Kafee mit etwas Kuchen an seine Stelle zu setzen.

Adalbert.

Thee? Liebliche Maienblume, was ist das?

Heribald.

Kafee? Süße Lilie, das kennen wir nicht.

Adelgunde.

Wie, giebt es auf Burg Adlerstein nicht einmal Thee oder Kafee, der in jedem Bauernhause zu finden ist?

Elsbeth.

Dem scheint nicht also, vielleicht Chocolade.

Bolz.

Donnerwetter! Als ich in Venedig Dienste gegen die Türken nahm, war das ein Getränk, das nur auf des Dogen Tafel kam. Schwarze Brennsuppe mit Zwiebeln, wenn's beliebt, schöne Jungfrau, damit können wir aufwarten. —

Mechtild.

Wenn's mit dem Frühstück so bestellt ist, was ist da von der Mittagstafel zu erwarten?

Heribald.

Erbsen und Siedwürste, Sauerkraut und Geselchtes, ein gebratener Pfau und zum Schluß Mehlbrei und Milch mit Rosinen. —

Adelgunde

Hilf Himmel, welches Menu, und das sollen wir essen? —

Elsbeth.

Ein gebratener Pfau, — nicht so übel, es käme auf einen Versuch an.

Mechtild.

Ich werde nichts von all' diesen Herrlichkeiten genießen, wenn das Souper nichts besseres bietet.

Bolz.

Zu Abend gibt es mein Leibessen: Käse mit sauerer Milch, darauf schmeckt der Bergwachholder vortrefflich. —

Mechtild.

Nicht eine Stunde bleib ich länger in diesen Mauern. —

Heribald.

Süße Mechtildis, du sollst die Beherrscherin des ganzen Gaues sein, den du von den Zinnen des Adlersteins übersiehst.

Mechtild.

Tannenbäume und eine zerfallene Mühle, voilà tout!

Adelgunde.

Erbsen und Sauerkraut! Horrible!

Elsbeth.

Vielleicht wiegt das gesellige Leben, die ländlichen Freuden, der Besuch des umliegenden Adels die Unannehmlichkeiten auf, an die man sich doch wohl gewöhnen könnte.

Adalbert.

O gewiß!

Es wird bald sehr lebendig werden um unsere Burg. Wir leben in Fehde mit der alten Reichsstadt. Alle Tage kann der Feind vor unserer Zugbrücke erscheinen. (Man hört einen Trompetenstoß.) Horch! das ist das Signal des Thurmwarts. Hollah! das Reichsfähnlein rückt an. Na wartet, ihr Spießbürger, wir werden euch mit blutigen Köpfen zu euern Weibern heimschicken!

Heribald

Hinunter mit den Weibern in den Burgkeller, daß sie uns mit ihrem Gezeter nicht im Wege sind.

Bolz.

Ist's gefällig, edle Jungfrauen? Hier oben könnten bald mehr Bolzen herumfliegen als, euere schönen Flechten Haare zählen.

Mechtildis.

Gerechter Himmel! wohin sind wir gerathen! —

(Hornstoß.)

Bolz.

Folgt mir, die Stadtfinken kommen, es iſt höchſte Zeit.

VIII. Scene.

Funkenberger. Vorige, ſpäter Portiuncula.

Funkenberger.

Ich habe zu melden gar ſchreckliche Mähr,
Es rückt heran ein wüthendes Heer,
Gar wilde Geſichter und Rieſengeſtalten,
Ich hab ſie für Heiden und Türken gehalten,
Mit Säbeln und Spießen ſechs Ellen lang,
Es klopft mir das Herz vor Schrecken bang.
Sie zogen herunter ins waldige Thal
Mit einem hölliſchen Mordſkandal
Und leider, fürcht ich, es iſt kein Zweifel
Sie kommen Alle den Berg herauf,
Voran marſchirt der leidge Teufel,
Und die ganze Hölle folgt darauf! —

Mechtild.

O Herr des Himmels!

Elsbeth.

Ihr träumtet im Wachen.

Funkenberger.

Ich täuſchte mich nicht, es iſt kein Spaß.

Heribald.

Das iſt einem tapferen Ritter zum Lachen,
Im Blute der Städter nur kühlt ſich mein Haß!

Funkenberger.

O Himmel, ich kann nicht mehr entweichen —

Bolz (dritter Hornstoß).

Bereitet euch Vogt zum ernsten Streit,
Der Thurmwart giebt das dritte Zeichen,
Jetzt ist zum Fliehen nimmer Zeit,
Wer mitgefangen wird mitgehangen.
(Ab mit den Rittern.)

Adelgunde.

O uns erwartet Schmach und Tod
Mein armes Herz zerspringt vor Bangen.

Elsbeth.

Ei, laßt sie doch kommen, was hat's für Noth,
Sie werden uns ja nicht gleich verspeisen,
Wir sind ja hier als Gefangene nur,
Auch wird man ihnen die Zähne weisen,
Ich fühle von Angst nicht die leiseste Spur.

Portiuncula (tritt auf und mit tragischem Pathos vor Funkenberger, der zitternd in der Mitte steht).

Ha Frevler, nun ist die Stunde gekommen,
In der dich erwartet das Weltgericht,
Du hast mir des Herzens Ruhe genommen,
Erzittere, falscher Bösewicht! —

Funkenberger.

O Portiuncula, wenn ich wieder
Ein quieszirter Verwalter wär,
Ich würde dich lieben treu und bieder,
Und heirathen auch parole d'honneur!

Portiuncula.

Ich glaube nicht, daß dein Versprechen
Auf's neue mich berücken kann,
Willst du dein Wort mir treulos brechen
So bist du ein verlorner Mann.

Du haſt deinen Herrn getäuſcht und betrogen
Haſt dich bereichert mit ſeinem Gut,
Willſt du als Frau nicht heim mich holen,
Hab anzuklagen ich dich den Muth!

Funkenberger.

Wie kann ich als Ehgeſpons heim dich führen
In dieſer Zeit der ſchweren Noth,
Wird deine Schönheit den Feind nicht rühren
So ſchlägt er uns alle Beide todt! —

Portuncula.

Wohlan! Dem Ritter bring ich Kunde,
Du ſollſt im tiefſten Burgverließ
Bereuen noch in dieſer Stunde
Was mir dein falſches Herz verhieß. —

Funkenberger.

O ſüße Potiuncula, das hab' ich ja ſchon lange gethan, aber du willſt ja nicht, daß ichs bereuen ſoll.

IX. Scene.

Adalbert. Heribald. Bolz, (den gebundenen Haspler in der Mitte führend). **Vorige.**

Heribald.

Die Städter liegen in hellen Haufen vor der Burg, wir ſind zu ſchwach um uns lange halten zu können. Aber dich ſollen ſie nicht wieder lebendig in ihre Mauern führen, es ſei denn, du rieſſt vom äußeren Söller dem Geſindel zu, daß du der Schwieger der Ritter von Adlerſtein und Rabenhorſt ſeiſt, und daß wir dir den Kopf vor die Füße legen, wenn ſie nicht abziehen und uns ungeſchoren laſſen.

Haspler.

Das ſei ferne von mir die wackern Bürger zu hindern Rache an Euch für Eure Frevelthaten zu nehmen.

Portiuncula.

O, falſcher Mann, der Liebe mir geheuchelt,
Und nun bereitet mir ſo bittre Qual,
Der mich mit ſüßen Worten ſtets umſchmeichelt,
Den ich mir ausgewählt zum Ehgemahl:
Weh' dir, der meine Ruhe hingeheuchelt,
Ich will dir machen einen Mordſkandal,
Eh' noch die Sonne wieder küßt die Erde
Wirbſt du um mich mit flehender Geberde!
(Eilt ihm nach).

IV. Scene.

Mirabella. Bambinus,
(treten auf).

Ritter.

Ei ſeht, den Zauberer, wie ſchön paßt der in unſern Rahmen!
Weiſſagen ſoll er alſogleich den Herren und den Damen.

Bauer.

Ich habe eine kranke Kuh, vielleicht kann er ſie heilen.

Edeldame.

O, holder Zauberer, ſag an, wo wird mein Liebſter weilen!

Bäuerin.

Mein Steffen hat am Kirmeßtag mir ſeine Lieb geſtanden,
O künde, ob er treu mir iſt noch jetzt in fremden Landen!

Ritter.

Und du, o holde, ſüße Fee, welch ſeliges Entzücken
Strömt in die Seele jählings mir aus deinen Zauberblicken!

Bauer.

In meinem Hauſe waren ſtets die Wichteln hoch in Ehren,
Verſchwunden ſind ſie ganz und gar, o laß ſie wiederkehren! —

Edeldame.

Wenn ſich die Feen ſelber jetzt herum auf Bällen treiben,
Da müſſen wir am Ende gar beim Tanze ſitzen bleiben.

Bäuerin.

O lege mir ein goldnes Ei in meiner Liſe Bettchen,
Und einen Talismann dazu an einem goldnen Kettchen!

Mirabella.

All' eure Wünſche könnten ſich erfüllen,
Wenn ihr an Zauberer und Feen glaubt;
Ihr aber ſeht in uns nur Eures Gleichen,
Von eitler Luſt hiebergeführt zum Tanz. —
Vielleicht, daß durch die Augen Euch der Glaube
An höh're Mächte noch zum Herzen dringt! —

Alle Masken.

Ha, ha, ha! Seht doch, die wollen uns weiß machen, daß ſie mehr könnten als Brod eſſen. So laßt doch einmal euere Kunſtſtücke ſehen! Ha, ha, ha!

Mirabella.

Nun iſt es Zeit, die Stunde ſchlägt, wir müſſen ſchleunig handeln: —
In das was Jeder ſcheinen will, ſoll er ſich raſch verwandeln!
Ihr Geiſter, die ihr meiner Macht gefolgt ſeit grauen Tagen,
Ein Letztesmal hört meinen Ruf, nicht ferner will ich's wagen;
Beſchwört die alte Zeit herauf, die eiſerne, die wilde,
Zeigt ihre rauhen Sitten uns in wahrheitstreuem Bilde!

Bambinus.

Was unſ're Zeit in Büchern ſucht, daran ſich zu erbauen,
Das laßt in einem Spiegel ſie in voller Klarheit ſchauen,
Dem Kaufmann, der in Stunden jetzt nach Leipzig fährt kommode,
Zeigt, wie ihn jene „gute Zeit" mit Raub und Mord bedrohte,
Die zarten Fräulein laßet ſeh'n den Minnedienſt der Ritter,
Das Leben auf den Burgen, der Verließe Eiſengitter!

Heribald.

Das iſt mein Traum! Bei allen Teufeln ich
Saß an der Seite eines ſchönen Weibes
Bei heitrem Feſt in meines Schwiegers Haus
Nicht dieſer ſchwere Panzer drückte mich,
Ein leichtes Schwert kaum fühlt ich an der Hüfte! —

Adalbert.

Ich müßte Worte erſt erfinden, wenn
Ich's anders ſagen wollte was mir träumte.

Funkenberger.

Ich ſaß in meiner Abendcompagnie
Bei einem Glaſe friſchen Lagerbiers,
Und rauchte meine Pfeife ſchwarzen Knaſter,
Und dabei dacht' ich harmlos frohen Sinns —

Portiuncula.

An Portiuncula!

Funkenberger.

Ja, ſchmerzlich dacht ich,
Daß ſelbſt im Traume mich ihr Bild verfolgt!

Bolz.

Und ich trug hübſche Schnürchen auf der Achſel
Und ſtand mit meiner Elsbeth in den Reihen
Vergnügter Tänzer, lieb- und freudetrunken.

Mechtild, Adelgunde, Elsbeth } Wir Alle, Alle, Alle träumten ſo!

Mirabella.

Und Alle habt ihr froher euch gefühlt
Und glücklicher als in der Gegenwart.
Wie würdet ihr dem danken, der euch raſch
In eurer Träume ſchönes Land verſetzte,
Zur Wahrheit machte das geträumte Glück? —

Haspler.

Mit der Erfüllung aller seiner Wünsche,
Soweit es liegt in schwacher Menschen Kraft.

Bambinus.

Geringer Lohn für feenhafte Gabe,
Doch sei es drum, gelobt ihr treu zu halten
Was ihr versprochen? —

Alle (feierlich).

Wir geloben es! —

Mirabella (ihren Stab schwingend).

Schwindet phantastische Bilder den Sinnen,
Tritt in dein Recht wieder, herrschende Zeit,
Laße die täuschenden Nebel verinnen
Ende der Seelen qualvollen Streit.

Bambinus.

Was sie gewesen, laßt wieder sie werden
Geister, umschwebt sie, und löst von dem Blick
Ihnen die Binde, gebt Lust und Beschwerden,
Gebt der Gewohnheit Glück ihnen zurück! —

Tamtamschlag.

XI. Scene.

Alle.

Ah! Ah! Ah! welch Vergnügen, welche Freude
Herrscht in allen Herzen heute.

Heribald.

Auf Ehre! der Ball ist bezaubernd.

Adalbert.

Famos! Pyramidal schön! Göttlich!

Heribald.

Hast du den Alten schon zu Gesicht bekommen?

Adalbert.

Habe ſchon zwei Flaſchen mit ihm ausgeſtochen. Ganz aimable, Bruderherz, läßt ſich um den Finger wickeln.

Heribald.

Und Mechtild iſt reizender denn je!

Adalbert.

Und Adelgunde gottvoll wie immer.

Bolz.

Und Elsbeth energiſch über alle Begriffe. Sie will partout, daß ich heute noch mit dem Alten in's Reine komme.

Heribald.

Das wollen wir auch. Aber wie anfangen?

Bambinus.

Biſt du deſſen eingedenk, Ritter, was du dem Magier verſprochen, der dir in vergangener Nacht in deinen Träumen erſchien? (Raſch zurück.)

Heribald.

Wetter, was iſt das? — Wo iſt der Kerl hingekommen?

Adalbert.

Der Zauberer? Das frag ich auch. In dieſem Augenblick verſprach er mir, zu meinem Glücke zu verhelfen und — ſchwabs — weg war er. —

XII. Scene.

Adelgunde, Mechtild, Elsbeth, Haspler, Funkenberger, Petronella.

Mechtild.

Lieber Vater! Er liebt mich!

Adelgunde.

Beſter Vater! Ich liebe ihn!

Elsbeth.

Papa, er will mich heirathen!

Haspler.

Davon iſt eben die Rede! Macht mir den Kopf nicht noch mehr warm, als es der Bordeaux ſchon gethan hat.

Adelgunde.

Bitte, bitte, er iſt ſo treu und bieder!

Mechtild.

Gedenke meines Glücks, es liegt in deiner Hand! —

Elsbeth.

Er iſt ein braver Kaufmann und hat mich herzlich gern.

Bambinus.

Weil hier eben vom Heirathen die Rede iſt, ſo bitte ich, edler Kauf- und Handelsherr, ſchenk' auch einem abgedankten Zauberer und ſeiner geliebten Fee deine Huld und halte ihnen dein Verſprechen! —

Haspler.

Ich? Zauberer? Fee? Verſprechen? Herr, was wollen Sie von mir? Davon iſt eben die Rede!

Bambinus.

Nichts als die Erinnerung an einen ſchweren Traum, in dem etwas von Raubrittern, Burgverließ und ſogar von Köpfen vorkam.

Haspler.

Donnerwetter! Menſch, wer biſt du?

Bambinus.

Der Zauberer deines Traums.

Mirabella.

Und hier die Fee, der er ſeine Hand reichen will.

Haspler.

Was? Auch die Feen heirathen und die Zauberer gehen auf Freiersfüßen? Was doch das neue Anſäßigmachungsgeſetz für Wunder bewirkt. Und womit vermag ich euch zu nützen? Davon iſt eben die Rede.

Bambinus.

Mit der Erfüllung aller unſ'rer Wünſche,
Soweit ſie liegt in ſchwacher Menſchen Kraft!

Haspler.

Unbegreiflich, das ſind die Worte, die ich im Traume ſprach zu dem Zauberer und der Fee, die mich aus ſchwerer Qual erlöſten. — Gebt euern Wünſchen Worte. Was verlangt ihr?

Mirabella.

Das Glück deiner Kinder in der Verbindung mit den Erwählten ihrer Herzen.

Haspler.

Da muß ich mir doch noch einige Bedenkzeit ausbitten.

Bambinus.

Soll der Freimann kommen? Kniee nieder, dein letztes Stündlein ſchlägt!

Haspler.

Bitte gehorſamſt! Inkommodiren Sie ſich nicht. — Meinetwegen, es war ſo ſchon halb und halb beſchloſſene Sache. (Die drei Paare reichen ſich die Hände und er ſegnet ſie.) So, ſeid glücklich, davon iſt eben die Rede! —

Bambinus.

Ferner wäre es ſehr wünſchenswerth, wenn Herr Funkenberger der ehrſamen Jungfrau Portiunkula ſein längſt gegebenes Verſprechen halten wollte, dieſelbe zu ſeinem Ehgeſponſe zu erkieſen.

Funkenberger.

Pfui Teufel!

Bambinus.

Vorausgeſetzt, daß er es nicht vorziehen ſollte, ſeine im Traum begangenen Sünden im tiefſten Verließe von Burg Adlerſtein abzubüßen. —

Funkenberger (fällt Portiuncula um den Hals).

O ſüße Portiuncula!

Portiuncula.

O theurer Funkenberger! Dein auf ewig! —

Haspler.

Aber nun kommt die Reihe an Euch, ihr räthſelhaften Geſtalten. Womit kann Euch, die uns Allen in ſo unbegreiflicher Weiſe hülfreich waren, die Kraft gewöhnlicher Menſchen dienen? Davon iſt eben die Rede! —

Bambinus.

Hochgeſchätzter Kauf- und Handelsherr! In fünf Minuten ſchlägt es zwölf Uhr. Aſchermittwoch beginnt und mit ihm treten ich und Mirabella in den Ruheſtand, aber leider ohne Penſion. Ein beſcheidenes Plätzchen wird uns genügen, Mirabella hat ſich für 50 Jahre auf meine Unkoſten konſervirt, und ich denke es auch noch ſo lange aushalten zu können.

Haspler.

Eine einträgliche Verwalterſtelle auf meinem Gute iſt Alles was ich zu bieten vermag.

Bambinus.

Wir nehmens dankbar an und an Hocus pocus ſoll's nicht fehlen, denn „etwas Weniges“ iſt doch dem alten Zauberer eigen noch geblieben. Ich empfehle mich daher einem hohen Adel und verehrungswürdigem Publikum als Doktor Bambinus Schnabelinus Ranunkulus Kratſchibatſchi, außergewöhnlicher Profeſſor der höhern Magie, Inhaber verſchiedener Orden, geheimer Hofmagier weiland Sr. Maj. Kaiſer

Theodorus von Abyſſinien, — täglich zwei außerordentliche Vorſtellungen mit elektromagnetiſcher Beleuchtung, Nachmittag 4 Uhr und Abends, wenns Nacht iſt. Schauplatz in der eigens erbauten Bude auf dem Plärrer. Erſter Platz 30 Kreuzer, zweiter Platz 12 Kreuzer, Kinder und Militär zahlen die Hälfte, Hunde werden gebeten nicht mitzukommen. Schnettereteng — teng — teng, — Pum — pum. Nur immer herein, meine Herrſchaften, gleich wird's losgeh'n! —

Mirabella.

Und Glück und Heil vermag in den Minuten,
Die allzuflüchtig uns von dannen zieh'n,
Die Dankbarkeit der Fee euch noch zu bieten.
Den heut Verlobten gilt es wohl zunächſt
Und Allen, die wir heute hier begrüßen:
Die Macht der Fee, die ſchwindende, ſie ſoll
Die Stunden Euch, die eilenden, verſüßen,
Ich rufe meine Genien herbei:
Den Tanz, die Heiterkeit, die Poeſie.
Sie bleiben wohl an dieſem Abend noch
Zu Liebe mir, in ſchönſter Harmonie;
Laßt jeden Standesunterſchied verſchwinden,
Die Freude iſt ein allumſchlingend Band,
Der Rittter ſoll des Dorfes Schöne finden.
Die Dame reicht dem Bauer ihre Hand. —
Der Zauber, den wir ferner auf euch üben:
Sei Der — euch froh durch alle Zeit zu ſeh'n,
Und was der Fee noch übrig iſt geblieben
Von ihrer Macht, ſoll euch zur Seite ſteh'n.
Denn wenn nichts weiter mehr mir bleibt im Leben
Als zu erfreu'n, dann iſt erfüllt mein Streben!

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1871.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.
In Commission der v. Ebner'schen Buchhandlung
(H. Ballhorn.)
1872.

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

Seite

Ueber Grillparzer. Von C. Lützelberger. 1
Das braune Riekchen. Eine Erzählung von E. Wiß. 42
Eine Cuzco-Fahrt. Tagebuchblätter von Friedrich Knapp. 77
Veit Stoß, der Bildschnitzer von Nürnberg. Ein geschichtliches Lebensbild von J. Priem. 93

Gedichte.

Von K. Ebersberger:

Auf der Pürsch. 102
Der Kunstreiter. 105

Von Fr. Knapp:

Die Perle der Pußta. 111
Wandernde Funken. 117
Lieder eines Hausvaters. 121

Von Heinr. Petzet:

Gruß. 125
Straßburg. 126
Zur Weihnachtsfeier im Militärspital zu Nürnberg am 25. Dezember 1870. 128
Siegesbotschaft 129
An einen Heimgegangenen 131
An der Aßelsberger Quelle. 133

Von Joh. Priem:

In fremder Erde. 135
Barbarossa's Erlösung 137
Willkomm und Trinkspruch. 140
Der redliche Finder. 142

Von Albert Schultheiß:

In der Fremde.

Vergiß mein nicht 144
Ich denk zurück 145
Was aus entschwundner Zeiten Tiefen. 145
Im Luxemburger Garten. 146
Meiner Lieben Heimathkreis 146

Ueber Grillparzer.

Von

C. Lützelberger.

Angesichts des neuen deutschen Reiches, welches sich in diesen Tagen gebildet hat, muß ich aufrichtig bekennen, daß es nicht dasjenige deutsche Reich ist, welches ich mir seit langen Jahren gewünscht, wie ich es gehofft und erstrebt hatte. Ich wollte und konnte mir nicht ein neues deutsches Reich denken ohne Oesterreich, zumal seit ich im Jahre 1860 den herrlichen Donaustrand hinabgeschwommen war, seine herrlichen Gegenden gesehen, seine Städte und Bürger betrachtet und die schöne Kaiserstadt selbst durchwandelt hatte. Es war mir aus der Seele geschrieben, als ein Schwabe in einer geistreich verfaßten Abhandlung bewies, daß die prachtvollen Flußgebiete des Rheins und der Donau, wie sie nicht fern von einander entstehen und dann nach Westen und Osten auseinander gehen, zusammengehören und Eigenthum des deutschen Reiches und Volkes sein müssen. Wie konnte ich fassen den Gedanken, die entzückenden Alpen Tyrols, der Steiermark und Salzburgs mit ihrem trefflichen Volke und ihren schönen Städten, das adriatische Meer mit seinem Triest, der Donaustrom, von seiner Doppelgröße bei Passau an bis zur Leitha mit Linz und Wien, das fruchtreiche Mähren mit seinem Brünn und das herrliche Böhmen mit seinem Prag, das Alles sollte nicht mehr im deutschen Reiche sein, sondern ein fremdes Land; unser viel gesungenes Lied „Was ist des deutschen Vaterland" solle manchen Vers verlieren und das deutsche Gold sich in Silber wandeln! „Schaut rings umher" sagt Grillparzer von seinem Oesterreich „wo habt ihr dessen Gleichen schon gesehen; wohin der Blick sich wendet,

Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Thälern hin —
Ein voller Blumenstrauß, so weit es reicht,
Vom Silberrand der Donau rings umwunden,
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und ab die gold'ne Traube hängt,
Und schwellend reift in Gottessonnenglanze;
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze,
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin
Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt. —
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland,
Liegst Du der wangenrothe Jüngling da.

Wie also wäre es möglich gewesen, ein neues Deutschland ohne dieses Land Oesterreich zu denken, zu wünschen? Wehe dem Manne — so war mein Gefühl — der es schon 1859 aussprach, Oesterreich müsse hinaus, wenn aus Deutschland etwas werden solle. Und dazu noch das heitere, gutmüthige, treffliche Volk der Phäaken. „Alle Tage ist Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß", oder wie der patriotische österreicher Dichter singt: „Drum ist der Oesterreicher froh und frank, Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden, Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden, Und was er thut ist frohen Muths gethan. 'S ist möglich, daß in Sachsen und am Rhein Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen; Allein, was Noth thut und was Gott gefällt, Der klare Blick, der offne richtige Sinn, Da tritt der Oesterreicher hin vor Jeden, denkt sich sein Theil und läßt die Andern reden." Ja! Es schien unmögiich ein neues deutsches Reich ohne Oesterreich zu gestatten, darin ein Heil zu finden.

Aber freilich, als es nun offenbar ward und nicht mehr zu verkennen, daß mit jenem schönen deutschen Lande und seiner Macht jener finstere schreckliche Geist, der schon einmal Deutschland zur Wüste gemacht, wieder von neuem sich verbunden; daß

aus dem politischen Kampf um die politische Führerschaft ein religiöser Vernichtungskrieg gemacht werden sollte: als sich offenbarte, wie mit der Oberherrschaft Oesterreichs zugleich die Herrschaft eines neuen Gottmenschen über die Menschheit begründet und verbreitet werden sollte — da ward meine großdeutsch gesinnte Seele doch bedenklich und begann zu erwägen, ob es wohl doch vor der Hand für Deutschland nicht besser sein möchte, wenn Oesterreichs Herrschaft über Deutschland aufhöre. Wir wissen, was bisher geschehen. Die Macht ist an Preußen gekommen, und was Oesterreich gar nie zu denken gewagt, von dem es erst neuerdings das Gegentheil erfahren, Frankreich liegt zu Deutschland's Füßen, und Länder, die unter Oesterreichs Herrschaft verloren gegangen, sind wieder gewonnen. Oesterreich hingegen ist draußen. Doch, es war leider schon längst draußen. Von jeher hatten die Fürsten Oesterreich's Vorrechte und zählten ihre Länder nie als zu Deutschland gehörig. Sie waren Kaiser von Deutschland, aber dieses Deutschland mit seinen Fürsten, mit seinen kleinen Potentaten war für sie und für das Volk ein Land, das draußen lag. Macht doch selbst der Dichter Oesterreich's sein Land zu einem Jüngling, das zwischen Italien und Deutschland liegt. Und wie hat sich dieses Land selbst noch in neuester Zeit von Deutschland zurückgezogen, ausgeschlossen! Zollgrenzen hinderten den industriellen Verkehr, Zensur und Polizei den geistigen. Nur auf dem Wege des Schmuggels und Betrugs konnten leibliche und geistige Güter den Weg nach Oesterreich finden. So ward es entfremdet dem großen Volke draußen und der Geist des Nordens gewann die Uebermacht. Fast ward es zum Sprichwort: Was kann aus Oesterreich Gutes kommen? Alles, was dasselbe erzeugte, ward im übrigen Deutschland, besonders im Norden, einer harten Beurtheilung unterworfen und vielfältig ungerecht und geringschätzig behandelt. So geschah es, daß Oesterreich in der Literatur Deutschlands weit zurückgedrängt wurde, und erst in neuerer Zeit wieder sich aufmachte, das Versäumte nachholen zu wollen eben in dem Gefühle, daß es sich nicht verdrängen lassen dürfe; in der Hoffnung, die alte glänzende Stellung wieder gewinnen zu können.

Ohne Zweifel zum Theil aus diesem Streben, seine geistige

Verbindung mit Deutschland, sein Andenken in demselben durch die politische Trennung nicht gefährden, nicht untergehen zu lassen, hat neulich Wien und Oesterreich den 80. Geburtstag eines seiner ersten dramatischen Dichter benützt, um ein Fest zu feiern, ähnlich dem, welches Deutschland seinem Schiller weihte, und wahrscheinlich haben Viele von uns jene Nachrichten über das Fest überrascht, weil der Dichter, welchem es galt, ziemlich in Vergessenheit gerathen oder Manchem noch gar nicht bekannt war. Oder wie wie Viele sind, welche des Dichters Grillparzer Schriften kennen, wie die Schiller's und Göthe's? Und die Wiener selbst gestehen, daß sie erst jetzt eigentlich zu der freudigen Erkenntniß gekommen seien, zu den beiden Dichterfürsten Deutschlands den dritten liefern, an des Schwaben und des Franken Seite einen Oesterreicher stellen zu können. Deßhalb wurde denn nichts versäumt, den 15. Januar dieses Jahres als den 80. Geburtstag des Dichters Franz Grillparzers möglichst zu verherrlichen und Deutschland zu zeigen, daß Oesterreich seine großen Geister zu ehren wisse.

Zwar ist es nicht also, als hätte Wien jetzt erst seines Dichters festlich gedacht. Schon am 15. Januar 1844 feierte es öffentlich dessen Namen. 1864 ernannte die Stadt denselben zum Ehrenbürger, und die Stadt Baden that dasselbe im nächsten Jahre. In jedem Jahre wurden dem Dichter von Gesellschaften und Vereinen Huldigungsadressen aus verschiedenen Städten überreicht. 1861 wurde der 70. Geburtstag festlich begangen, wo der Dichter Laube eine Lobrede hielt. Bereits 1841 war eine Denkmünze auf Grillparzer geprägt worden und 1847 erhielt er durch den Kaiser einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1850 erfreute der Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich, der später ermordete Kaiser von Mexiko, den Dichter mit einem begeisterten Lied und der österreichische Staatsminister von Schmerling ernannte ihn zum Mitglied des Reichsraths im Jahre 1861. Gewiß Zeichen genug, daß bisher Wien seines Dichters nicht vergaß und wohl leicht in Wettstreit treten darf mit dem, was Weimar für Schiller that, obwohl Grillparzer's äußeres Leben höchst einfach war. Als der Sohn eines geachteten Advokaten in Wien geboren 15. Januar 1791, nicht wie früher irrthümlich angenommen wurde, 1790, verlebte er seine Jugend

still in einem alten Hause mit vielen Gängen, dem man Einfluß auf die Dichtung „Die Ahnfrau" zuschreiben will, und nachdem er die Rechtsstudien vollendet, trat er 1813 in Staatsdienst, in welchem er erst 1824 Hofconcipist und 1833 Archivsdirektor der Hofkammer auf 23 Jahre lang ward, wo er sich dann pensioniren ließ und den Hofrathstitel erhielt. Verehelicht war er nie.

Seine Persönlichkeit wird uns im Jahre 1850 von Cajetan Cerri also geschildert: „Eine eigenthümlich stille, anspruchslose, fast unscheinbare Erscheinung; kleine, etwas gebeugte Gestalt mit einem ovalen ein wenig nach der Seite hängenden Kopfe; kurzes graues Haar; kurze Stirne; freundliche tiefgeprägte Züge; sanfter Blick; dunkles, lebhaftes Auge; schlichter und altmodischer Anzug; im Benehmen äußerst gemüthlich, treuherzig, bescheiden, ja fast scheu; seine Gutmüthigkeit und Zuvorkommenheit mit Allen, namentlich aber mit auftauchenden Poeten, sind sprichwörtlich geworden, und haben bereits viele schöne junge Talente unterstützt, aber auch manche Unberufene zur Selbstüberschätzung verleitet; sein Gespräch ist höchst belehrend, lebendig, geistreich und klar; man sieht es gleich, daß man es mit einer großen fertigen Individualität zu thun hat, die mit sich selbst abgeschlossen. Anfangs erscheint er etwas wortkarg und kalt; aber gelingt es uns, sein Vertrauen zu gewinnen, so wird sein Wort zu einem frischen, sprudelnden Quell und sein Gemüth offenbart sich als ein unendliches Meer, das uns gern in seine perlenreichen Tiefen senken läßt. Er bleibt am liebsten allein und spricht sehr oft mit sich selbst; kein Bart; trägt sehr selten Augengläser; macht jeden Abend seinen einsamen Spaziergang, gewöhnlich mit den Händen am Rücken und in tiefen Gedanken verloren; bei Kleidern, Speisen, Vergnügungen — kurz bei allen Erfordernissen des äußern Lebens ungemein genügsam und mit Allem zufrieden; als Mensch ein reiner consequenter Charakter und die Ehrenhaftigkeit selbst; in der literarischen Welt unstreitig der erste österreichische Dichter, der noch in der vormärzlichen Zeit Oesterreichs Literatur gegenüber dem übermüthigen Ausland muthvoll und siegreich vertrat."

Mit dieser Schilderung trifft eine von Heinrich Laube im Wesentlichen zusammen, und selbst eine unfreundliche aus Norddeutschland läßt Gleiches erkennen, wenn auch in einer entstellen-

den Weise. „Bleich, schwarzes Haar, österreichische Physiognomie, angenehmes Lächeln, trüb, verschlossen, geht viel mit Philistern um, grollend, ewig bewegte Phantasie, aus Furcht Patriot classisches Wissen und Studium, wenig Erfindung in seinen Dramen, aber viel Poesie, geliebt und geachtet, bereits unfruchtbar, zerfallen mit sich selbst und unthätig, Hagestolz.“ Wir erkennen aus dieser Schilderung alsbald den norddeutschen Geist, der gegen Alles Süddeutsche sich spröde und absprechend stellte, und aus dem es kam, daß in unseren älteren berühmten Literaturgeschichten von Vilmar, Gervinus und Koberstein Grillparzer's und seiner Werke nur wenig oder ungünstig Erwähnung geschieht. Erst Julian Schmidt, Rudolph Gottschall, ja sogar Börne, nehmen sich seiner an und Goedecke in seinem Abriß der deutschen Literaturgeschichte gewährt ihm große Anerkennung; und dieß macht es uns erklärlich, wie Wien und Oesterreich dazu kommen, einen Mann, der schon vergessen schien, durch eine so glänzende Geburtstagsfeier zu ehren. Ja, in der That sie war glänzend und großartig genug.

Schon vor dem Tage bildete sich ein Frauenverein, der den Dichter fragen ließ, womit er ihm eine Freude machen könne, und der 10,000 fl. zusammen that, um eine Grillparzer Stiftung für junge Talente und gelungene Dichtungen zu machen. Ebenso ließen die Frauen eine goldene Medaille mit dem Bilde des Dichters schlagen, und die Schriftstellergesellschaft Concordia eine Büste von Ueberlebensgröße in Bronze verfertigen, welche in der Vorhalle des künftigen Hofschauspielhauses aufgestellt werden soll. Das Modell wurde am 14. Januar bereits aufgestellt. Anastasius Grün feierte den Dichtergreis in einem Liede zum 15. Januar, in welchem er sagt:

In der Nähe, in der Ferne, welch' ein frohbewegt Getriebe!
Wie sich's regt und rührt und hastet zu dem schönen Fest der Liebe!
Pilger eines ew'gen Glaubens schaaren sich im Zug der Gäste,
Wer das Sinnigste jetzt brächte, böte wohl der Gaben beste,
All' voran die holden Frauen, die vertraute Blicke tauschen.
Daß durch Blumenflor und Lorbeer geht ein ahnungsvolles Rauschen;

Frauenart ist's, auf die Häupter ihrer Theuren Kranz und Segen,
Frauenart, die weißen Hände mild auf wunde Herzen legen.
Sänger stimmen Ruhmesharfen zu des Meisters Ehrenfeste,
Spielleut üben sich, und Redner, Mimen proben Wort und Gäste.
Unterm Meissel klingt der Marmor, stolz des Dichters Bild zu bringen,
Und wer selbst nicht singt und klinget, läßt die Pfropfe knallend springen.

Heinrich Laube hielt eine herrliche Rede bei der Feier, in welcher er die Thätigkeit Grillparzer's begeistert darstellte; von allen Gesellschaften, aus allen Gegenden kamen Adressen und Geschenke, worunter Stickereien von Erzherzoginnen; der Kaiser setzte 3000 fl. Jahresgehalt aus seiner Kasse aus, und selbst ein zehnjähriger Knabe brachte einen Lorbeerkranz mit einem selbst verfaßten Gedicht. Kurz Wien und Oesterreich wußten sich nicht genug zu thun in Ehrenbezeugungen gegen den, wie Laube sagt, ächt österreichischen Dichter. Aber auch Außeröesterreich blieb nicht zurück. Unser König sandte ein freundlich Schreiben und die Dichtergesellschaft in München ließ durch Paul Heyse ihn mit einem schönen Gedicht erfreuen, in welchem es heißt:

Es schien das goldne Buch geschlossen,
D'rin die erlauchten Namen steh'n,
Die als Unsterblichkeitsgenossen
Hell durch der Zeiten Wandel gehn.
Der Letzte*) der vom Gotte trunken
Im wachen Tag ein Träumer stand,
War in die Schattennacht gesunken,
Penthesileen nah verwandt.
Nun loschen aus die schönen Flammen,
Die leuchteten der gold'nen Zeit.
Der Dichtung Hochwald schrumpft zusammen,
Nur schwacher Nachwuchs weit und breit.

*) Heinrich Kleist.

Zum Zerrbild schwand das Große, Kühne,
Dem Sinnentaumel ward gefröhnt,
Und Friedrich Schiller's stolze Bühne,
Schien wieder des Kothurns entwöhnt.
Da stand in weiheloser Oede
Einsam ein Nachgeborner auf;
Ein gottbegnadeter Tragöde
Begann den raschen Siegeslauf u. s. w.

Viele deutsche Städte, Vereine, Theater, Universitäten und Akademien sandten Glückwünsche und Adressen, viele Dichter telegraphirten Grüße. Unter allen diesen Gaben aber war es für den Dichter doch das Ergreifendste, daß die Kaiserin-Königin Augusta von Berlin, der Großherzog Carl Alexander von Weimar aus Versailles ihn mit freundlichen anerkennenden Schreiben bedachten, denn dadurch fühlte er sich versetzt in die Reihe jener Geister, welche einst Weimar verherrlicht hatten.

Weil nun auf diese Weise Grillparzer's 80. Geburtstag nicht blos von Wien und Oesterreich, sondern auch von dem übrigen Deutschland anerkennend gefeiert wurde, so schien es mir Pflicht und Gebühr, auch hier unter uns seiner zu gedenken, und an seine Dichtungen wenigstens zu erinnern, wenn auch die Zeit es nicht erlaubt, eingehend dieselben zu würdigen. Es ist dieß bereits auch in mehreren öffentlichen Blättern, selbst sogar in norddeutschen geschehen, und das neue deutsche Reich hat bewiesen, daß es im Reiche der Literatur und Wissenschaft kein draußen kennt, sondern alle seine Volksangehörigen mit gleicher Liebe und Achtung umfaßt, ja sogar manche geschehene Unbill und Zurücksetzung wieder gut machen will. In der That, es scheint mit dem deutschen Volk zu sein wie nach dem alten Spruch, mit zwistenden Eheleuten: Wenn sie sich wieder lieben sollen, braucht man sie nur zu scheiden. Seit Oesterreich draußen ist, sind gar viele bisherigen Widersager gegen dasselbe freundlicher geworden, und hinwiederum glänzen Oesterreichs Berge von Freudenfeuern über die Siege und den Frieden des deutschen Reiches. Wollen wir also vorläufig einen neuen Bund schließen mit Oesterreich dadurch, daß wir seinen größten Dichter aufnehmen in die Zahl der großen deutschen und um ihn uns auch wieder mehr bekümmern.

Gewiß, er verdient es, denn wenn er auch nicht gleichkommt einem Schiller und Goethe, so wird er allen andern nicht nachstehen, und nur manche ungünstige Verhältnisse waren es offenbar, die seine Anerkennung beeinträchtigten.

Die lyrischen Gedichte Grillparzer's sind gar noch nicht gesammelt erschienen und lassen sich nur in Zeitschriften und Almanachen auffinden. Am meisten Beifall fanden seine Lieder aus Italien, die jedoch der Polizei mißfielen, und sein Lobgedicht auf Radetzky im Jahre 1848 wurde in Beschlag genommen. Von seinen treffenden Sinnsprüchen gehen viele um und mit Verwunderung habe ich gelesen, daß auch einer ihm zugeschrieben wird, der als Erzeugniß Schleiermacher's gewöhnlich gilt, nämlich:

„Eifersucht ist eine Leidenschaft,
Die mit Eifer sucht, was Leiden schafft."

Fast prophetisch klingen aber seine Worte in einem politischen Stachelgedicht von dem Jahre, wo Ungarn von Oesterreich getrennt wurde und ein eigenes Reich bildete:

„Ihr östreichischen Menschen und Geschöpfe,
Oestreichs Adler hat wieder zwei Köpfe:
Mir wäre lieber, er hätte nur Einen,
Wenn's weiter so geht, hat er bald gar keinen."

Auch konnte Grillparzer boshaft sein. Ueber Richard Wagner und den Dichter Hebbel machte er folgendes Sprüchlein:

„Richard Wagner und Friedrich Hebbel
Tappen beide im romantischen Nebbel.
Das doppelte B gefällt dir nicht?
Ja, mein Freund, der Nebbel ist dicht."

Es möge das genügen über Grillparzer, den Lieder- und Epigrammendichter. Seine Hauptschöpfungen sind Dramen, die aber zum Theil noch in seinem Pulte liegen und erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollen.

Wie Schiller mit seinen schaurigen aber hinreißenden Räubern zuerst in die Oeffentlichkeit trat, so Grillparzer mit der „Ahnfrau", einer grausigen Geistergeschichte voll Ehebruch, Geschwisterliebe und Elternmord. Sie ward bei ihrer ersten Aufführung in Wien 1817 mit stürmischem Beifall aufgenommen, verbreitete sich schnell

über ganz Deutschland und ward fast in alle europäischen Sprachen übersetzt. 6 Auflagen folgten ziemlich schnell aufeinander, und nur ich, der, zu meiner Schande sei's gestanden, noch nie von Grillparzer's Dichtungen irgend Etwas gelesen oder gesehen hatte, konnte weder in Nürnberg noch in Wien ein Exemplar davon auftreiben, um aus eigner Kenntniß ein Urtheil darüber zu gewinnen. Dem Verfasser trug das Stück die Ehre ein, von der Zeit an zur Klasse der Schicksalstragöden, zu den Wernern, Houwalden, Müllnern, gezählt zu werden, so sehr er auch selbst dagegen protestirte, indem er in der Vorrede zur ersten Ausgabe sagt: er kenne die Schule nicht, zu der man ihn zu zählen beliebe und wisse nicht, mit welchem Rechte man einen Schriftsteller, der ohne Anmaßung und ohne Zusammenhang mit irgend einer Partei zum ersten Mal im Publikum auftrete, Ungereimtheiten zur Last lege, die von Andern, sei es auch zu seinem Lobe, gesagt werden mögen. Später soll er auf Andringen Schreyvogel's, des Theaterdirektors in Wien, weil es eben Mode war, etwas mehr Schicksal hineingetragen haben, und daß etwas Geisterhaftes in einem Trauerspiele vorkomme, hielt er anfangs selbst für angemessen.

Diesem ersten Jugendwerke aus deutscher Gespensterfage folgten dann mehrere Dichtungen aus der griechischen Geschichte. Wie Grillparzer dazu kam, alsbald einen solchen Sprung in eine andere Welt zu machen, ist nicht aufgeklärt, da überhaupt über sein inneres geistiges Leben er selbst noch keine Bekenntnisse gegeben hat. Jedenfalls hat er damit eine glückliche ihm angemessene Wahl getroffen. denn seine Trauerspiele „Sappho", die Trilogie „der Gastfreund", „Jason" und „Medea" oder das „Goldne Vlies" aus der Sage der Argonautenfahrt, dann „Des Meeres und der Liebe Wellen" sind offenbar das Schönste und Vollendetste, was Grillparzer gedichtet hat, und besonders die Trilogie ein so großartiges ergreifendes Werk, daß man denken kann, welchen Eindruck es machen mußte, wenn Sophie Schröder die Medea spielte. Die Sappho wurde oft gegeben und ebenso in fremde Sprachen übersetzt, und Börne sagt im Jahre 1840 in seiner Kritik über sie: „Vor etwa 2 Jahren wurde uns diese Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine künstlerische Frucht in goldener

Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künstlerin."

Die Trilogie „Das goldne Vlies" fand in ihren drei Abtheilungen viel weniger Beifall als Sappho, und die deutsche Kritik behandelte sie so geringschätzig, daß sie fast ganz in Vergessenheit gerieth, bis Laube das Stück im Jahre 1857 wieder hervorzog. Und doch sagt Goedeke von ihr: „Diese Tragödie ist ein so selbsteignes Werk des Dichters bis auf das Kleinste des Ausdrucks, des Versbaues, ja der syntactischen Fügungen, daß keine andere damit verglichen werden kann. Was alle Medeen haben müssen, fehlt auch dieser nicht, diese aber hat die wunderbare Beweglichkeit des geistigen Mienenspiels voraus, in welchem Zorn und Liebe, unbändiger Trotz und weiche Hingebung zu einem Gesammtcharakter erhabener Tragik verschmelzen."

„Des Meeres und der Liebe Wellen" oder „Hero und Leander" behandelt die bekannte Sage, welche Schiller so wundervoll gegeben hat. Dieses Stück ist eine köstliche Dichtung, fand aber wenig Beifall und verschwand bald vom Theater. Anders ein dramatisirtes Mährchen „Der Traum ein Leben" ähnlich dem „Leben ein Traum" von Calderon und Goethe's „Faust" mit seinem Mephistopheles. Das Stück ist sehr sinnreich und lebendig, ward vielmal aufgeführt und ist noch heute ein Lieblingsstück des Wiener Volkes.

Ein ähnliches sinnreiches Gedicht, und zwar das einzige Lustspiel Grillparzers „Weh dem der lügt" ließen die Wiener im Jahre 1838 durchfallen und seit dieser ihm angethanen Schmach gab Grillparzer nichts mehr heraus.

An historischen österreichischen Dramen hat Grillparzer nicht mehr als zwei geliefert. „Ein treuer Diener seines Herrn" und „Ottokar's Glück und Ende", jenes aus der ungarischen, dieses aus der böhmischen Geschichte. Merkwürdiger Weise zog „Der treue Diener" dem Dichter den Vorwurf des Knechtssinnes und der Wohldienerei zu, wozu gar keine Berechtigung im Stücke selbst liegt, und die spätere vernünftigere Zeit im Jahre 1851, wo es Laube wieder auf die Bühne brachte, nahm es mit Anerkennung auf. „Ottokar" ist Grillparzer's einziges Drama aus der vaterländischen Geschichte und sein Einfluß verursachte von

1825 an die Bildung einer großdeutschen Partei in Oesterreich, deren Vertreter hauptsächlich Hormayr in seinem Archiv war; und dieses vaterländische Drama ist es denn auch, welches ich Ihnen ausführlicher darzulegen beabsichtige. Ich würde das gern mit einigen Dramen gethan haben, wenn dazu die Zeit gegeben wäre, denn ich gestehe, ich habe durch das Lesen dieser Dichtungen den alten Dichter liebgewonnen und ich verstehe, was Lord Byron meinte, wenn er sagt: „Die Nachwelt wird den harten Namen des Dichters noch gut aussprechen lernen.“ Ich werde vielleicht zu einer andern Zeit auf Grillparzer zurückkommen und seine Dichtungen ausführlicher würdigen. Für dieses Mal mögen Sie Einiges über und aus „König Ottokar's Glück und Ende“ freundlich aufnehmen.

Die Zeit, in welcher das Drama spielt, fällt in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Ottokar I., König von Böhmen, ein stolzer, herrschsüchtiger und besonders gegen die Edeln harter Fürst, hatte allmälig durch siegreiche Kriege fast alle die Länder, welche das jetzige Deutschösterreich ausmachen, unter seine Herrschaft gebracht, sich mit der Wittwe Kaiser Heinrichs VII., Margaretha von Oesterreich, vermählt, um Oesterreichs desto sicherer zu sein, aber nach mehreren Jahren sich wieder von ihr geschieden um eine Enkelin des Königs Bela von Ungarn zu ehelichen, von der er Nachkommen zu erhalten hoffte. Mit dieser Zeit beginnt das Stück, doch nicht so, daß sich der Dichter genau an die wirkliche Geschichte hielt, sondern so, daß Ottokar's höchstes Glück, sein Frevel und Uebermuth, seine Demüthigung und sein Untergang in trefflichen Bildern an uns vorüber ziehen. Was in der Geschichte weit auseinander liegt, drängt sich hier enge zusammen.

Zuerst finden wir uns im Schlosse zu Prag vor dem Zimmer der Königin Margarethe, wo der junge Seyfried Merenberg Wache hält. Die Königin ist vor Gram leidend, nicht allein weil sie entsagen soll, sondern weil auch bereits die Rede ist von einer andern Heirath des Königs. Auf diese zweite Heirath hatten drei Brüder, die Rosenberge, ein altes Adelsgeschlecht, Benesch Milota und Zawisch genannt, den Plan gebaut, des Beneſch Tochter Bertha auf den Thron zu bringen; hatten deshalb sie bei jeder Gelegenheit in glänzender Weise dem König zu zeigen

gesucht und zur Trennung von Margarethen fleißig gerathen. Bertha selbst trug sich deshalb mit der Hoffnung auf eine Königin. Da kommt das Gerücht nicht allein von der Trennung, sondern auch von einer neuen Vermählung, aber freilich nicht mit Bertha. Seyfried, der Merenberg, der Wache steht und Bertha einst geliebt hat, will das Gerücht nicht glauben; aber sein Vater, der daher kommt, versichert es, und gibt ihm ein Schreiben zur Ueberbringung an den Erzbischof von Mainz um Schutz für Margarethen zu suchen.

Auf die Rosenberge macht natürlich das Gerücht eine empörende Wirkung; sie können es auch nicht glauben, und wir hören daher Benesch, der mit seinem Bruder Milota ebenfalls jetzt an den Ort kommt, wo Seyfried Wache steht, zu Milota, der zur Ruhe mahnt, sagen:

Was ruhig? Sieh, ich bins! Der König wagt's nicht!
Heiß ich nicht Rosenberg? Ist unser Haus
Im ganzen Lande nicht das Mächtigste?
Und er sollt's wagen? Solchen Schimpf? Ha, Possen!
Doch soll's heraus, wer das Gerücht ersann;
Ich will ihn treffen.

In höchster Aufregung stürzt plötzlich Bertha herzu, und ihr Vater sagt zu ihr:

Ha, Närrin, Du?
Was willst Du hier? Geh fort, auf Dein Gemach!

Bertha.

Ich kann nicht bleiben, rastlos treibt's mich um;
Sie eilen durch das Schloß und flüstern sich
Entsetzliches mit scheuen Blicken zu.
Sagt Vater, ist es wahr?

Die Nachricht hat Bertha's Scham und Gewissen erregt, und da ihr der Vater keine entscheidende Antwort gibt, wendet sie sich an den verschmähten Seyfried fußfällig um Auskunft, der ihr dann mitleidig sagt, ja der König vermählt sich, aber nicht mit Bertha! Da drückt sie mit lautem Schmerzensruf ihr Gesicht

auf den Boden. Als Vater und Onkel sie wegbringen wollen, fleht sie um Schutz bei Seyfried, der sie auch schützt, selbst gegen den tapfern, aber treulosen listigen und verführerischen Zawisch, der jetzt lachend daher kommt und spottend sagt:

Was kämpft ihr denn, ihr hochgesinnten Jäger,
So wuthentzündet um des Bären Fell?
Herr Petz trabt wohlgemuth durch Berg und Thal
Und weist Euch seiner Zeit wohl noch die Pranken.
Schön Mühmchen, grüß Euch Gott!

Auf stürmisches Befragen erklärt nun Zawisch auch:

Der Friede mit Ungarn ist geschlossen, die Ehe des Königs wird getrennt und zum zweiten Mal vermählt er sich
Ei mit wem anders wohl, als dort mit Jener,
Mit Eurer Tochter? Ihr habts schlau gekartet!
Erst führtet Ihr das Mädchen still ihm vor
Geschmückt, man konnte kaum was Schönres sehn!
Dann halft der Armen Mangel Ihr an Witz
Mit Eurem eignen nach. Was sie da Reden führte!
Die Königin von Saba kann nicht besser!
Zuletzt — nun, was weiß ich, was Alles noch!
Kurz, er ist ganz berückt und gebt nur acht,
Er kommt zur Stund', und freit um ihre Hand.

Nach diesen boshaften Worten springt Bertha, die bisher immer noch zu Seyfrieds Füßen gelegen, auf und ruft: „Zu ihr, zu ihr! zu ihren Füßen sterben." Sie meint damit die Königin.

Als Bertha fort, gießt Zawisch seinen Hohn über die Wuth und Rache schnaubenden Brüder aus, die ihn mitschuldig erklären wollen. „Ihr wolltet ja selbst des Königs Eh' getrennt, habt jahrelang Euch weidlich drum bemüht. Sie ist getrennt, und er freit Bela's Nichte."

Benesch.

Jetzt spottest Du, und hast es selbst gebilligt!

Zawisch.

Gebilligt ich? den Unsinn, die Verrücktheit?

Beneſch.

Ja Du, und auch Du (zu Milota).

Milota.

Weil Du Gewißheit vorgabſt.

Beneſch.

Bringt mir ſie her, das Mädchen bringt mir her.
Sie ſoll nicht leben! Sie und ich.

Bei dieſen Worten kann Seyfried, der wacheſtehende, nicht mehr ſchweigen. Er ruft herüber:

Schmäht Ihr das Mädchen? Schmähet auf Euch ſelbſt!
Wer hieß Euch glauben, daß für Eure Tochter
Des Königs, ihres eignen Königs Hand —

Zawiſch.

Das ließ ſich allenfalls doch glauben, Herr!
Ein Merenberg wär' toll, dächt' er an ſo was;
Doch wir, die aus der Weltſtadt Roma ſtammen,
Von den Patriziern, die den Erdkreis beugten
Und als Urſini ſtehn dem Thron zunächſt,
Auf dem St. Peter's Macht ob Herrſchern herrſchet —
Wir mögen wohl nach Fürſtenkronen trachten,
Und eine Roſenberg mag kühn und frei
Dem Beſten ſich vermählen dieſer Erde.
Auch — ha! ha! ha!

Milota.

Verdammt ſein Lachen!

Zawiſch.

Die Tochter raſt, der Vater rauft ſein Haar,
Und wir beweiſen unſern alten Adel!
Und wär' er älter als der Engel Fall,
Der König winkt, und knall liegt er am Boden.

Nach noch längerm Wortſtreite der Brüder unter ſich öffnet ſich das Zimmer der Königin, und die Roſenberge entfernen ſich. Die Königin tritt aus ihrem Zimmer mit Rudolf von Habsburg, welcher mit Ottokar einen Kreuzzug gegen die heidniſchen Preußen gemacht hat und nun als Großalmoſenier und Beſchützer bei der Königin weilt. Zwei Diener tragen in einem Lehnſtuhl

die ohnmächtige Bertha heraus, welche die Kammerfrau Elisabeth unterstützt.

Margaretha (auf die fortgehenden Rosenberge zeigend).
Da gehn sie hin, wie dunkle Wetterwolken,
Die, wenn sie sich entleert, nach Aufgang ziehn.
(Gegen Bertha gewendet.)
Bringt sie in ihr Gemach und sorgt für sie,
Nach wenig Augenblicken komm ich selbst.

Rudolf.
Beinah zu viele Sorgfalt, gnäd'ge Frau!

Margaretha.
Sie selbst ist kaum so schlimm, nur schwachen Geistes
Und thöricht eitel, das hat sie verführt.
Doch ihre Vettern, ihre Anverwandten,
Der starre Milota, der Geifrer Benesch,
Und Zawisch, jener Schlimmste wohl von Allen,
Mit Reichthum, Macht und Hoffnung auf den Thron —
Verlockten sie das leichtbethörte Kind. —
Wie oft war sie an Festen mir gen'über
Mit Schmuck bedeckt, des Hofes Schwall um sie,
Indeß ich einsam saß mit meinem Gram.
Der König Auge nur für ihren Reiz,
Sie aber stolz und froh und überselig,
Wohl gar verächtlich blickend hin auf mich.
Da fühlt ich Mitleid mit dem armen Opfer
Und nahm mir vor, am Tage ihres Falles
Ihr mild zu sein und hülfreich ihrem Unglück.
O Ottokar, wie viel nimmst Du auf Dich!

Rudolf.
Vergeßt nicht ob der Unbild an der Fremden
Der eignen, größern Unbild, gnäd'ge Frau!

Margarethe.
O, glaubt nicht, daß den König ich entschuld'ge!
Fern sei von mir, daß ich je Böses lobe!
Er handelt unrecht, unerlaubt an mir,
Und sagen will ich's ihm, tret ich vor ihn.

Bin ich nicht jung, ich hab es nie verhehlt.
Hat Gram der Züge Reiz mir ausgelöscht —
Er sah mich ja, bevor er um mich warb!
Vermißt er Munterkeit an mir und Scherz;
Wer hieß den Muntern denn zur Freite gehn
Bei der unsel'gen Königin der Thränen,
Zum Grab gebeugt durch all der Ihren Tod.
Seitdem mit diesen Augen ich gesehn,
Im grausen Kerker von Apulien
Den röm'schen König Heinrich, meinen Gatten,
Des harten Friedrich allzuweichen Sohn,
Von nahverwandten Händen liegen todt,
Und todt die beiden hoffnungsvollen Kleinen,
Die ihm mein Schooß, seitdem verschlossen, trug:
War Lust ein Fremdling dieser öden Brust,
Und Lächeln floh entsetzt von meinen Lippen,
Die Gram und Schmerz mit seinem Siegel schloß.

Ich bedauere sehr die weiteren schönen und würdevollen Vertheidigungsreden, in welchen die Königin Alles, was als Grund der Ehescheidung, wie Kinderlosigkeit, unerlaubter Verwandtschaftsgrad und ein früher gethanes Gelübde von Seite des Königs aufgebracht werden wollte, widerlegt, nicht vollständig vortragen zu können; nur das muß bemerkt werden, wie der Königin anfängliches Nein bei Schließung ihrer Ehe mit Ottokar überwunden ward. Oesterreich nämlich war vom Vater des Ottokar, Wenzeslav, grausam verwüstet worden und die Stände des Landes fanden daher in der Verehelichung das einzige Mittel des Friedens:

„Sie traten hin zu mir auf Heimburgs Schloß
Und führten mich da auf des Schlosses Söller,
Und zeigten mir das gluthversengte Land.
Die Felder nackt, die Hütten leer, die Menschen todt.
Von Weibern, Kindern, Blutenden, Verletzten
Sah ich mit Schaudern, heulend, mich umgeben,
Zu mir um Rettung flehend, die 's vermocht.
Da wollt' ich Alles und versprach es ihnen."

Die Königin gesteht, daß sie den König zwar nie geliebt, doch daß sie für ihn treu gesorgt habe, wobei ein Gefühl in ihrem Innern sich eingefunden, das allen Schmerz der Liebe kennt, wenn auch nichts von der Liebe Glück.

So war's mit uns,
Nun urtheilt, ob Entfernung mich erschreckt.
Ja, ich will gehn, doch bleib' die Ehe fest,
Nichts ward verletzt, was ihren Bruch begehrte.

Rudolf.

Was, gnäd'ge Frau, soll ich dem König melden?

Margaretha.

Sagt König Ottokar, Herr Graf von Habsburg,
Das Ganze legt' ich ihm auf sein Gewissen;
Was er entscheide, das sei mir genehm.

Rudolf.

Ihr willigt also ein?

Margaretha.

Ich widerspreche nicht.

Rudolf.

Doch man verlangt zugleich, daß Ihr abtretet
Das Land von Oesterreich und das von Steier,
Der Babenberger Gut.

Margaretha.

Ich hab's gethan.

Rudolf.

Doch war es Schenkung um der Ehe wegen,
Der Ehe Trennung hebt die Schenkung auf.

Margaretha.

Ich will sie wiederholen.

Rudolf.

Auch bedenkt,
Daß jene Lande Reichslehen sind,
Dem Reich erledigt und nicht Euch gehörig.

Margaretha.

So weit mein Recht geht, geb ich es dahin.
Sagt das zum König, und zugleich:

Er soll vor Unrecht sorglich sich bewahren;
Denn auch das Kleinste rächt sich. So lebt wohl.

Da jetzt die Ankunft des Königs gemeldet wird, geht die Königin in ihr Gemach, um sich im Gebete zu stärken; und diesem stillen einsamen Wehe gegenüber thut sich nun anderseits vor uns die Macht, Pracht und Herrlichkeit, die höchste Höhe des königlichen Glücks auf. Wir finden uns in den Thronsaal versetzt, wo vor dem König unter Trompeten und Pauken eine Fülle von Gesandtschaften erscheint. Erst eine des Chans der Tartaren, die Ottokar ein sonderbar Volk nennt, weil sie krumme Säbel und einen Haarschopf tragen; dann eine Deputation der Stadt Prag, an deren Spitze der Bürgermeister eine Rede halten will, welche der König aber gar nicht beachtet, sondern vom Ort des letzten Sieges gegen Ungarn spricht, wo er Marchegg als den Markstein seines Glücks gründen will. Dabei erhält der Bürgermeister noch einen ordentlichen Verweis, weil die untere Vorstadt noch nicht geräumt ist, in welche der König Deutsche setzen will:

Den Deutschen will ich setzen Euch in Pelz,
Der soll Euch kneipen, bis Euch Schmerz und Aerger
Aus eurer Dumpfheit wecken, und Ihr ausschlagt
Wie ein gesporntes Pferd. Ihr denkt der Zeit,
Da Eure Fürsten saßen an dem Herd
Und einen Kessel führten in dem schnöden Wappen.
Ich bin kein Solcher, straf mich Gott.
Mit Köln und Wien und Lunden und Paris
Soll Euer Prag hier stehn in Einer Reihe!
Die Länder, die Euch herrisch sonst gehöhnt,
Ich habe sie bezwungen mit dem Schwerdt.
Der Ungar flieht, der Baierfürst hält Ruh,
Und Oesterreich, die wackre Steiermark,
Und Portenau und Krain und Deutschlands Eger —
Ich habe sie vereinigt meinem Reich.
In alle Fernen trug ich Böhmens Namen,
Aus allen Fernen tönt sein Ruhm zurück. —
Daß mir die Deutschen in die Vorstadt kommen.

Hierauf erklärt schließlich der König den Bürgern von Prag noch, daß und warum er sich von Margarethen trennen und Kunigunde von Massovien, die Enkelin des Königs Bela von Ungarn heirathen werde, nämlich um einen Erben zu erhalten. Sie sollen Zeugen sein, wenn jetzt die Königin komme, ihre Einwilligung dazu erkläre und ihre Schenkung der Lande wiederhole. — Der König setzt sich nun auf den Thron, und die Königin erscheint von Rudolf und Merenberg begleitet. Während aber hierauf die feierliche Staatsaction durch den Kanzler begonnen wird, Margarethe ihre Sache selbst führen zu wollen erklärt und sich auch gut vertheidigt, ertönen von Außen Trompeten. Die Stände von Oesterreich erscheinen, bringen den Herzogshut und wollen auch Margarethen huldigen. Da wird ihnen aber bedeutet, daß sie ruhig sein sollen und erst anhören, was vor sich gehe. Margaretha unterwirft sich und sagt: Ich gehe von hinnen, wie man es begehrt.

Ottokar.

Mich freut, daß ich Euch klug und billig finde;
So hab ich Margarethen stets gekannt,
Und stets geachtet Euch als eine solche. —
Es hat die Welt seit Karol Magnus' Zeiten
Kein Reich noch wie das Meinige gesehn.
Ja, Karol Magnus' Krone selbst —
Sie dünkt mich nicht für dieses Haupt zu hoch.
Nur Eines fehlte noch, der Erbe.
Marg'rethe weiß ich, wird mir's nicht mißgönnen.

Margarethe versichert: sie gönne ihm Alles; warnt aber vertraulich; nach ihrem Weggange werde in Oesterreich wieder Aufruhr entstehen, worauf Ottokar höhnend:

Ihr seid 'ne Bäckersfrau,
Die ihren Altknecht freit auf ihr Gewerbe;
Und fürchtet Ihr, sie kommen von der Stadt,
Und nehmen mir's, sobald die Herrin fort?

Margaretha.

Umringt seid Ihr mit Argen und Verräthern.

Ottokar.

Lehrt Ihr den Ottokar die Seinen kennen?
Ich gehe meinen Gang; was hindert, fällt.

Margaretha.

Ihr steht am Abgrund, glaubt mir, Ottokar! —

In diesem Augenblick werden die Landesherrn von Steiermark gemeldet. Da sagt der König:

Ihr seht wohl, Margaretha,
Die Unglücksprophezeiung trifft nicht ein.

Die Steierer kommen und treten zu den Oesterreichern. Jetzt soll die Handveste der Königin vorgelegt werden. Da die Königin sie nicht bei sich, sondern in ihrer Hauskapelle verschlossen hat, so geht sie selbst, um sie zu holen. Indeß kommen noch die Kärnth'ner und bringen auch ihren Herzogshut; dann Ungarns König, und endlich sogar Gesandte vom Reich mit dem Doppeladler. Da ertönt der Ruf „Heil Ottokar, dem deutschen Kaiser", denn man glaubt, die deutschen Gesandten bringen die Kaiserkrone. Das Alles macht Ottokar taumelnd: „Nun Erde, steh' mir fest", ruft er aus, „Du hast noch keinen Größeren getragen." Er eilt hierauf dem König von Ungarn entgegen, während der alte Merenberg heimlich durch den Schenk v. Emerberg einen Brief an seinen Sohn bestellen läßt.

Ottokar (zum König Bela).

Erlauchter Herr und Vater, will es Gott!

Bela.

Bevor ich rede, laßt erst diese sprechen.
(nämlich die deutschen Gesandten.)

Der erste deutsche Gesandte erklärt nun, daß der Reichstag von Frankfurt wissen möchte, ob Ottokar die Krone annähme, wenn er gewählt werde. Es gehe ein alter Spruch: Des Reiches Adler werde erst Ruhe finden im Neste des Löwen:

Nun, großmüthiger Löwe,
Nimm auf den Adler, der verloren fleugt,
Und schirm ihn stark gen alle seine Feinde.

Bei dieſen Worten ergreift der Geſandte einen Schild mit einem Löwen, der an den Stufen des Thrones lehnt und hebt ihn in die Höhe. Unglücklicherweiſe aber iſt es nicht der weiße Löwe von Böhmen, ſondern ein rother.

Ottokar.

Ha! Was iſt das, wer hat mir das gethan?
Das iſt der weiße Löwe nicht von Böhmen!
Der Löw iſt roth.

Rudolf.

'S iſt Habsburgs Löwe, Herr.
Der Schild iſt mein! Ich legt ihn kommend ab.

Der zweite deutſche Abgeſandte (zu Rudolf).

Ihr ſeid der Graf von Habsburg?

Rudolf.

Ja, der bin ich.

Abgeſandter.

In Böhmen hier?

Rudolf.

Vom Kreuzzug kehr ich heim.

Ottokar, durch dieſe Verwechslung der Wappen ſehr verſtimmt, verhindert weitere Erklärungen, indem er zum Abgeſandten herriſch ſagt:

„Genug! Ihr harret, mein Herr Abgeſandter,
Bis man Euch wieder ruft“,

und wendet ſich dann zu König Bela, der ihm zwei Enkelſöhne vorſtellt, während er doch nur Einen hat, weßhalb Ottokar verwundert fragt: Hat König Bela der Enkelſöhne mehr? worauf Bela zu dem einen Enkelſohn ſagt: „Man weiſet Dich zurück.“ „Und doch war ich's“, antwortet dieſer, „der Euch (Ottokar) am meiſten wünſchte zu gefallen! Nehmt Ihr mich unter Eure Krieger auf!“ Es iſt dieß nämlich nicht ein Enkelſohn, ſondern Kunigunde von Maſſovien, die beſtimmte Braut, die jetzt Reitermantel und Kalpak von ſich wirft und als Weib daſteht.

„O ſchöner Krieger!“

So läßt ſich hinter ihr eine Stimme vernehmen. Es iſt die

Stimme des Zawisch, der damit sein Werk der Verführung beginnt.

Kunigunde (umgewendet).

Ha! Wer spricht?

Ottokar (zornig).

Wer sprach?

Zawisch (sich umsehend).

Von dorther schien's, vom Winkel her zu tönen!

Kunigunde (rasch).

Ihr wart's —

wohl nicht, Ihr würdet nicht so frech,
Da ich so nahe stand, mir sonst so leugnen. —
Mein König, Ihr verzeiht der Ueberraschung.
Sie wollten erst mich vor den Thoren lassen,
Doch trieb mich's hier zu sein und also kam ich.

Rudolf.

Der rücksichtslosen, rohen Uebereilung!

Es tritt die Königin wieder ein, und da Ottokar sie zurückweist, beginnt sie zu wanken und Rudolf tritt vor, um sie zu stützen:

Hier ist mein Arm, erlauchte Königin —
Stets war bei Habsburg der Gekränkten Schirm.

Ottokar.

Und wer hat's Euch geheißen?

Rudolf.

Kennt ein Heißen,
Wer kein Verbieten kennt?

Ottokar.

Ihr seid, vergesset nicht,
In meinem Land.

Rudolf.

Nicht länger als ich will.
Als freier Krieger focht ich Eure Schlachten,
Um Lohn nicht, und den Dank, den schenk ich Euch.
Ich bin nicht Euer Mann!

Ottokar.

Nicht von der Stelle,
Bis Der entschieden, dem Entscheidung ziemt. —

Da tritt der zweite deutsche Gesandte wieder vor, der Kanzler des Erzbischofs von Mainz, zum Schutz der Königin, gibt sich dem Habsburg zu erkennen als den, welchen er einst bei Basel das eigne Pferd lieh zum Uebersetzen über den Rhein, und erinnert daran, wie Rudolf den Erzbischof nach Rom geleitet habe. Im Namen des Reichs begehrt er laut hierauf freies Geleit für die Königin und trägt dem Grafen auf, ihr den Arm zu geben:

Im Namen denn des heil'gen römischen Reichs,
Gebt Raum der Herzogin von Oesterreich,

ruft er aus, und so entkommt Margarethe der Qual.

„Bin ich Eu'r Kaiser, sollt Ihr anders sprechen"

droht Ottokar den Abgehenden nach. Auf das nun folgende Drängen des ersten deutschen Abgesandten um eine Antwort wegen Annahme der Kaiserwürde, gibt der König eine stolze, unentschiedene; aber Zawisch, der sich als böser Geist überall einmischt, ruft aus:

„Es lebe Ottokar, von Böhmen König,
Herzog von Oestreich, Steier, Kärnthen, Krain,
Der Deutschen Kaiser"! —

Damit schließt der erste Akt.

Nach einiger Zeit, im zweiten Akt, erscheint Zawisch wieder in einem Gartensaal, vor dem zwei Bildsäulen stehen. Er beginnt lachend:

Ich bin verliebt! O weh, mein Herz ist fort.
Ihr Leute kommt zu Hilfe! Ha ha ha!
Wie sie mich ansah mit dem schwarzen Blick,
Die stolze Ungarin! Hilft Alles Nichts!
Und schön ist sie, beim wunderbaren Gott!
Ein adlich wildes, reiterscheues Füllen,
Den Zaum anschnaubend, der es bänd'gen soll.

Nachdem hierauf Zawisch den jungen Merenberg, den man mit seinem Brief gefangen hat und daherbringt, hat laufen lassen, sieht er Kunigunde den Gang im Garten herunterkommen mit einer Kammerfrau. Da beginnt er schnell die Schlinge zu legen, in der sie sich fangen soll, d. h. er steckt unter den Fuß der Liebesgöttin, so daß es die Königin bemerken muß, ein Zettelchen, und eilt dann, wie erschreckt, davon.

Königin.

War das nicht Rosenberg? Der Unverschämte!
Ruf ihn zurück!

Fräulein (in die Szene rufend).

Herr Zawisch! kommt hieher,
Die Königin befiehlt es! Hier! Ihr sollt.

(Zawisch kommt zurück und dreht verschämt das Barett in der Hand.)

Königin.

Ich weiß nicht Herr, bin ich nicht voll bei Sinnen,
Wie oder seid Ihr ganz so unverschämt.
Bei meiner Ankunft schrie't Ihr gellend auf —
Ihr wart's! Ich stand drei Schritte fern und weiß es!
Seitdem verfolgt Ihr rastlos mich mit Blicken,
Mit Blicken, die ich näher nicht bezeichne;
Doch regt sich mir der Ingrimm, denk ich dran!
Nur erst beim Tanz, als ich die Hand Euch reichte,
Ja, Frecher, ja, Ihr drücktet mir die Hand!
Wer bin ich, Herr? und wer seid Ihr?

Zawisch.

Verzeiht.

Königin.

Behandelt so hier Lands man Königinnen?

Zawisch.

Verzeiht.

Königin.

Und nun „Verzeiht"! Erst frech und kühn,
Und nun so knechtisch, daß er an mich ekelt!
Was stecktet Ihr an jene Säule hin?

Zawisch.

An jene Säule? steckt was dort?

Königin.

Ein Zettel.

Zawisch.

Ein Zettel in der That!

Königin (zum Kammerfräulein).

Nimm ihn herab! Was steht auf dem Papier?

Zawisch.

Ich weiß es nicht!

Königin.

Ihr stecktet's doch hinauf.

Zawisch.

Ich? Wahrlich nicht!

Königin.

Nur erst, so wie ich kam.

Zawisch.

Ich war nicht hier,
Ich kam von jener Seite.

Königin.

Nun beim Himmel!
Ich sah es ja, ich stand drei Schritte fern,
Als Ihr den Zettel an die Säule stecktet!

Zawisch.

Wenn Ihr es sagt, o hocherhabene Frau,
Dann muß es sein, und wär es nie gewesen.

Königin.

Und was enthält der Zettel?

Zawisch.

Phantasieen!
Die Ausgeburt von dichterischer Glut.

Königin (zum Kammerfräulein).

Zeig her! (Sie liest die Aufschrift.)
„Der Schönsten"
Ha, Verweg'ner!
Nimm hin das Zeugniß Deiner frechen Thorheit.
(Sie wirft den Zettel ihm vor die Füße.)

Und wagst Du's noch einmal, Dich mir zu nah'n,
So soll der König Deinen Frevel strafen!

Zawisch.

(hebt den Zettel auf und kniet damit vor dem Kammerfräulein nieder.)

Nun denn, so wißt, daß ich Euch dienend folge,
Schon lang brennt das Geheimniß meine Brust;
In diesen Zeilen wagt ich's zu gestehen.
Verloren bin ich, Herrin, wenn Ihr zürnt.

(Er steht auf und geht.)

Richtig berechnet! Es entsteht nun ein Kampf der Eifersucht zwischen der Königin und dem Kammerfräulein, der dazu führt, den Zettel zu lesen:

Kammerfräulein (liest).

„O Hand von Schnee" —

Königin.

Was heißt das?

Kammerfräulein.

Weiß wie Schnee.

Königin.

(den Handschuh abziehend und ihre Hand betrachtend.)

Ich denk, er hat die Hand noch nie gesehn,
Den Handschuh höchstens!

Kammerfräulein (lesend).

„O Hand von Schnee
Und doch so heiß;
O Blick so feurig
Und dennoch Eis."

Königin.

Ich wollt', er wäre Glut und träfe Dich!
Ich wollt' ihn martern, bis ich voll gerächt.

Kammerfräulein.

„Der Mund, so süße,
Spricht herber Art,
Die Brust, so wogend,
Nicht minder hart."

Königin.

Schweig still!

Kammerfräulein.

„O Blick, erwarme,
O Bruſt, erweich,
O Hand —"

Königin.

Ich ſage Dir, Du ſollſt verſtummen!

Kammerfräulein.

So laßt Ihr mich nicht meines Sieges freuen?

Königin.

Ich glaube gar, die Thörin nimmts auf ſich!

Nun bricht die Königin in Klagen aus über ihr Loos. An einen Greis hat man ſie gefeſſelt. Alle Böhmen ſind kalten Herzens. Nur dieſer Roſenberg iſt wie ein Ungar, ein kühner Held und heißen Blutes.

Und dieſem Zawiſch muß ſie endlich noch nach einem Turnier den Preis reichen! Als ſie ihm die Schärpe übergeben will, zieht er ihr eine blaue Bandarmſchleife ab, die er einſteckt, indem er leiſe ſagt:

„Alte Männer
Sollten alte Weiber freien. Jugend
Gehört für Jugend!"

und als die Königin die Schleife durch das Kammerfräulein zurückfordern läßt, ruft er aus:

Die Schleife? Nun und nimmermehr, mein Kind!
Ich habe ſie erobert, und mein Leben,
Den Kopf hier laß' ich, doch die Schleife nicht!
Sieh her, wie ſchön! Roth, wie dein holder Mund,
Und weiß, wie dieſes Nackens reines Silber.
Nein, die behalt ich, und auf meinem Sarge
Soll neben Schild und Helm ſie prangend ruhn.

Der König bemerkt den Mangel; da ſucht man die Schleife als verloren und der König ſetzt dem Finder einen Diamantring aus. Zawiſch natürlich findet die Schleife und auf Gebot der

Königin behält er Schleife und Ring. Die Königin entfernt sich hierauf und läßt sich unpaß melden, trotz allen Befehlen des Königs, beim Ball zu erscheinen. „Sie will nicht" sagt ein Diener.

Ottokar.

Sie will nicht? will nicht, wenn ich es gebiete?
Sag' ihr — Doch laß! Sie wird sich selbst besinnen.
Mit Weiberlaunen hat man billig Nachsicht!
Nur fort, ihr Herrn!

Da tritt der deutsche Abgesandte wieder hervor und verlangt nochmals Entscheidung. Ottokar macht gegen Annahme der Krone, die er sehnlichst wünscht, wiederum allerlei Einwendungen, besonders, daß der Kaiser in seiner Regierung durch die Fürsten gebunden und das Reich verarmt und in Noth sei. Stolz spricht er:

Ich will doch lieber hier in Böhmen sitzen
Und eines armen deutschen Kaisers lachen,
Als selbst ein armer deutscher Kaiser sein.
Indeß verschmäh' ich nicht, die höchste Macht
Vielleicht zu krönen mit der höchsten Würde.
Doch soll man mir die Kron erst selber bringen,
Und legen auf das Kissen dort vor mir,
Bevor ich mich entscheide.
Ich habe meinen Kanzler hingesandt
Nach Frankfurt, und er schreibt mir,
Daß die Wahl des Nächsten wird vor sich gehn.
Dem Pfalzgraf bei dem Rhein
Trug man den Ausspruch auf im Kompromiß;
Er ist zwar nicht mein Freund; er und der Mainzer,
Sie schmieden Ränke, wie mein Kanzler schreibt;
Allein die deutschen Fürsten wagen's nicht,
Dem Stirnenrunzeln Ottokar's zu stehn.
Die Kron' ist mein, das heißt, wenn ich sie mag.
Doch laßt sie hier erst sein, dann will ich sprechen. —

In diesem Augenblick kommt ein Diener und meldet die Zurückkunft des königlichen Abgesandten von Frankfurt in Begleitung eines glänzend ausgerüsteten Ritters und zwei Herolden

in des Reiches Farben, den Adler vor der Bruſt, die laut trompeten. Jedermann glaubt, vor Allen Ottokar, er ſei zum Kaiſer gewählt, und während nun der Zug herankommt, zählt Ottokar ſchon an den Fingern ab, welche Mißliebige er fortſchicken will. Der eintretende Kanzler aber ſchüttelt gegen die fragende Menge den Kopf, Zawiſch ſpricht es ſchon halblaut aus, daß der König nicht gewählt ſei, und als der Kanzler endlich es offen ſagt gegen Zawiſch, ſo daß der König Etwas davon hört, Rudolf von Habsburg ſei gewählt, da fährt Ottokar zuſammen, läßt zitternd den Brief, den er in der Hand, fallen, und entfernt ſich mit bebenden Knieen in ſein Gemach.

Nach einiger Zeit kommt er wieder hervor und thut, als wenn er ſich auf das Geſchehene gar nicht mehr beſinne: Was ſchwaztet Ihr

Von Reichstag und von Wahl?

Kanzler.

Hier hört es ſelbſt.

(Der Burggraf von Nürnberg mit 2 Herolden tritt hervor.)

Ottokar.

Wer ſeid Ihr, Herr?

Burggraf.

Friedrich von Zollern bin ich,
Burggraf von Nürnberg, abgeſandt vom Reich.

Ottokar.

Glück zu! (Er kehrt ihm den Rücken.)

Burggraf.

Rudolf, von Gottes Gnaden Kaiſer. —

Ottokar (ſich umwendend.)

Ich glaube Herr, das Reich will meiner ſpotten!
Hier ſtehn noch die Geſandten, die die Krone
Mir anzubieten kamen und Ihr wählt,
Eh' ich entſchieden, einen Andern?

Burggraf.

Herr,
Der Kanzler des Erzbiſchofs von Mainz,
Er hat gemeldet, wie mit ſchnöden Worten
Von Euch gewieſen Ihr ſo Kron als Reich.

Ottokar.

Ha, frecher Treubrnch deutſcher Reichsbarone!

Burggraf.

Beſchuldigt Ihr des Treubruchs Deutſchlands Fürſten?
So wißt denn, was die Wahl von Euch gewandt.
Wir ſuchten einen Herrn, gerecht und gnädig,
Als einem ſolchen bot man Euch den Thron.
Da kam der Ruf, da kamen ſelber Zeugen,
Die laut es riefen in der Fürſten Ohr,
Wie Ihr gethan an Königin Margrethen,
Die Eure Gattin war, die Ihr verſtießt;
Wie Ihr die Rechte ſchmälert jener Lande,
Die rechtlos vorenthalten Ihr dem Reich;
Wie Eure Ungnad' ſchon ein Halsverbrechen,
Und Strafe trifft, wo noch kein Urtheil traf.
Das ſind wir nicht gewohnt in Schwaben und am Rhein.
Wir müſſen einen gnäd'gen Fürſten haben,
Vor Allem aber ſoll er ſein gerecht.
Dieß überlegend ſchritten ſie zur Wahl ꝛc. —

Weiter fährt der Burggraf fort:

Der deutſche Kaiſer Rudolf
Entbietet Dich auf einen Tag nach Nürnberg,
Daß Du dort walteſt Deines Schenkenamtes,
Wie's Dir als Churfürſt ziemt des deutſchen Reiches;
Sonſt auch nach Recht die Lehen dort empfangeſt
Von Böhmen und von Mähren, die Dir zuſtehn.

Ottokar.

Wie das? Nicht mehr? Und Oeſterreich und Steier?

Burggraf.

Und Oeſterreich und Steier, Krain und Kärnthen,
Nebſt Eger, Portenau, der wind'ſchen Mark
Stellſt Du zurück zu Händen unſers Kaiſers,
Als böslich vorenthalten von dem Reich.

Ottokar.

Ha, ha, ha, ha! 'Ne luſt'ge Mähr fürwahr!
Und ſonſt begehrt der neue Kaiſer nichts?

Burggraf.

Nur was des Reichs!

Auch nach Margaretha fragt der Burggraf und erklärt, daß ihre Schenkung ungültig.

Ottokar.

Ich glaube gern, daß es ihm wohlgefiele,
Dem neuen Herrn, wenn ich die reichen Lande
Ihm sendete nach Schwaben, seinen Säckel
Zu bessern, und die dürftig leere Hand.
Allein nicht so. Ich bin nun alt genug,
Um auf Verlust mich zu verstehn und auf Gewinn.
Geht nur zurück und sagt dem deutschen Reich —
Denn einen deutschen Kaiser kenn ich nicht —
Manch Geier soll nach Aases werden satt,
Bis sie gewinnen, was des Böhmen ist!
Er ladet mich zu sich? Nun wohl, ich komme;
Doch will ich Gäste führen mit zum Tanz,
Daß von der Füße Stampfen weit umhin
Die Erde soll erzittern bis zum Rhein.
Gehabt Euch wohl und sagt das Euren Herrn.

Zawisch.

Wir aber wollen zu den Waffen greifen
Mit Gut und Blut für unsern großen König. —

Vorderhand jedoch ergreift er die Zither und spielt der Königin aus der Ferne Etwas vor.

Königin.

Wer spielt da auf der Zither?

Kammerfräulein.

Es ist Herr Zawisch. Soll ich ihn gehen heißen?

Königin.

Laß ihn nur.
Es hört sich gut zu in der Abendkühle.

Ende des zweiten Aktes.

Es ist natürlich, daß auf eine Antwort, wie Ottokar dem Kaiser sagen ließ, der Krieg gegen ihn nicht ausbleiben konnte.

Rudolf beruhigte erst Deutschland und dann zog er nach Oesterreich, wo er überall freudig aufgenommen wurde. In diese Zeit des Kriegs, mehrere Jahre nach den früheren Vorgängen versetzt uns der dritte Akt. Der Kanzler räth zum Frieden. Zawisch aber reizt den König und seinen Stolz nur mehr auf. Da kommt vom Kaiser der Antrag, auf einer Insel der Donau persönlich zusammenzukommen und sich zu vertragen. Nach langem Zureden des Kanzlers willigt Ottokar endlich ein, und sagt zu Zawisch spottend:

Und wahrlich, Zawisch, sehen möcht ich ihn,
Wie er sich nimmt, dem Ottokar gen'über
Der arme Habsburg in dem Kaiserkleid;
Was er entgegnet, wenn im selben Ton,
Mit dem ich ihm bei Kressenbrunn befahl:
„Herr Graf, greift an", Ich Oest'reich nun und Steier
Und All die Lehen von dem Reich begehre?
Das hieße siegen ohne Heer allein!
Topp Kanzler, Euren Vorschlag nehm ich an.

Kanzler.

O, tausend Dank.

Ottokar.

Ei, dankt nicht allzufrüh;
Nicht ganz in Eurem Sinn ist's, daß ich gehe.
Wenn Er so dasteht und nach Worten sucht,
Und ich ihm sage: Euren Kaisermantel
Begehr ich nicht, Ihr mögt ihn ruhig tragen;
Doch an mein Land, Herr, sollt Ihr mir nicht rühren,
Und so gehabt Euch wohl und zieht in Frieden.
Auf's Höchste gibt man ihm ein Fleckchen Grund,
Daß er daheim sich brüsten mag und sagen:
Das haben wir erobert für das Reich.
Die Freude gönn ich ihm. Glück auf Herr Kanzler!
Wir ziehen aus auf Frieden und Vergleich;
Da seid Ihr Führer, wir gehorchen Euch. —
Doch was sich regt im Lager groß und klein,
Das sei bereit, und rüste sich in Pracht.

Von Gold und Silber laßt die Rüstung starren;
Und weh dem Edelknecht, deß Wamms und Mantel
Nicht hundertmal den deutschen Kaiser aussticht.

Wie täuschte sich aber Ottokar in seinem Hochmuth und seiner Prahlerei! Wir kommen jetzt ins kaiserliche Lager auf der Insel Kaumberg. Der Kaiser sitzt in seinem Zelte im Lederkoller und klopft selbst mit einem Hammer die Beulen an seinem Helme aus. Eine Menge Volks dringt herzu, um ihn zu sehen und zu sprechen; unter ihr auch eine Frau, deren Kind ihm einen Blumenstrauß bringt. „Wie heißt Du?“ fragt der Kaiser und die Mutter antwortet: „Kathrina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien.“ Der Dichter hat damit seiner Haushälterin ein Denkmal gesetzt, welche Kathrina Fröhlich hieß. Mit herzlicher Freundlichkeit hört der Kaiser Bitten und Flehen an, und sucht zu helfen, wo er kann.

Endlich erscheint Ottokar in glänzender Rüstung, darüber einen reichgestickten Mantel, statt des Helms die Krone auf. Rudolf hat seinen Rock angezogen und sitzt jetzt in einfachem Kleide auf einem Feldstuhl; um ihn das Gefolge.

Ottokar (zur Umgebung, die das Haupt entblöst.)
Ich suche nun schon lange rechts und links,
Wo habt Ihr euren Kaiser, edle Herrn?
Nun, wo ist Rudolf? (als er ihn erblickt.) Ah!
Gott grüß Euch, Habsburg.

Rudolf (aufstehend zu seiner Umgebung.)
Warum steht Ihr entblößten Hauptes da?
Kommt Ottokar zu Habsburg, Mensch zum Menschen,
So mag auch Hinz und Kunz sein Haupt bedecken,
Ist er doch ihres Gleichen: Bedeckt Euch!
Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,
Der Böhmen pflicht'ger Fürst zu Deutschlands Kaiser:
(unter sie tretend mit erhobener Stimme)
Dann weh dem, der die Ehrfurcht mir verletzt!
(mit starkem Schritte auf Ottokar losgehend)
Wie gehts Euch, Ottokar, was führt Euch her?

Ottokar (betroffen zurücktretend).
Zur — Unterredung hat man mich geladen.

Rudolf.
Ja so, Ihr kommt zu reden in Geschäften?
Ich dacht, es wär ein freundlicher Besuch.
Zur Sache denn!

Leider muß ich die Unterredung beider Fürsten der Zeit wegen übergehen; nur das, was Rudolf über seine Kaiserwürde sagt, ist zu schön, als daß ich es verschweigen könnte. Ottokar nämlich hat mit seiner Macht und mit Krieg gedroht, da antwortet

Rudolf.
Noch vor zwölf Monden wär't Ihr recht gekommen.
Wenn Ihr der Waffen blut'gen Ausspruch wähltet.
Ihr seid ein kriegserfahrener Fürst, Wer zweifelt,
Und Euer Heer ist ja gewohnt zu siegen.
Von Gold und Silber starret Euer Schatz.
Mir fehlt's an Manchem, fehlt's an Vielem wohl,
Und doch Herr, seht! bin ich so festen Muths:
Wenn diese mich verließen Alle hier,
Der letzte Knecht aus meinem Lager wiche;
Die Krone auf dem Haupt, den Septer in der Hand,
Ging ich allein in Euer trotzend Lager,
Und rief Euch zu: Herr, gebet, was des Reichs! —
Ich bin nicht der, den Ihr voreinst gekannt.
Nicht Habsburg bin ich, selber Rudolf nicht;
In diesen Adern rollet Deutschlands Blut,
Und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen.
Was sterblich war, ich hab es ausgezogen,
Und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt.
Als mich die Stimme der Erhöhung traf,
Als mir, dem nie von solchem Glück geträumt,
Der Herr der Welten auf mein niedrig Haupt
Mit Eins gesetzt die Krone seines Reichs,
Als mir das Salböl von der Stirne troff:
Da ward ich tief des Wunders mir bewußt

Von Gold und Silber laßt die Rüstung starren;
Und weh dem Edelknecht, deß Wamms und Mar
Nicht hundertmal den deutschen Kaiser ausstic ich;

Wie täuschte sich aber Ottokar in sein me.
seiner Prahlerei! Wir kommen jetzt ins k te sie.
Insel Kaumberg. Der Kaiser sitzt in se einem Säckel
und klopft selbst mit einem Hammer mich ins Schiff,
aus. Eine Menge Volks dringt k erlag;
sprechen; unter ihr auch eine her ins Land —
menstrauß bringt. „Wie hei mir seine Krieger.
Mutter antwortet: „Kath eines Haares Breite
Der Dichter hat dami behalten, was nicht Dein.
welche Kathrina Fr macht tiefen Eindruck auf den stolzen
der Kaiser Bitter mehrere Stützen, auf welche er rechnete, ihm
kann.

Endlic willigt er ein, Oesterreich und Steier heraus
einen rei Böhmen und Mähren als kaiserliche Lehen zu nehmen.
dolf ha er aber vor dem Heer nicht zu sehr gedemüthigt er-
auf e scheine, wenn er bei der Belehnung vor dem Kaiser knien müsse,
willigt der Kaiser ein, ihn im geschlossenen Zelt zu belehnen.
Aber als diese Handlung vor sich geht, kommt der Verderber
Zawisch, haut die Zeltschnur ab, daß der Vorhang fällt und Je-
dermann den knieenden König sieht, während der Kaiser ihn küßt
und einlädt, nach Wien zu kommen, und sich freut des blutlos
schönen Sieges, der holden Eintracht. Ottokar steht nach Abgang
des Kaisers lange mit gesenktem Haupte, fährt endlich empor mit
grimmigen Blick, reist Mantel und Krone herab und stürzt fort.
Er glaubt der Kaiser habe ihm absichtlich diese Schmach bereitet
und sinnt von nun an auf Rache. Sein Geist wird trüb, sein
Herz untröstlich, und fast wie im Wahnsinn kommt er nach Prag
zurück, und hofft Trost zu finden bei seinem Weibe. Die Kö-
nigin aber, die ihn nie geliebt, schämt sich des dienstbar gewor-
denen Königs, verspottet ihn nnd beschließt, nach Ungarn zurück-
zugehen, begleitet von Zawisch. Als sie ziehen will, sucht der
geängstigte König sie dadurch zum Dableiben zu bewegen, daß er
die Entsagungsurkunde auf Oesterreich zerreißt, sich damit vom
Kaiser wieder lossagt und einen neuen Krieg beginnt. Den alten
Merenberg, der ihm sagt, daß die Rosenberg Verräther seien, läßt

als Verräther gefangen setzen, denn ein Böhme verrathe
Herrn. Leider aber ist es wahr, daß er fast von Allen
d. Das Unglück kommt schnell herein.
mit dem Kaiser hat im fünften Akt wieder be=
archegg stehn die Heere sich einander in der
aber des frühern mächtigen Kriegsführers Ot=
nd Frischheit ist gebrochen.

ienstein, ein Kriegsoberster, sagt:

Das ew'ge Zaudern, ewige Bedenken!
Und immer rückwärts! Ei verdamm es Gott!
Der König hat sein Wesen ausgezogen.

Der König erklärt jedoch dieß Zögern aus der höheren, ruhigern Ueberlegung des Alters.

Und daß mir Niemand angreift, bis ichs sage,
Ich hab ihn hergelockt in diese Berge
Mit vorgespiegelter, verstellter Flucht.
Dringt er nun vor: die Mitte weicht zurück,
Die Flügel schließen sich — dann gute Nacht, Herr Kaiser.
Ich hab ihn, wie die Maus im Loch! Ha, ha! —

Endlich hebt sich die Sonne herauf, Ottokar springt von seinem Sitze auf und ruft:

Ich grüße Dich, verhängnißvolle Sonne,
Eh' Du zur Küste gehst, hat sich's entschieden,
Ob Fried in Waffen, ob im Grabe Frieden.
Löscht aus die Feuer, laßt die Hörner tönen!
Bereitet Euch zum Kampf, es gilt das Letzte.

Der Kampf beginnt, und während desselben hört der König, daß ein Gefolge der Königin in dem Hause eines Küsters sich geborgen habe. Er stürzt dorthin, aber statt der vermutheten Kunigunda mit ihrem Zawisch findet er Margaretha todt im Sarge liegend. Gestern starb sie, indem sie zum Kaiser wollte, um Frieden zu vermitteln, wie Elisabeth, die Kammerfrau, sagt, „am gebrochenen Herzen. Denn weinend Tag und Nacht —"

Königin.

Schweig ſtill!

Kammerfräulein.

„O Blick, erwarme,
O Bruſt, erweich,
O Hand —"

Königin.

Ich ſage Dir, Du ſollſt verſtummen!

Kammerfräulein.

So laßt Ihr mich nicht meines Sieges freuen?

Königin.

Ich glaube gar, die Thörin nimmts auf ſich!

Nun bricht die Königin in Klagen aus über ihr Loos. An einen Greis hat man ſie gefeſſelt. Alle Böhmen ſind kalten Herzens. Nur dieſer Roſenberg iſt wie ein Ungar, ein kühner Held und heißen Blutes.

Und dieſem Zawiſch muß ſie endlich noch nach einem Turnier den Preis reichen! Als ſie ihm die Schärpe übergeben will, zieht er ihr eine blaue Bandarmſchleife ab, die er einſteckt, indem er leiſe ſagt:

„Alte Männer
Sollten alte Weiber freien. Jugend
Gehört für Jugend!"

und als die Königin die Schleife durch das Kammerfräulein zurückfordern läßt, ruft er aus:

Die Schleife? Nun und nimmermehr, mein Kind!
Ich habe ſie erobert, und mein Leben,
Den Kopf hier laß' ich, doch die Schleife nicht!
Sieh her, wie ſchön! Roth, wie dein holder Mund,
Und weiß, wie dieſes Nackens reines Silber.
Nein, die behalt ich, und auf meinem Sarge
Soll neben Schild und Helm ſie prangend ruhn.

Der König bemerkt den Mangel; da ſucht man die Schleife als verloren und der König ſetzt dem Finder einen Diamantring aus. Zawiſch natürlich findet die Schleife und auf Gebot der

Königin behält er Schleife und Ring. Die Königin entfernt sich hierauf und läßt sich unpaß melden, trotz allen Befehlen des Königs, beim Ball zu erscheinen. „Sie will nicht" sagt ein Diener.

Ottokar.

Sie will nicht? will nicht, wenn ich es gebiete?
Sag' ihr — Doch laß! Sie wird sich selbst besinnen.
Mit Weiberlaunen hat man billig Nachsicht!
Nur fort, ihr Herrn!

Da tritt der deutsche Abgesandte wieder hervor und verlangt nochmals Entscheidung. Ottokar macht gegen Annahme der Krone, die er sehnlichst wünscht, wiederum allerlei Einwendungen, besonders, daß der Kaiser in seiner Regierung durch die Fürsten gebunden und das Reich verarmt und in Noth sei. Stolz spricht er:

Ich will doch lieber hier in Böhmen sitzen
Und eines armen deutschen Kaisers lachen,
Als selbst ein armer deutscher Kaiser sein.
Indeß verschmäh' ich nicht, die höchste Macht
Vielleicht zu krönen mit der höchsten Würde.
Doch soll man mir die Kron erst selber bringen,
Und legen auf das Kissen dort vor mir,
Bevor ich mich entscheide.
Ich habe meinen Kanzler hingesandt
Nach Frankfurt, und er schreibt mir,
Daß die Wahl des Nächsten wird vor sich gehn.
Dem Pfalzgraf bei dem Rhein
Trug man den Ausspruch auf im Kompromiß;
Er ist zwar nicht mein Freund; er und der Mainzer,
Sie schmieden Ränke, wie mein Kanzler schreibt;
Allein die deutschen Fürsten wagen's nicht,
Dem Stirnenrunzeln Ottokar's zu stehn.
Die Kron' ist mein, das heißt, wenn ich sie mag.
Doch laßt sie hier erst sein, dann will ich sprechen. —

In diesem Augenblick kommt ein Diener und meldet die Zurückkunft des königlichen Abgesandten von Frankfurt in Begleitung eines glänzend ausgerüsteten Ritters und zwei Herolden

in des Reiches Farben, den Adler vor der Brust, die laut trompeten. Jedermann glaubt, vor Allen Ottokar, er sei zum Kaiser gewählt, und während nun der Zug herankommt, zählt Ottokar schon an den Fingern ab, welche Mißliebige er fortschicken will. Der eintretende Kanzler aber schüttelt gegen die fragende Menge den Kopf, Zawisch spricht es schon halblaut aus, daß der König nicht gewählt sei, und als der Kanzler endlich es offen sagt gegen Zawisch, so daß der König Etwas davon hört, Rudolf von Habsburg sei gewählt, da fährt Ottokar zusammen, läßt zitternd den Brief, den er in der Hand, fallen, und entfernt sich mit bebenden Knieen in sein Gemach.

Nach einiger Zeit kommt er wieder hervor und thut, als wenn er sich auf das Geschehene gar nicht mehr besinne: Was schwaztet Ihr

Von Reichstag und von Wahl?

Kanzler.

Hier hört es selbst.

(Der Burggraf von Nürnberg mit 2 Herolden tritt hervor.)

Ottokar.

Wer seid Ihr, Herr?

Burggraf.

Friedrich von Zollern bin ich,
Burggraf von Nürnberg, abgesandt vom Reich.

Ottokar.

Glück zu! (Er kehrt ihm den Rücken.)

Burggraf.

Rudolf, von Gottes Gnaden Kaiser. —

Ottocar (sich umwendend.)

Ich glaube Herr, das Reich will meiner spotten!
Hier stehn noch die Gesandten, die die Krone
Mir anzubieten kamen und Ihr wählt,
Eh' ich entschieden, einen Andern?

Burggraf.

Herr,
Der Kanzler des Erzbischofs von Mainz,
Er hat gemeldet, wie mit schnöden Worten
Von Euch gewiesen Ihr so Kron als Reich.

Ottokar.

Ha, frecher Treubrnch deutscher Reichsbarone!

Burggraf.

Beschuldigt Ihr des Treubruchs Deutschlands Fürsten?
So wißt denn, was die Wahl von Euch gewandt.
Wir suchten einen Herrn, gerecht und gnädig,
Als einem solchen bot man Euch den Thron.
Da kam der Ruf, da kamen selber Zeugen,
Die laut es riefen in der Fürsten Ohr,
Wie Ihr gethan an Königin Margrethen,
Die Eure Gattin war, die Ihr verstießt;
Wie Ihr die Rechte schmälert jener Lande,
Die rechtlos vorenthalten Ihr dem Reich;
Wie Eure Ungnad' schon ein Halsverbrechen,
Und Strafe trifft, wo noch kein Urtheil traf.
Das sind wir nicht gewohnt in Schwaben und am Rhein.
Wir müssen einen gnäd'gen Fürsten haben,
Vor Allem aber soll er sein gerecht.
Dieß überlegend schritten sie zur Wahl ꝛc. —

Weiter fährt der Burggraf fort:

Der deutsche Kaiser Rudolf
Entbietet Dich auf einen Tag nach Nürnberg,
Daß Du dort walteſt Deines Schenkenamtes,
Wie's Dir als Churfürst ziemt des deutschen Reiches;
Sonst auch nach Recht die Lehen dort empfangeſt
Von Böhmen und von Mähren, die Dir zustehn.

Ottokar.

Wie das? Nicht mehr? Und Oesterreich und Steier?

Burggraf.

Und Oesterreich und Steier, Krain und Kärnthen,
Nebst Eger, Portenau, der wind'schen Mark
Stellst Du zurück zu Händen unsers Kaisers,
Als böslich vorenthalten von dem Reich.

Ottokar.

Ha, ha, ha, ha! 'Ne luſt'ge Mähr fürwahr!
Und sonst begehrt der neue Kaiser nichts?

Burggraf.

Nur was des Reichs!

Auch nach Margaretha fragt der Burggraf und erklärt, daß ihre Schenkung ungültig.

Ottokar.

Ich glaube gern, daß es ihm wohlgefiele,
Dem neuen Herrn, wenn ich die reichen Lande
Ihm sendete nach Schwaben, seinen Säckel
Zu bessern, und die dürftig leere Hand.
Allein nicht so. Ich bin nun alt genug,
Um auf Verlust mich zu verstehn und auf Gewinn.
Geht nur zurück und sagt dem deutschen Reich —
Denn einen deutschen Kaiser kenn ich nicht —
Manch Geier soll nach Aases werden satt,
Bis sie gewinnen, was des Böhmen ist!
Er ladet mich zu sich? Nun wohl, ich komme;
Doch will ich Gäste führen mit zum Tanz,
Daß von der Füße Stampfen weit umhin
Die Erde soll erzittern bis zum Rhein.
Gehabt Euch wohl und sagt das Euren Herrn.

Zawisch.

Wir aber wollen zu den Waffen greifen
Mit Gut und Blut für unsern großen König. —

Vorderhand jedoch ergreift er die Zither und spielt der Königin aus der Ferne Etwas vor.

Königin.

Wer spielt da auf der Zither?

Kammerfräulein.

Es ist Herr Zawisch. Soll ich ihn gehen heißen?

Königin.

Laß ihn nur.
Es hört sich gut zu in der Abendkühle.

Ende des zweiten Aktes.

Es ist natürlich, daß auf eine Antwort, wie Ottokar dem Kaiser sagen ließ, der Krieg gegen ihn nicht ausbleiben konnte.

Rudolf beruhigte erst Deutschland und dann zog er nach Oesterreich, wo er überall freudig aufgenommen wurde. In diese Zeit des Kriegs, mehrere Jahre nach den früheren Vorgängen versetzt uns der dritte Akt. Der Kanzler räth zum Frieden. Zawisch aber reizt den König und seinen Stolz nur mehr auf. Da kommt vom Kaiser der Antrag, auf einer Insel der Donau persönlich zusammenzukommen und sich zu vertragen. Nach langem Zureden des Kanzlers willigt Ottokar endlich ein, und sagt zu Zawisch spottend:

Und wahrlich, Zawisch, sehen möcht ich ihn,
Wie er sich nimmt, dem Ottokar gen'über
Der arme Habsburg in dem Kaiserkleid;
Was er entgegnet, wenn im selben Ton,
Mit dem ich ihm bei Kressenbrunn befahl:
„Herr Graf, greift an", Ich Oest'reich nun und Steier
Und All die Lehen von dem Reich begehre?
Das hieße siegen ohne Heer allein!
Topp Kanzler, Euren Vorschlag nehm ich an.

Kanzler.

O, tausend Dank.

Ottokar.

Ei, dankt nicht allzufrüh;
Nicht ganz in Eurem Sinn ist's, daß ich gehe.
Wenn Er so dasteht und nach Worten sucht,
Und ich ihm sage: Euren Kaisermantel
Begehr ich nicht, Ihr mögt ihn ruhig tragen;
Doch an mein Land, Herr, sollt Ihr mir nicht rühren,
Und so gehabt Euch wohl und zieht in Frieden.
Auf's Höchste gibt man ihm ein Fleckchen Grund,
Daß er daheim sich brüsten mag und sagen:
Das haben wir erobert für das Reich.
Die Freude gönn ich ihm. Glück auf Herr Kanzler!
Wir ziehen aus auf Frieden und Vergleich;
Da seid Ihr Führer, wir gehorchen Euch. —
Doch was sich regt im Lager groß und klein,
Das sei bereit, und rüste sich in Pracht.

Von Gold und Silber laßt die Rüstung starren;
Und weh dem Edelknecht, deß Wamms und Mantel
Nicht hundertmal den deutschen Kaiser aussticht.

Wie täuschte sich aber Ottokar in seinem Hochmuth und seiner Prahlerei! Wir kommen jetzt ins kaiserliche Lager auf der Insel Kaumberg. Der Kaiser sitzt in seinem Zelte im Lederkoller und klopft selbst mit einem Hammer die Beulen an seinem Helme aus. Eine Menge Volks dringt herzu, um ihn zu sehen und zu sprechen; unter ihr auch eine Frau, deren Kind ihm einen Blumenstrauß bringt. „Wie heißt Du?" fragt der Kaiser und die Mutter antwortet: „Kathrina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien." Der Dichter hat damit seiner Haushälterin ein Denkmal gesetzt, welche Kathrina Fröhlich hieß. Mit herzlicher Freundlichkeit hört der Kaiser Bitten und Flehen an, und sucht zu helfen, wo er kann.

Endlich erscheint Ottokar in glänzender Rüstung, darüber einen reichgestickten Mantel, statt des Helms die Krone auf. Rudolf hat seinen Rock angezogen und sitzt jetzt in einfachem Kleide auf einem Feldstuhl; um ihn das Gefolge.

Ottokar (zur Umgebung, die das Haupt entblöst.)
Ich suche nun schon lange rechts und links,
Wo habt Ihr euren Kaiser, edle Herrn?
Nun, wo ist Rudolf? (als er ihn erblickt.) Ah!
Gott grüß Euch, Habsburg.

Rudolf (aufstehend zu seiner Umgebung.)
Warum steht Ihr entblößten Hauptes da?
Kommt Ottokar zu Habsburg, Mensch zum Menschen,
So mag auch Hinz und Kunz sein Haupt bedecken,
Ist er doch ihres Gleichen: Bedeckt Euch!
Doch kommt der Lehensmann zum Lehensherrn,
Der Böhmen pflicht'ger Fürst zu Deutschlands Kaiser:
(unter sie tretend mit erhobener Stimme)
Dann weh dem, der die Ehrfurcht mir verletzt!
(mit starkem Schritte auf Ottokar losgehend)
Wie gehts Euch, Ottokar, was führt Euch her?

Ottokar (betroffen zurücktretend).

Zur — Unterredung hat man mich geladen.

Rudolf.

Ja so, Ihr kommt zu reden in Geschäften?
Ich dacht, es wär ein freundlicher Besuch.
Zur Sache denn!

Leider muß ich die Unterredung beider Fürsten der Zeit wegen übergehen; nur das, was Rudolf über seine Kaiserwürde sagt, ist zu schön, als daß ich es verschweigen könnte. Ottokar nämlich hat mit seiner Macht und mit Krieg gedroht, da antwortet

Rudolf.

Noch vor zwölf Monden wär't Ihr recht gekommen.
Wenn Ihr der Waffen blut'gen Ausspruch wähltet.
Ihr seid ein kriegserfahrener Fürst, Wer zweifelt,
Und Euer Heer ist ja gewohnt zu siegen.
Von Gold und Silber starret Euer Schatz.
Mir fehlt's an Manchem, fehlt's an Vielem wohl,
Und doch Herr, seht! bin ich so festen Muths:
Wenn diese mich verließen Alle hier,
Der letzte Knecht aus meinem Lager wiche;
Die Krone auf dem Haupt, den Septer in der Hand,
Ging ich allein in Euer trotzend Lager,
Und rief Euch zu: Herr, gebet, was des Reichs! —
Ich bin nicht der, den Ihr voreinst gekannt.
Nicht Habsburg bin ich, selber Rudolf nicht;
In diesen Adern rollet Deutschlands Blut,
Und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen.
Was sterblich war, ich hab es ausgezogen,
Und bin der Kaiser nur, der niemals stirbt.
Als mich die Stimme der Erhöhung traf,
Als mir, dem nie von solchem Glück geträumt,
Der Herr der Welten auf mein niedrig Haupt
Mit Eins gesetzt die Krone seines Reichs,
Als mir das Salböl von der Stirne troff:
Da ward ich tief des Wunders mir bewußt

Von Gold und Sie
Und weh d
Nicht hun

Wie tö
seiner Pra
Insel Ka
und flor
aus.
sprech
men
M
T

Dieses kaiserliche Rede macht tiefen Eindruck auf den stolzen König und als noch mehrere Stützen, auf welche er rechnete, ihm umgebrochen sind, willigt er ein, Oesterreich und Steier heraus zu geben, Böhmen und Mähren als kaiserliche Lehen zu nehmen. Damit er aber vor dem Heer nicht zu sehr gedemüthigt erscheine, wenn er bei der Belehnung vor dem Kaiser knien müsse, willigt der Kaiser ein, ihn im geschlossenen Zelt zu belehnen. Aber als diese Handlung vor sich geht, kommt der Verderber Zawisch, haut die Zeltschnur ab, daß der Vorhang fällt und Jedermann den knieenden König sieht, während der Kaiser ihn küßt und einlädt, nach Wien zu kommen, und sich freut des blutlos schönen Sieges, der holden Eintracht. Ottokar steht nach Abgang des Kaisers lange mit gesenktem Haupte, fährt endlich empor mit grimmigen Blick, reist Mantel und Krone herab und stürzt fort. Er glaubt der Kaiser habe ihm absichtlich diese Schmach bereitet und sinnt von nun an auf Rache. Sein Geist wird trüb, sein Herz untröstlich, und fast wie im Wahnsinn kommt er nach Prag zurück, und hofft Trost zu finden bei seinem Weibe. Die Königin aber, die ihn nie geliebt, schämt sich des dienstbar gewordenen Königs, verspottet ihn nnd beschließt, nach Ungarn zurückzugehen, begleitet von Zawisch. Als sie ziehen will, sucht der geängstigte König sie dadurch zum Dableiben zu bewegen, daß er die Entsagungsurkunde auf Oesterreich zerreißt, sich damit vom Kaiser wieder lossagt und einen neuen Krieg beginnt. Den alten Merenberg, der ihm sagt, daß die Rosenberg Verräther seien, läßt

er selbst als Verräther gefangen setzen, denn ein Böhme verrathe nie seinen Herrn. Leider aber ist es wahr, daß er fast von Allen verlassen wird. Das Unglück kommt schnell herein.

Der Krieg mit dem Kaiser hat im fünften Akt wieder begonnen. Bei Marchegg stehn die Heere sich einander in der Nacht entgegen, aber des frühern mächtigen Kriegsführers Ottokar Muth und Frischheit ist gebrochen.

Füllenstein, ein Kriegsoberster, sagt:

Das ew'ge Zaudern, ewige Bedenken!
Und immer rückwärts! Ei verdamm es Gott!
Der König hat sein Wesen ausgezogen.

Der König erklärt jedoch dieß Zögern aus der höheren, ruhigern Ueberlegung des Alters.

Und daß mir Niemand angreift, bis ichs sage,
Ich hab ihn hergelockt in diese Berge
Mit vorgespiegelter, verstellter Flucht.
Dringt er nun vor: die Mitte weicht zurück,
Die Flügel schließen sich — dann gute Nacht, Herr Kaiser.
Ich hab ihn, wie die Maus im Loch! Ha, ha! —

Endlich hebt sich die Sonne herauf, Ottokar springt von seinem Sitze auf und ruft:

Ich grüße Dich, verhängnißvolle Sonne,
Eh' Du zur Küste gehst, hat sich's entschieden,
Ob Fried in Waffen, ob im Grabe Frieden.
Löscht aus die Feuer, laßt die Hörner tönen!
Bereitet Euch zum Kampf, es gilt das Letzte.

Der Kampf beginnt, und während desselben hört der König, daß ein Gefolge der Königin in dem Hause eines Küsters sich geborgen habe. Er stürzt dorthin, aber statt der vermutheten Kunigunda mit ihrem Zawisch findet er Margaretha todt im Sarge liegend. Gestern starb sie, indem sie zum Kaiser wollte, um Frieden zu vermitteln, wie Elisabeth, die Kammerfrau, sagt, „am gebrochenen Herzen. Denn weinend Tag und Nacht —"

Und hab gelernt, auf Wunder zu vertrau'n!
Kein Fürst des Reichs, der mächt'ger nicht als ich;
Und jetzt gehorchen mir des Reiches Fürsten,
Die Friedensstörer weichen meiner Stimme.
Ich konnt es nicht, doch Gott erschreckte sie.
Fünf Schilling leichtes Geld in meinem Säckel
Setzt ich in Ulm zur Heerfahrt mich ins Schiff,
Der Baier Herzog trotzte, er erlag;
Mit wenig Kriegern kam ich her ins Land —
Das Land, es sandte selbst mir seine Krieger.
Nicht so viel, sieh, nicht eines Haares Breite
Sollst Du von dem behalten, was nicht Dein.

Diese kaiserliche Rede macht tiefen Eindruck auf den stolzen König und als noch mehrere Stützen, auf welche er rechnete, ihm umgebrochen sind, willigt er ein, Oesterreich und Steier heraus zu geben, Böhmen und Mähren als kaiserliche Lehen zu nehmen.

Damit er aber vor dem Heer nicht zu sehr gedemüthigt erscheine, wenn er bei der Belehnung vor dem Kaiser knien müsse, willigt der Kaiser ein, ihn im geschlossenen Zelt zu belehnen. Aber als diese Handlung vor sich geht, kommt der Verderber Zawisch, haut die Zeltschnur ab, daß der Vorhang fällt und Jedermann den knieenden König sieht, während der Kaiser ihn küßt und einlädt, nach Wien zu kommen, und sich freut des blutlos schönen Sieges, der holden Eintracht. Ottokar steht nach Abgang des Kaisers lange mit gesenktem Haupte, fährt endlich empor mit grimmigen Blick, reist Mantel und Krone herab und stürzt fort. Er glaubt der Kaiser habe ihm absichtlich diese Schmach bereitet und sinnt von nun an auf Rache. Sein Geist wird trüb, sein Herz untröstlich, und fast wie im Wahnsinn kommt er nach Prag zurück, und hofft Trost zu finden bei seinem Weibe. Die Königin aber, die ihn nie geliebt, schämt sich des dienstbar gewordenen Königs, verspottet ihn nnd beschließt, nach Ungarn zurückzugehen, begleitet von Zawisch. Als sie ziehen will, sucht der geängstigte König sie dadurch zum Dableiben zu bewegen, daß er die Entsagungsurkunde auf Oesterreich zerreißt, sich damit vom Kaiser wieder lossagt und einen neuen Krieg beginnt. Den alten Merenberg, der ihm sagt, daß die Rosenberg Verräther seien, läßt

er selbst als Verräther gefangen setzen, denn ein Böhme verrathe nie seinen Herrn. Leider aber ist es wahr, daß er fast von Allen verlassen wird. Das Unglück kommt schnell herein.

Der Krieg mit dem Kaiser hat im fünften Akt wieder begonnen. Bei Marchegg stehn die Heere sich einander in der Nacht entgegen, aber des frühern mächtigen Kriegsführers Ottokar Muth und Frischheit ist gebrochen.

Füllenstein, ein Kriegsoberster, sagt:

Das ew'ge Zaudern, ewige Bedenken!
Und immer rückwärts! Ei verdamm es Gott!
Der König hat sein Wesen ausgezogen.

Der König erklärt jedoch dieß Zögern aus der höheren, ruhigern Ueberlegung des Alters.

Und daß mir Niemand angreift, bis ichs sage,
Ich hab ihn hergelockt in diese Berge
Mit vorgespiegelter, verstellter Flucht.
Dringt er nun vor: die Mitte weicht zurück,
Die Flügel schließen sich — dann gute Nacht, Herr Kaiser.
Ich hab ihn, wie die Maus im Loch! Ha, ha! —

Endlich hebt sich die Sonne herauf, Ottokar springt von seinem Sitze auf und ruft:

Ich grüße Dich, verhängnißvolle Sonne,
Eh' Du zur Küste gehst, hat sich's entschieden,
Ob Fried in Waffen, ob im Grabe Frieden.
Löscht aus die Feuer, laßt die Hörner tönen!
Bereitet Euch zum Kampf, es gilt das Letzte.

Der Kampf beginnt, und während desselben hört der König, daß ein Gefolge der Königin in dem Hause eines Küsters sich geborgen habe. Er stürzt dorthin, aber statt der vermutheten Kunigunda mit ihrem Zawisch findet er Margaretha todt im Sarge liegend. Gestern starb sie, indem sie zum Kaiser wollte, um Frieden zu vermitteln, wie Elisabeth, die Kammerfrau, sagt, „am gebrochenen Herzen. Denn weinend Tag und Nacht —"

Ottokar.

Genug, genug.
Wo aber wollt ihr hin?

Elisabeth.

Nach Lilienfeld,
Sie zu begraben in der Ahnengruft.

Ottokar.

Das thu! Und diesen Ring —
Leg Du von mir der Sel'gen in das Grab.
(Er bleibt an der Thüre stehen.)

Margretha!
So bist Du todt und hast mir nicht verziehen!
Bist hingegangen, treue, fromme Seele
Mit dem Gefühl des Unrechts in der Brust,
Und stehst wohl jetzt vor Gottes Richterstuhl,
Und klagst mich an, rufst Rache wider mich!
O thu es nicht, Margretha, thu es nicht.
Du bist gerächt. Um was ich Dich und Alles gab,
Gefallen ist's von mir, wie Laub im Herbst,
Und einsam steh ich da, von Leid gebeugt,
Und Niemand tröstet mich und hört mich.
(Er tritt näher an den Sarg).

Sie haben schlimm an mir gethan, Margretha!
Der Undank hob sein Haupt auf gegen mich.
Die mir die Nächsten, haben mich verathen,
Die ich gehoben, haben mich gestürzt.
Das Weib, um das ich hingab Deinen Werth,
Sie hat das Herz im Busen mir zerspalten,
Die Ehre mein verkauft an meinen Knecht;
Und als ich blutend heimkam aus der Schlacht,
Goß sie mir Gift statt Balsam in die Wunden.
Mit Hohn und Spott hat sie mich aufgestachelt,
Daß blind ich rannte in das Todesnetz,
Das nun zusammenschlägt ob meinem Scheitel.
(Er kniet am Sarge nieder.)

Du haſt mich oft getröſtet; tröſte nun,
Streck aus die kalte Hand, und ſegne mich.
Denn Eines fühl ich wohl: es kommt zu ſterben;
Der heut'ge Tag kann Ottokar verderben;
Drum ſegne mich, wie Du geſegnet biſt.

(Er legt ſein Haupt auf die Kiſſen.)

Während ſo Ottokar mit Margarethen ſich verſöhnt, kommt Kunigunde mit Zawiſch ins Lager zum Kaiſer; auch Bertha iſt dabei.

Königin.

Hier bin ich ſelbſt;
Um Schutz zu flehn, kam ich in Euer Lager.

Rudolf.

Schutz, edle Frau, bei Eures Gatten Feind?

Königin.

Weil mir der Feinde grimmigſter mein Gatte.
Er raſt, zumeiſt 'gen die, ſo ihm am nächſten,
Und fliehend nur erhielt ich faſt mein Leben.

Rudolf.

Bringt die erlauchte Frau in Sicherheit!

Königin.

Ich dank Eu'r Hoheit. — Zawiſch, kommt mit mir!

Rudolf (zu Zawiſch).

Ihr, Herr, ſteht nicht bei Eures Königs Fahnen?

Zawiſch.

Der König hat mich hoch und ſchwer beleidigt.

Rudolf.

Beleidigt, Herr! Und deß gedenkt Ihr jetzt,
Wo er vielleicht dem Tod entgegen geht?
Dankt Gott, Herr, daß Ihr nicht mein Unterthan,
Ich wollt Euch das Kapitel ſonſt erklären.
Folgt Eurer Königin, die Euch ſtatt eines Königs. —

Hierauf unterſagt der Kaiſer ſtreng ſeinen Rittern, Hand an den König zu legen, da er gehört, daß beſonders Merenberg, deſſen Vater der König getödtet hat, darauf ausgehe.

„Habt Ihr verstanden, Herr?“ sagt er deßhalb zu Merenberg nachdrücklich „und so mit Gott!“ Trotzdem kann sich Merenberg nicht enthalten, als er Ottokar im Kampfe trifft, nach einem Wortgefechte und bitteren Vorwürfen im Kampfe ihn niederzuhauen. Milota, der dazu kommt, hilft Ottokar nicht, weil sein Bruder Benesch im Wahnsinn gestorben ist und Bertha an seinem Sarge rast. Als Ottokar gefallen, kommt Rudolf zur Stelle und verbannt Merenberg, weil er nicht gehorcht hat.

In diesem Augenblick bringt man die Leiche Margarethen's, um sie zu begraben, und Kunigunde kommt mit Zawisch auch dazu.

Kunigunde.

Der König ist gefangen, wird gesagt.

Rudolf.

Hier Weib, hier liegt Dein Mann
Zu seines Weibes Füßen!
Denn daß sie's blieb, hat sie im Tod erprobt.

Bertha.

Wach auf, Marg'retha, sieh, Dein Mann ist da!

Kanzler.

O Herr! Du mein verirrter, wackrer Herr!
(Er nimmt Ottokars Haupt in seinen Schooß.)

Rudolf.

So liegst Du nackt und schmucklos, großer König,
Das Haupt gelegt in Deines Dieners Schooß,
Und ist von Deinem Prunk und Reichthum allen
Nicht eine arme Decke Dir geblieben,
Als Leichentuch zu hüllen Deinen Leib.
Den Kaisermantel, dem Du nachgestrebt,
Ich nehm ihn ab und breit' ihn über Dich,
Daß als ein Kaiser Du begraben werdest,
Der Du gestorben wie ein Bettler bist.
Bringt ihn nach Laa, und stellt ihn fürstlich aus,
Bis man ihn holt zur Ruhstatt seiner Ahnen.

(Er entblöst das Haupt und betet still, Kunigunde verhüllt sich, Zawisch blickt starr vor sich hin.)

Nach einiger Zeit ruft Rudolf seinen ältern Sohn herzu, belehnt denselben im Angesicht der Leiche mit dem Herzogthum Oesterreich und spricht:

Vor diesem Todten, der ein König war,
Belehn' ich Dich mit Oesterreichs weitem Erbe.
Sei groß und stark, vermehre Dein Geschlecht,
Daß es sich breite in der Erde Fernen,
Und Habsburg's Name glänze bei den Sternen.
Doch solltet Ihr ja übermüthig werden,
Mit Stolz erheben Euren Herrscherblick:
So denkt an den Gewaltigen zurück,
Der jetzt mir fiel in Gottes strenge Hände,
An Ottokar, sein Glück und an sein Ende.
Steh auf, und niemals kniee wieder.
(zum Heere)
Dem ersten Habsburg Heil in Oesterreich!

Alle.

Heil, Heil! Hoch Oesterreich! Habsburg, für immer!

Durch die Schlacht von Marchegg bewahrte Rudolf von Habsburg Deutschland vor der Herrschaft der Slaven. Wiederum bäumt die slavische Welt sich mächtig gegen das deutsche Reich auf. Möge es auch dem neuen Kaisergeschlecht gegeben sein, uns vor jener verderblichen Macht zu bewahren.

Das braune Riekchen.

Eine Erzählung

von

E. Wiß.

I.

Die Erndte war eingeheimst. Ein klarer, milder Herbst blaute über der fruchtbaren Ebene des norddeutschen Flecken Landes, wo unsre Geschichte spielt. Man roch den Herbst und sah die weißen Fäden ziehn, die vom Spinnranken der nimmerrastenden Natur sich losgelöst.

Waldemar saß an seinem Studiertische im hohen Zimmer, vor dessen Fenstern grüne Weinranken in der milden Luft auf und nieder wogten. Es war seine Wohnung, obwohl etwas versteckt, das schönste Haus im kleinen Landstädtchen, in altes Herrenhaus mit einem parkähnlichen Garten, dessen Wegfiguren und stille Lauben und Gänge mit Taxushecken zeigten, daß er einst dem Reichthum und der Lust gedient, wenn auch spätere Besitzer ihn theilweise zum Gemüsegarten umgewandelt hatten. Eine hohe Mauer umgab den Garten und das Haus. Die staatliche Einfahrt erzitterte wohl früher von den Carossen reicher Herren. Jetzt war es das Pfarrhaus.

Waldemar, der jugendliche Pfarrer, stammte aus einer wenig bemittelten Beamtenfamilie. Frühzeitig verwaist, wurde er von Verwandten, leider nur weiblichen Verwandten, erzogen. Mühsam wurden die Mittel zusammengebracht, um den begabten Jungen Theologie studieren zu lassen. Wohl sträubte sich die freie Natur seines Wesens dagegen, das mit feinen Sinnen für heitern Lebens-

genuß ausgestattet war, aber es war für ihn die einzige Aussicht, in eine höhere Lebensstellung zu gelangen. Seine schönsten Jugendtage verlebte er in den Ferien bei einem Onkel, einem Förster im Walde. Vom edlen Waidwerk hatte er nicht viel dabei profitirt. Wäre sein Schicksal ein Werk seines freien Willens gewesen, so war es vielleicht anders. Aber so ging er meist hinaus, nicht, um zu jagen; es war ihm ein hoher Genuß, mit der Flinte über der Schulter träumerisch im Walde umher zu schweifen. Vom alten Onkel, den die Gicht meist zu Hause hielt, wurde er dann oft verspottet, wenn er ohne Beute heimkehrte, aber dann lächelte er gutmüthig und schwieg; er war fröhlich im Innern; er hatte die frische balsamische Waldesluft eingesogen; er hatte geschwelgt im Gefühl der Freiheit mit der herrlichen Genußfähigkeit der goldnen Jugend. — Der Alte hatte aber Recht. Das Träumen taugt nicht für den Jäger; der muß Wachsamkeit und scharfe Augen haben. Wenn man in den Wald geht, soll man entweder das Träumen oder die Büchse zu Hause lassen.

Waldemar öffnete das Fenster. Die frische Herbstluft strömte herein. Es war ein klarer stiller Morgen. Nur in der Ferne hörte man Hundegebell, als ob es aus dem nahen Walde käme. Unruhig und bewegt holte Waldemar eine Jagdflinte hervor, die in einer Ecke des Zimmers versteckt hing, und putzte daran, und prüfte das Schloß. Die Jagdlust hatte ihn überkommen und trieb ihn hinaus in den grünen Wald.

Im unteren Geschoß spielte eine andere Scene. Eine reizende junge Frau im einfachen dunkeln Hauskleide, mit dem der feine durchsichtige Teint und die blühenden Wangen des Gesichts so hübsch contrastirten, wie die Blätter der Moosrose mit deren rauher Umhüllung, ist eben damit beschäftigt, ihren beiden kleinen Töchtern Butterbrodte zu schneiden. Das kleine Zeug ist ungeduldig und kann's nicht erwarten und hängt sich bittend an ihre Kleider — „Muttchen recht groß" — „Muttchen die Butter recht dick" und andre dringende Anliegen wurden mit beweglicher Mimik von den immer hungrigen kleinen Schmeichelkatzen vorgebracht.

Luise, die Frau des Pastors, hatte zu thun, die Kleinen von sich abzuwehren, um sie befriedigen zu können; und wenn sie,

zur Ruhe mahnend, die schimmernden blauen Augen aufschlug, so sah man doch in deren tiefem Leuchten und an den halb ernsten, halb lächelnden Mienen die Mutterfreude, die sie an den schönen wohlgestalteten Kindern hatte. Da hörte man draußen ein leises Trippeln und ein leises Klopfen an der Thüre; diese wurde sacht aufgedrückt und ein kleines Mädchengesicht in brauner Kapuze, dem übergeschlagenen Kleidchen, guckte schelmisch herein mit Augen, groß und schwarz, wie Brombeeren.

„Mutter!" das braune Riekchen", „Mutter! Riekchen muß auch ein Butterbrod haben" schallte es wie aus einem Munde von den zuspringenden Kindern, die den kleinen Gast hereinholten.

Luise begrüßte Friederikchen freundlich und gab dem kleinen Hänfling auch sein Butterbrod — es war ein Nachbarskind, das Töchterchen einer armen Wittwe, im ganzen Orte wegen seiner Schönheit und seines lieblichen unverdrossenen Wesens beliebt und unter dem Namen des „braunen Riekchens" bekannt.

Dann eilte Luise hinauf zu ihrem Gatten, um diesen sein Frühstück zu bringen.

„Aber lieber Waldemar" (alle Gattungen von Gardinenpredigten fangen mit „aber" an) „was hast Du denn vor? Laß doch die leidige Jagd; sie paßt nicht für Deinen Stand, und meine Küche hat auch noch nicht viel davon besehn."

Waldemar stellte die Flinte bei Seite; und eine Wolke des Unmuths flog über das schöne offne Gesicht. Ehe er aber antworten konnte, hatten ihn schon zwei weiche Arme umschlungen und zwei warme Lippen ihm den Mund geschlossen.

„Ich wollt' Dich ja nicht erzürnen, Männchen, aber offen gestanden, gern seh' ich's nicht, wenn Du auf die Jagd gehst."

„Du hast so Unrecht nicht, Lieschen", sagte Waldemar versöhnt. Mein Onkel hat mir das oft gesagt, daß meine Jagd nicht die Stiefelabsätze einbrächte, die ich mir dabei abliefe. Und zu meinem Stande paßt es eigentlich auch nicht — aber oft will es mir scheinen, daß auch mein Stand nicht zu mir passe; er war nicht meine freie Wahl; er war das Geleise, auf das mich unerbittliche Verhältnisse gesetzt und bis hieher getrieben haben."

„Du bist ungerechter gegen Dein Schicksal, Waldemar, als es gegen Dich ist. Du hast die schönste Pfarre weit und breit

im Land. Du bist beliebt bei deiner Gemeinde und bei den Gutsbesitzern der Umgegend, sie achten nicht blos deine Bildung, sondern auch dein feines städtisches Benehmen, und deiner freiern geistigen Richtung kannst du ungehindert folgen. Das jetzige Consistorium hat dich noch nie belästigt. Bilde doch die Menschen um dich her nach deinen Ideen; du bist ihnen doch allen überlegen. Ich möcht' wohl auch manchmal nach der Hauptstadt — aber ich bin doch hier glücklich und zufrieden."

„O über das glückliche Frauengemüth!" rief Waldemar aus, und legte seine Hand mit mildem Ernste auf die Schulter seiner Frau. „Bilde doch die Menschen um dich her nach deinen Idee'n — da siehst du ebnen, blumenreichen Weg bis zum Ziele; ich sehe Berge und Abgründe und pfadlose Wüsten dazwischen liegen. Hab' ich's nicht schon oft versucht? Der erhabne Flug unserer Philosophie hat aus dem Christenthum den Adel menschlichen Wesens herausgeschält. Von der reichen sonnigen Welt, dem Geschöpf unseres eignen Ichs und unserer Sinne, sollte man denken, dürften wir nur Besitz ergreifen — das Selbstbewußtsein im Menschen nur anrufen und es müßte sympathisch antworten. Nun sieh' dir einmal die Welt um uns an! Wo wir mit höheren sittlichen und geistigen Anforderungen an sie herantreten, stiert uns das unerschütterliche Gorgohaupt des krassesten Materialismus entgegen. Da sind sie sich Alle gleich, der Kleinstädter, wie der Bauer und der Bauer, wie der Gutsbesitzer. — Mist, Kartoffeln und Korn, die Witterung und die Preise, das ist der ewige Zirkel, in dem sie sich dreh'n, wie die Pferde in der Mühle. Wie viele von den Gebildeten in unsern großen Städten haben denn eine Vorstellung von der ungeheueren Kluft, welche die Bildung der Stadt und des flachen Landes trennt. Sieh dir doch die Bauern an! sie schreiten noch heute mit dem krummen Rücken und dem glatten Gesicht, mit dem geschorenen Haupt und dem unterthänigen Grüßen einher, wie die alten Hörigen." „Aber wie stimmt denn dieses niedre Urtheil über unsere Umgebung", warf Luise ein, „mit deinem Ideal vom menschlichen Wesen, mit deinem hohen Begriff von unserm deutschen Volke überein?" „Die Natur und der Kern des Volkes sind gut", entgegnete Waldemar, „aber die Unbilden der Geschichte haben viel verdorben. Wohl hatten zur

Zeit der Reformation auch in unsern Bauern die Idee'n höherer Menschenwürde aufgeleuchtet, sie suchten die Fesseln ihrer Bedrücker und die Fesseln der freien Arbeit zu brechen. Aber unglücklich in ihrem Erfolg sind sie wieder unterdrückt worden und erst recht tief in die Knechtschaft der Unwissenheit versunken. Mitten in der Freiheit, die ihnen die wachsende Entwicklung der Städte gebracht hat, tragen sie noch die alten Ketten niedergedrückten Bewußtseins mit sich umher. Nur Eine Befreiungsart kennen sie: Geld, Geld — und wieder Geld. Der harte Thaler und rohe Genüsse, das ist Alles, wonach sie jagen, unangreifbar für jede höhere Einwirkung — ach laß das, Lieschen; ich gehe lieber hinaus und streife im Walde umher — da fühle ich mich eins mit der ewig schaffenden Natur, ihr hohes Wesen ergreift mich und erhebt mich, auch wo ich es nicht verstehe — und glücklich und beruhigt kehre ich in deine Arme zurück."

Was sollte die gute, sinnige Frau darauf antworten? Ihr Herz und ihre Sorge für den geliebten Mann waren berührt. Die hohe, ideale Anschauung der Dinge, die in seinen Worten lag, erhob ihn selbst in ihren Augen in einen schimmernden unnahbaren Kreis der Unfehlbarkeit. Mit der Gehobenheit des Gefühls konnte auch der verständige Sinn ihrer Abmahnung nicht weiter wirken. Und doch entsprang er aus den tiefern Wurzeln jenes Gefühls für das Rechte und Schickliche, das bei den Frauen so oft die Stelle des Verstandes vertritt. Wie leicht hätte sie ihr eignes Handeln als Beispiel entgegenstellen können. Die behagliche Ruhe eines wohlgeordneten Hauswesens schuf ja auch für ihren Mann die Möglichkeit ruhigen, geistigen Schaffens — und doch ist das Alles trockne prosaische Arbeit und trocknes Rechnen. Auch die goldnen Wogen des reifen Kornfeldes, die unseren Sinnen ein schönes Bild vom Segen des Landes bieten, sind aus der schmutzigen Arbeit des Ackerns und des Düngens der Erde entsprungen. Nur auf dem Boden wohlbestellter materieller Interessen entwickelt sich das freiere und höhere Menschenthum. Der Wettstreit führt vom althergebrachten Werk der Hände zur Maschine und zur Wissenschaft, die erst die Casse und dann auch den Geist bereichert. Wenn der Bauer nur beim

materiellen Interesse zu fassen ist, um ihn höherer Bildung theilhaftig zu machen, weßhalb diese Handhabe verachten?

Luise war nicht überzeugt, sondern nur überredet; sie konnte sich aber doch eines bangen Gefühls nicht erwehren.

„Nun, wenn es dich durchaus hinaustreibt, so geh — ich muß in die Küche — aber komm bald wieder, Waldemar — du wirst doch kein Unglück haben?"

So nahm sie mit besorgten Mienen und herzlichem Kuße Abschied und eilte die Treppe hinab.

„Geh doch, Närrchen," rief ihr Waldemar nach, „ein Unglück auf meiner Jagd! — ich werde wohl keinen Keiler antreffen, mit dem ich mich herumschlagen müßte; aber einen prächtigen Rehbock sollst du haben. Du sollst nicht mehr sagen, daß deine Küche nichts von meiner Jagd habe."

Waldemar sagte dies mit etwas gezwungenem Scherzen. Auch er hatte die frische Stimmung verloren. Die Luft war wärmer und schwüler geworden. Ein feuchter Südwest trieb einzelne Wolken herbei. Waldemar ging jetzt mehr, um eine drückende Stimmung im Freien loszuwerden, als um eine fröhliche zu genießen.

Als er sein Haus verlassen hatte und die enge Straße entlang ging, blickte er noch einmal nach seiner Wohnung zurück. Es hing dort noch hoch oben der Johanniskranz, aber die Blumen waren verwelkt und die Bänder verblaßt. Es ist die poetische Sitte des Landes, den Sommer mit Kränzen zu begrüßen, und alle Häuser damit zu schmücken; und es ist ein Gegenstand des Ehrgeizes, die schönsten Blumen vom Felde und die schönsten Bänder zu haben. Lange haftete Waldemars Auge auf dem verwelkten Kranz seiner Heimathstelle; und es beschlich ihn ein Gefühl, als ob er verwelktes Glück und verblaßte Freuden zurückließe. Aber bald siegte eine frischere und männlichere Empfindung, und er drehte sich zum Fortgehen um und sah nicht einmal das braune Riekchen, das hinter ihm her getrippelt und am hohen Thorweg stehen geblieben war, unschlüssig, ob sie dem Herrn Pfarrer einen guten Morgen nachrufen und das Händchen geben, oder stille nach Hause geh'n sollte.

Wie die Kleine so da stand, das braune grobe Röckchen über den Kopf gestülpt, mit braunem Unterröckchen aus demselben Stoffe, mit dem schönen frischen Kindergesichtchen, dem schlauen schalkhaften Lächeln und den funkelnden schwarzen Augen, war sie ein würdiges Seitenbild zu ihren romantischen Schwestern Schneewittchen, Rothkäppchen und ähnlichen Gestalten — sie wollte eben dem Pfarrer nachlaufen, als dieser rasch weiter ging. Nun hielt sie stille, drehte das trotzige Köpfchen nach der andern Seite und ging mit dem behaglichen Gefühl der Sättigung nach Hause.

Als sie hier ankam, rief ihr die Mutter entgegen: „Gut, Riekchen, daß du kommst, es ist noch früh am Tage; du mußt in den Wald gehn und Holz und Reisig holen."

Das ganze Besitzthum der alten guten Frau war ein kleines einstöckiges Häuschen von Lehm mit verwittertem Strohdach, ein kleines Gärtchen und eine Ziege; sie hatte eben von ihrer Näharbeit aufgeblickt, und die fallenden Herbstblätter draußen erinnerten sie an den Holzbedarf für die nahende Winterzeit. —

Riekchen sprang an der Mutter empor, die sie herzlich küßte, ging nach der Küche, kramte dort einen Strick zum Binden des Holzes hervor, und lief dann, flüchtig Abschied nehmend und behende von dannen.

Es war eine wunderbar klare warme Luft; und die Ferne rückte in magische Nähe. Es war, als ob der Sommer wiederkehre. Und doch machte es die Menschenherzen nicht froh; es fühlte sich Jeder bang und niedergedrückt.

Wie die Fische im Wasser bewegen wir uns im Luftmeer als in unserm Elemente. Mit dem ersten Einathmen der Luft beginnt das feine Räderwerk des eignen Lebens, das die Pulse treibt. Kein Wunder, wenn Veränderungen in diesem unserem Lebenselemente auch auf unsere Stimmung wirken.

Waldemar war in träumerischem Sinnen durch einen Theil des Waldes geschritten, dessen Revier ihm befreundete Gutsbesitzer als Jagdgebiet angewiesen hatten. Da wurde es dunkler. Es erhob sich der Wind in den Wipfeln. Bald brauste der weite Fichtenwald wie das Meer und die Aeste knatterten wie die Raaen der Schiffe. Es blitzte und donnerte. Der Regen strömte rieselnd nieder. Die Luft wurde wieder frisch und belebend.

Unser Jäger athmete froher auf; er hatte ein Laubgehölz erreicht, dessen dichtes Blätterdach den Regen lange abhielt. Vor ihm lag eine Wiese, von Unterholz umgeben, über dessen Büschen ein Föhrenwald mit braunen glatten Stämmen emporstieg.

Gerade von dorther war ein andres Wesen gekommen — das braune Riekchen. Die Kleine, erst stillvergnügt zwischen den Bäumen umher schweifend und Reisig auflesend, war bei dem ersten Blitzen und Donnern heftig erschrocken. In ihrer Angst fiel ihr ein, daß die Mutter ihr gesagt habe, wenn man bete, träfe der Blitz nicht. Diese praktische Anwendung des Betens leuchtete dem kleinen Wesen ein; und sie kniete hin im Walde und sprach ein eingelerntes Gebet mit um so größerer Andacht, als sie den Sinn desselben nicht verstand. Beruhigt sprang sie dann auf und versteckte sich vor dem Regen im Gebüsch, das, wie eine dichte Laube sich über ihr wölbte.

Das Gewitter zog rasch vorüber. Auf dem dunkeln Hintergrund des Horizonts leuchtete in hellen schönen Farben ein hochaufstrebender Regenbogen, einen violetten Schimmer und grüne Lichter auf den Wald werfend. Dann kamen wie Lämmer mit goldnen Fließen leuchtende goldne Wölkchen in großer Zahl gezogen und deckten den Regenbogen. Plötzlich aber löschte eine Flucht schwarzer Wolken das ganze bezaubernde Bild des Himmels aus. Doch die Sonne brach bald wieder durch die Wolken. Der Horizont wurde hell und die dunkeln Laubkronen zeichneten sich bestimmt am blauen Himmel ab, da und dort mit leuchtenden Stellen helle Grüns, das die grellen Schlaglichter erzeugten, besetzt; die Stämme aber schimmerten in wunderbarer Pracht wie Säulen aus gediegenem Gold.

Waldemar stand lange im Anblick dieses Schauspiels verloren. Das tausendfältig gebrochne Licht der Scene hatte das einförmigste Nadelgehölz in einen schimmernden Feenpalast verwandelt. So verleiht auch der dichterische Genius den einfachsten Dingen Zauber und Lieblichkeit.

Doch wie unser Jäger über den grünen Wiesenplan hinblickte, fiel ihm ein, daß das so recht ein Platz für den Anstand auf Hochwild sei. Seine erregte Phantasie glaubte die Büsche jenseits belebt; und er sah hin, ob nicht Rehe zur frischen Weide

hervorkommen. Sieh — da bewegt sichs wirklich in den Zweigen — ein brauner Rehkopf — Waldemar glaubt es deutlich zu sehn — kommt hervor. Wie ein Blitz kommt ihm der Gedanke an das Versprechen, das er seiner Frau gegeben — er spannt den Hahn, legt an — und schießt.

Ein feiner durchdringender Aufschrei folgt dem Knall — es war die Stimme eines Kindes.

Waldemar wirft die Flinte weg, und läuft quer über die Wiese nach der Stelle zu — er reißt die Zweige der Gebüsche auseinander und sieht — das braune Riekchen in ihrem Blute liegen. Sie war nach hinten über gefallen, den Schuß mitten in der Brust. Vom Herzblut troff das braune Kleidchen. Das bleiche schöne Gesichtchen lag ruhig da, von der Kapuze umgeben auf den niedergedrückten Zweigen, wie auf einem grünen Kissen.

In entsetzlicher Angst riß Waldemar die Kleider des Kindes auf, und fand die tödtliche Wunde; er hob die Kleine empor, und wollte ihr Leben einhauchen, er fühlte aber, daß er eine kleine Leiche hielt — die Stelle der Wunde machte ihm das Schreckliche gewiß — und doch suchte er noch nach Hülfe wie ein Ertrinkender, der nach einem schwachen Brette greift.

So stürzt er mit seiner Last durch den Wald; er schreit um Hülfe mit einem Aufschrei, als wollt' er Himmel und Erde bewegen markdurchdringend mit der vollen losgelösten Manneskraft. Quer durch die Felder eilt er dem Städtchen zu. Die Landleute blicken verwundert auf. Indolent, wie sie in ihrem Wesen sind, rühren sie sich nicht vom Platze. Nur ein junges Mädchen, das den Pfarrer erkennt, springt hinzu. Aber schon hat er die Straße erreicht und es kommen Leute herbei, die erschreckt und fragend ihm nachrennen. Er kennt die ihm bekannten Personen nicht; er sieht nicht, welchen Weg er nimmt. Wie von unsichtbaren Mächten wird er in der Richtung nach seiner Wohnung zugetrieben. Die Häuser des Städtchens, die er jetzt erblickt, nehmen riesenhafte Gestalten an, als ob sie wankend, drohend über ihn zusammenstürzen wollten. Es strömen immer mehr Menschen herbei; bald hat er das halbe Städtchen hinter sich. — Und so in athemloser Eile rast er fort nach seinem Hause, durch den Thorweg, in das Wohnzimmer, wo seine Frau, nichts ahnend,

sitzt. Plötzlich hat sie das blutige todte Riekchen auf ihrem Schooß und sieht, wie ihr Mann sie mit bleichen, verzerrten Zügen anblickt und dann bewußtlos zusammenstürzt und starr vor ihr auf dem Boden liegt.

II.

Im Schlafzimmer des Pfarrhauses sitzt eine blasse junge Frau mit Thränen in den Augen am Bette ihres kranken Mannes. Welche Stürme von Schrecken und Jammer, von Schmerzen und Sorgen waren nicht im Laufe weniger Wochen auf das sonnenhelle Glück, auf das junge frische Leben der armen Frau hereingebrochen.

Mit wunderbarer Geisteskraft hatte sie das niederschmetternde Gefühl bekämpft, als ihr Mann mit dem todten Kinde hereingestürzt war. „Du mußt helfen! Du mußt retten, was zu retten ist!“ rief ihr eine innere Stimme zu. Sie bat die hereinströmende Menge, den Arzt zu rufen; sie ließ Waldemar zu Bette bringen; sie zog das braune Riekchen aus und wusch und verband die Wunde, und rieb die Haut und blies ihr Athem ein. Dann eilte sie wieder zu ihrem Manne; er lag schwer athmend da, ohne Bewußtsein, und verfiel bald in ein heftiges Fieber und in wilde Delirien. — Dann die Scenen mit der armen Mutter des braunen Riekchens — die furchtbare Aufgabe, sie zu beruhigen, und sie von der Unschuld ihres Mannes zu überzeugen. „Ihr habt mir mein einziges Kind gemordet!“ — o wie bohrten sich diese Rufe einer verzweifelten Mutter, Dolchstößen gleich, in das Herz Luisens, der jungen Mutter zweier Kinder! —

Und doch hielt sie Alles standhaft aus mit nassen Augen, mit blassen starren Zügen und von innerer Bewegung bebenden Lippen. Die peinliche Untersuchung der herbeigeeilten Gerichtspersonen war eher eine Erleichterung. Denn bei dem bekannten Charakter des Pfarrers und, da offenbar jedes Motiv einer Absicht fehlte, wurde die Untersuchung mit der größten Schonung angestellt.

Mehreremal, wenn sie ins Schlafzimmer zu Waldemar zurückkehrte, brach sie zusammen; und doch raffte sie sich immer wieder auf. Der Gedanke an ihre Kinder, an ihren kranken Mann be-

lebte und stählte ihren Muth; sie rief sich immer von Neuem zu: „Du allein mußt hier helfen und retten!“

Der Geist einer Frau ist oft stark wie Erz, aber im Innern bricht er die zarte Schaale der weiblichen Natur, die ihn trägt. Wer die junge Frau am Bette ihres Mannes schärfer beobachtete, sah klar, daß ihre blühende Gesundheit für immer gebrochen war.

Waldemar war der Genesung nahe. Der Arzt hatte seine Vernehmung über den Unglücksfall für zulässig erklärt. Luise wollte es aber nicht zugeben, ohne ihn vorbereitet und dabei selbst die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß es ihm nicht Schaden brächte.

Wie er so eben von einem erquickenden Schlummer erwachte und die Hand seiner geliebten Frau in der seinigen fühlte, blickte er sie lange mit klaren, forschenden Augen an.

„Du hast etwas auf dem Herzen, Luise. Sprich es aus! Ich bin jetzt stark genug, Alles zu ertragen.“

Der feste, ruhige Ton, mit dem er sprach, ermuthigte Luise zu schüchternen Fragen wegen der nothwendigen Vernehmung.

„Du kannst sie jeden Augenblick kommen lassen; ich bin stark genug. Aber höre du mich zuerst an, Luise! — Der Mann hat die Pflicht und soll die Kraft haben, im Unglück eine Stütze seines Weibes und seiner Kinder zu sein. Wir haben die Rollen getauscht. Ich habe mich vom selbstverschuldeten Unglück, wie ein schwaches Weib, niederwerfen lassen. Du hast wie ein Mann meine Schuld getragen und hast die furchtbare Last der unmittelbaren Folgen meines Leichtsinns auf deine zarte weibliche Seele genommen. — Die Liebe hat dir die Kraft gegeben, die meiner sittlichen Stärke versagte“. —

„Sei davon stille, Waldemar,“ warf Luise ein und streichelte ihm die Stirne mit besorgter Hand.

„Laß mich voll ausreden, liebes gutes Weib! Ich fühle es, daß ich jetzt die sittliche Kraft habe, selbst den Richterspruch des eignen Ichs zu ertragen. Wie oft während meiner Krankheit habe ich still mit dem Tode gerungen. Es war mir, als ob es von meinem Willen abhinge, ob ich meine müde Seele in sanfte Todesnacht versinken lassen, oder ob ich, mit aller Kraft mich am Leben festhaltend, leben wolle. Nicht meine Neigung, die sehn-

flüchtig dem Tode zutrieb, der Gedanke an dich und meine Kinder, das Gefühl der Pflicht rief mir zu „„du sollst leben, du sollst als Mann die Folgen deiner That tragen und deine Lieben aufrichten und trösten im Unglück."" — Ich gewann mein klares Bewußtsein wieder. Ich übersah die Vergangenheit und die Zukunft. Ich wog alle Folgen ab, die unser glückliches Leben in ein trauriges und entsagungsvolles umwandeln werden. Ich prüfte selbstlos das Maaß meiner Kenntnisse, meines Talents, meiner Arbeitskraft. Es wurde mir klar — mit stätigem, männlichen Schaffen kann ich es erreichen — Noth und Entbehrung soll meinen Lieben nicht nahen, — vielleicht lächelt uns nach langen Jahren das Glück wieder — aber es ist doch hart — deine treue Liebe kann ich mit Nichts vergelten, mit Nichts — als mit dem armen — nackten — guten Willen". — Thränen erstickten seine Stimme und er barg das Gesicht weinend in die Kissen.

Luise hatte erstaunt seinen Worten zugehört. Jetzt stand sie ruhig auf, beugte sich über sein Bett, und hob seinen Kopf, ihn mit sanften Händen umfassend, und küßte ihn leise schluchzend auf die blassen Lippen.

„Laß Alles nun gut sein, Waldemar. Laß kommen, was da will! Wir werden es zusammen ertragen. Nicht in der äußern Welt, in der eignen Brust liegen die Quellen unsres Unglücks und unsres Glücks. Du bist noch schwach von der eben überstandnen Krankheit, und doch ist ein männlicher Wille in dir erwacht, stärker als vorher, und habe ich Kraft gefunden, das Schrecklichste zu ertragen, so wird es mir auch nicht schwer werden, ein bescheidenes Leben zu ertragen."

„Ich trau' es dir zu; ich glaube es fest und zuversichtlich" sagte Waldemar, der seine Fassung wieder gewonnen hatte — „aber deine Gesundheit du gute Seele" — fügte er mit besorgtem Tone hinzu — „das liegt eben nicht in der Kraft unsres Willens" —

„Das wohl nicht; aber es ist eben etwas, das wir hinnehmen müssen, wie ein äußres Schicksal; und auch der Wille kann zur Gesundheit viel beitragen." —

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach das Gespräch und der eintretende Arzt, der in der nur angelehnten Thüre die letzten Worte Luisens gehört hatte, bestätigte ihren Ausspruch, wenn

auch in anderer Beziehung, in der auf Waldemar. „Ja, Frau Paſtorin, da haben Sie ein wahres Wort geſprochen „Valere aude. Wagen Sie es geſund zu ſein, und Sie können bald meine Recepte entbehren."

Luiſen fiel der Ton, in dem er dies ſagte, nicht minder, als die ſiegesfrohe Miene im Geſichte des Arztes auf, die eine beſondere freudige Erregung anzeigte. Sie war dies nicht an ihm gewohnt. Mit mildem gleichbleibendem Ernſt hatte er ihren Mann in ſeiner ſchweren Krankheit behandelt. Keine bedenkliche Stimmung konnte ihr ſcharf forſchendes Auge entdecken, aber auch keine beſondere Hoffnung weder aus ſeinen Mienen, noch aus ſeinen Reden ſchöpfen.

Der Arzt bemerkte ihre Verwunderung. „Sie wundern ſich, Frau Paſtorin, mich ſo heiter zu ſehen. Nun ich kann Ihnen geſtehen, daß ich meine helle Freude an unſer'm Patienten habe. Ich bilde mir nicht ein, daß alle geheilten Patienten auf die Rechnung meiner Kunſt kommen, aber dieſen habe ich auf den Händen getragen, wie die Mutter ihr Kind. Jetzt iſt er außer aller Gefahr. Auch für den Arzt, dem oft die Natur mit ſieben Siegeln verſchloſſen iſt, gibt es Momente, wo er die ſtolze Kraft des Menſchengeiſtes fühlt, der die Natur beherrſcht, in dem er ihre Geſetze befolgt."

Luiſe reichte mit inniger Rührung dem Arzte die Hand.

„Wir werden es Ihnen nie vergeſſen, lieber Doktor, aber es iſt gut, daß Sie auch in Ihrem eignen Bewußtſein einen Lohn finden. Wir können mit aller Dankbarkeit ſolche Dienſte nie belohnen."

„Denken Sie jetzt nicht an mich, Frau Paſtorin, heitern Sie Ihren Mann auf. Er wird bald wahre Freunde gebrauchen, und wollen Sie dankbar ſein, ſo rechnen Sie auf mich und wenden Sie ſich an mich. Verſprechen Sie mir das."

Es konnte wohl Nichts beruhigender auf unſer unglückliches Paar wirken, als dieſe brave treue Zuſicherung des Arztes im Angeſicht einer Zukunft, wo ein zuverläſſiger Freund ein koſtbarer Schatz war.

Noch ahnten ſie es Beide nicht, wie ſchlimm die Sache für ſie ſtand. Die Zeiten des freiſinnigen kirchlichen Regiments waren

vorbei. Die Frömmlerpartei, die schon oft verhängnißvoll in das Schicksal des Landes eingegriffen hatte, war wieder oben auf; sie hatte das Ohr des Königs; sie hatte bald durch ihre Spione erkundet, welche Geistliche ihrer Richtung fröhnten oder zu dienstwilligen Heuchlern geschickt waren. Das Consistorium wollte in diesem Falle, wo ein Geistlicher offen so weltlichen Sinn gezeigt hatte, ein Exempel statuiren.

In der einige Tage darauf folgenden Vernehmung erzählte Waldemar ruhig den Vorgang, wie wir ihn geschildert.

Das nachfolgende Urtheil lautete auf Entschädigung der Mutter des getödteten Kindes für die ihr entrissene Stütze des Alters und Entlassung aus dem Pfarramte. Es wurde aber dem Consistorium anheimgegeben, den Verurtheilten anderweitig anzustellen.

Alle Gesuche jedoch von Seiten Waldemars an das Consistorium wurden in rücksichtsloser Weise abgewiesen. Waldemar blieb ruhig und verschlossen, aber Luise litt schmerzlich, wenn diese Consistorialbescheide ankamen, in denen das Urtheil als äußerst mild dargestellt und der Verurtheilte aufs Unwürdigste gleichsam zum Verbrecher herabgesetzt wurde. Sie verlor alle Fassung, sie rang weinend die Hände: „O Gott, das hast du nicht verdient! sie behandeln dich wie einen gemeinen Verbrecher.“ — „Alles, Alles will ich gern mit dir tragen, aber das bringt mich ins Grab.“ Nur mit Mühe gelang es Waldemar, sie zu beruhigen, aber er sah wohl, daß dies nur eine äußerliche Ruhe war; er sah durch ihre durchsichtigen Züge, wie die innere Zerstörung in ihr fortwirkte.

Die Liebe bildet und baut ein Götterbild aus dem Geliebten auf. Das lag zerbrochen und beschimpft vor ihren Augen; und wenn sie auch die Trümmer mit Thränen benetzte, es war nicht wieder zu vereinigen; und mit ihm fühlte sie sich selbst im Innern gebrochen und vernichtet.

Ja, der Eindruck dieser entehrenden Behandlung wurde für sie um so schmerzlicher und brennender, je mehr Waldemar in einem Handeln Ruhe, Verstand und Würde zeigte.

Was war plötzlich für ein Mann aus ihm geworden!

Rasch hatte er seine Geschäfte geordnet. Die arme Mutter des braunen Riekchens bedachte er reichlicher, als er verpflichtet wurde; er besuchte sie oft, und tröstete sie. Nicht lange, so empfing sie ihn, wie einen Freund, mit dem sie ein gleicher Schmerz verband; sie vergaß seine Schuld, und gewöhnte sich daran, ihr Unglück wie ein äußeres Ereigniß zu betrachten, dessen unschuldige Ursache er gewesen.

Mit klarem Blicke wußte er die Sorge für seine Existenz mit einem wahren Bedürfniß des Ortes zu vereinigen. Es fehlte an Unterricht, der über die geringen Leistungen der Elementarschule hinausging. Das Städtchen war im Wesen doch nur ein Dorf. Die wohlhabenderen Einwohner und die Gutsbesitzer der Umgebung klagten oft darüber, daß keine bessere Schule in der Nähe war.

Waldemar kam bei der Regierung darum ein, eine höhere Schule errichten zu dürfen; und erhielt die Erlaubniß um so leichter, als das Consistorium eine Wiederanstellung in einer andern Pfarre bestimmt ablehnte.

Zu eigner Beschämung mußte er bald erfahren, daß er seine Umgebung zu gering beurtheilt habe. Nicht blos die bemittelteren Städter und Gutsbesitzer, auch die wohlhabenderen Bauern meldeten sofort ihre Kinder bei ihm an. Selbst der neue Pastor, obwohl der streng orthodoxen Richtung angehörig, fühlte das Erschütternde im Schicksal seines Collegen und sagte ihm schon vor seinem Einzug brieflich seine beiden Töchter und seinen Sohn zu. Ja es wurde ihm in seinem Unglück mehr Freundlichkeit und Achtung entgegen getragen, als in den Zeiten seines Glücks.

Am meisten hatte er dabei seinem braven Arzte zu danken. Unermüdlich machte dieser in den weitesten Kreisen Propaganda für seine Schule, und bot eine Beredtsamkeit auf, als ob er der berufene Kultusminister der ganzen Gegend wäre.

Waldemar miethete ein kleines weißes Häuschen am Markte, das größere Räume nach hinten zu für die Schule hatte, wo ein schöner Obstgarten Schatten und Ruhe bot, und trug ängstlich Sorge, mit dem Auszug früher fertig zu werden, ehe der neue Pfarrer ankam. Rastlos und ohne Ermüdung zu zeigen, half ihm Luise dabei. Die verwundert fragenden Töchterchen bat sie

mit eindringlichem Ernste, ihre Fragen einzustellen und vom Auszug gar nicht mehr zu sprechen, um dem Vater keinen Schmerz zu bereiten.

Die Fragen der Kinder, ja das sind die bittersten Tropfen im Kelch des Unglücks, wenn wir herabsteigen müssen von einer höheren Gesellschaftsstufe zu einer niedrigeren — die Fragen der Kinder, der kleinen, sorglosen Menschlein, die am gewohnten Leben und an der gewohnten Ehre hartnäckiger hängen, als die Erwachsenen. Schonungslos wird ihnen von den Kameraden die veränderte Lage zu empfinden gegeben, und sie tragen den Stachel neuen Schmerzes in die kaum heilenden Wunden der Familie.

Das stattliche Pfarrhaus wurde verlassen. Durch den breiten Thorweg, wo noch vor wenig Monden das braune Riekchen stand und dem Pfarrer nachsah, wurden die letzten Möbeln gefahren. Die beiden Kinder waren mit dem Dienstmädchen nach der neuen Wohnung voraus gelaufen. Waldemar wollte eben auch mit seiner Frau fortgehen und suchte sie vergebens im ganzen Hause. Da schritt er noch einmal durch den Garten mit den hohen Bäumen, deren Aeste vom Reif des Winters glitzerten. Wie von Tausenden von Diamanten blitzte die Sonne von den Zweigen wieder, aber kein belebender Strahl fiel in seine Seele. Als er sich der Laube näherte, in deren kühlen Schatten sie oft die glücklichsten Stunden häuslicher Ruhe verlebt hatten, hörte er ein lautes Schluchzen. Rascher hinzutretend fand er Luise auf der Erde knieend, auf einem Stuhl zusammen gesunken und ihr Gesicht mit den Armen verdeckend und so bitterlich weinend, daß es ihm Mark und Seele durchdrang.

Auch ihn ergriff jetzt der ganze Schmerz, von seiner glücklichen Heimstätte scheiden zu müssen. Er hatte die Last seines Geschickes als Ganzes getragen und Luise hatte es muthig mitgetragen. Aber der Sinn für die Bedeutung des Hauses ist tiefer in der Natur der Frau angelegt. Das Haus ist ihre Welt. Jeder Verlust wird hier empfindlicher von ihr gefühlt. Selbst von der gemietheten Wohnung, die sie verlassen, weil sie ihren Bedürfnissen nicht mehr genügt, nehmen die Frauen wehmüthigen Abschied.

Als der Augenblick da war, wo Luise die gewohnten Räume ihres Glücks verlassen sollte, siegte der Schmerz über ihre Standhaftigkeit. Aengstlich bemüht, ihre überwallende Empfindung ihrem Manne und ihren Kindern nicht zu zeigen, eilte sie hinaus in die Laube, um sich dort auszuweinen.

Waldemar bekämpfte sein Gefühl. Er trat leise hinzu und legte seine Hand auf ihr Haupt.

„Sei stark, Luise! Wir müssen von hier scheiden, und haben noch viel zusammen zu tragen, aber trage deinen Schmerz nicht einsam und allein."

Luise sprang auf, warf sich an seine Brust und weinte still. Beide sprachen einige Minuten kein Wort. Dann wand sie sich los, gab ihrem Manne die Hand und blickte ihm fest ins Antlitz:

„Es ist nun gut, Waldemar! ich bin ruhig; laß uns jetzt gehen!"

Er nahm sie an seinen Arm und sie schritten schweigend und ernst und ohne um sich zu blicken, durch den Garten, durch den Thorweg, durch die Straßen zur neuen Wohnung, dem neuen Schauplatz ihres künftigen Lebens.

III.

So weit das Auge reichte, überall hatte der Frühling grüne Gewänder und duftige Schleier, weiße Blüthenperlen und blitzende Diamanten ausgebreitet über die norddeutsche Ebene, die geschmückte Frühlingsbraut, die reiche Tochter harten ausdauernden Menschenfleißes und einer armen dürftigen Natur, auf dem Dünensande geboren, den vor Jahrtausenden das nordische Meer angeschwemmt hat.

Das erste frische Grün ist emporgesprossen. Die ersten Blumen heben die bethauten Kelche zum Licht, das bescheidene Gänseblümchen allüberall und das Schneeglöckchen am Waldessaum und das blaue Ehrenpreis auf den Rainen am Wege. Auch um die Eichen sprießt schon, wie um des Jünglings Mund und Kinn, das erste Laub als bräunlicher Flaum. Noch schwirrt kein Summen von Fliegen und Käfern in der Luft. Auch die südlichen Wandersänger sind noch nicht zurückgekehrt. Nur die

Schwalben bauen ihr Nest, die Spatzen schrei'n und einsam piept die Kohlmeise aus ihrem versteckten Nestchen in die warme Luft gelockt. Aber hoch droben in der Luft jubelt die Lerche gerade über unserm Haupt, und doch unsichtbar, im blauen Aether verloren.

Dieser heitere Lerchengesang weckte auch Lust und Freude in der Brust Waldemars, der zwischen den braunen und grünen Feldern dahinschritt, ein hoher ernster Mann, dessen graue Haare mit dem schönen, noch jugendlichen Gesichte von edlen Linien in seltsamem Gegensatz standen.

Es war ein Sonntagsmorgen; er ging, um in der Nachbarschaft die künftigen Schwiegereltern seiner Tochter und seinen künftigen Eidam zu besuchen. Seine jüngere Tochter Lisbeth, die Braut, und Luise konnten nicht mitkommen; sie hatten mit der Ausstattung zu thun, und konnten dafür nur des Sonntags Zeit finden. Ein wonniges Frühlingsgefühl sprudelte frisch im Herzen Waldemars hervor wie eine neue Quelle, und zitterte aus in den armen Worten des Selbstgesprächs „Darfst du wirklich wieder glücklich sein?"

Lange Jahre voll treuer und intelligenter Arbeit und eines stillen bescheidenen Familienlebens, in welchem sich Sorgen und frohe Stunden die Waage hielten, waren über unsere Freunde dahin gegangen.

Luise, rastlos und unermüdlich, theilte ihre Zeit zwischen der häuslichen Arbeit und der Erziehung ihrer Kinder, aber diese verband sie zugleich mit der Erziehung der fremden Mädchen in der Schule ihres Mannes.

Die reichen wissenschaftlichen Kenntnisse Waldemars waren es nicht allein, die seiner Schule bald einen Ruf in immer weiteren Kreisen verschafft hatten, sondern bei weitem mehr war es die harmonisch zusammen arbeitende Lehrmethode der beiden Gatten. Man hat oft von „der Schule des Lebens" gesprochen, als ob das Leben ein Bild der Schule sei; es ist aber noch in innigerem Zusammenhange die Schule ein Bild des Lebens. Was unserer Gesellschaft im Tiefinnersten fehlt, vom höchsten Staatsbeamten bis zum ärmsten Bürger herab, kommt im falschen Unterricht der kleinsten Dorfschule zu Tage. Was der erfahrene und fein

beobachtende Gärtner gegen seine Pflanzen übt, die liebevolle Pflege gegen Art und Individuum, das ist in unserer Gesellschaft und in unserer Schule noch eine fremde Tugend. Was hier überall noch fehlt, es ist die Achtung und die Sorgfalt für die Person und für die Persönlichkeit. Wo Jahrhunderte lang von oben herab Sklavensinn anerzogen wurde; und unten die zersplitterten und sich befehdenden Kirchthurms- und Familien-Interessen Neid und Mißgunst erzeugt haben, da bleiben auch in freieren Zeiten Neid und Tyrannei zurück im Staate und in der Gesellschaft, in der Familie und in der Schule.

Wir rühmen uns jetzt gern unserer Nationaltugenden, und mit Recht; denn keine Nation hat mehr aufzuweisen, als die unsrige. Der höhere Werth der Natur eines Volkes liegt nicht in der innerlichen Kraft einzelner Eigenschaften, sondern in dem allseitigen Reichthum aller menschlichen Kräfte. Vergessen wir aber bei der aufsteigenden Entwicklung deutschen Wesens und Lebens nicht, daß wir, um zu voller freier Selbstachtung zu kommen, und die goldnen Meinungen andrer Nationen von uns zu erhalten, uns erst noch jene Nationaluntugenden des Neides und der Unterdrückung individueller Kraft abgewöhnen müssen. In der Schule werden die Keime dazu gelegt; im Leben wirken sie als jener verderbliche Geist, der jedes aufstrebende Talent, jedes eigne von der gedankenlosen Masse und den sie beherrschenden Cliquen unterschiedene Denken mit Haß verfolgt und ihm Schlingen und Fallen legt.

Zeigt dagegen der Lehrer, daß er auch im Schüler die sittliche Persönlichkeit achtet, so wird ihm bald Gehorsam und Liebe freiwillig entgegen getragen werden; erzieht er seine Schüler dazu, daß Jeder sich über das eigengeartete Talent des Andern freue und in demselben die gemeinnützige Kraft erkenne, so wird eine mächtige Summe gesellschaftlicher Erbärmlichkeit im Keime erstickt, und das geistige Capital der Nation verdoppelt und verdreifacht werden.

Nach der großen Kunst, die allgemeinen Normen und den Inhalt des Unterrichts für die einzelnen Gegenstände und die bestimmten Schüler festzustellen und ins Leben zu führen, kommt die noch weit höhere Kunst im Unterricht und in der Er-

ziehung zu individualisiren. Waldemar und Luise übten diese mit wunderbarem Erfolg. Nach den Lehrstunden verkehrte er mit den Jungen und sie mit den Mädchen in wahrhaft freundschaftlicher Weise; sie besserten die Lücken der Kenntnisse aus; sie forschten nach dem Verständniß der Einzelnen, und klärten diese auf, wo sie mangelhaft war; sie tadelten Unarten in vertraulicher, nicht öffentlich beschämender Weise.

Ihre schöpferische Aufgabe endete aber hier nicht. Wie sie überall in den jungen Seelen Muth und Selbstvertrauen weckten, so blieb auch kein Keimchen besonderer persönlicher Begabung von ihnen unbeachtet; und sie boten theils allein, theils mit Beihülfe der Eltern Alles auf, um jedes Talent, jede eigenthümliche Kraft, die sich bei der Entwicklung der Einzelnen zeigte, auszubilden, oder für deren Ausbildung durch fremde Lehrkräfte zu sorgen.

So wuchsen in gleichem Maße für sie die Freude an ihrem Berufe und die reichlicheren Mittel zum Unterhalt ihrer Familie.

Ihre beiden Töchter waren herangewachsen, schöne frische Gestalten mit den blonden reichen Haaren der Mutter und den dunkeln sinnigen Augen des Vaters, beide, obwohl um zwei Jahre verschieden, doch wie ein Zwilligspaar von überraschender Aehnlichkeit. Sie waren in der Familie zum Lehrfach erzogen und hatten frühzeitig beim Unterricht der jüngeren Schülerinnen mitgeholfen. Marie, die älteste, war aber nicht mehr im elterlichen Hause; sie hatte eine Stelle als Gouvernante in einer reichen und allgemein geachteten und beliebten Familie des Landes erhalten. Lisbeth, die jüngere, war die Braut eines reichen Gutsbesitzers der Nachbarschaft, des Sohns eines der treuesten akademischen Jugendfreunde Waldemars. Die Eltern hatten sich zur Ruhe gesetzt und dem Sohn die Verwaltung des Gutes übertragen.

Dorthin trafen wir Waldemar auf seinem Frühlingsgange, frei und glücklich aufathmend, die Vergangenheit vergessend und einer heitern Zukunft ins Auge blickend.

Freundlich und mit dem Aeußern reinlicher Wohlhabenheit blickte ihm bald das Herrenhaus aus dem frischen Grün der es umgebenden Bäume entgegen. Aufs herzlichste empfangen und

vom jungen Bräutigam mit hundert kleinen und hochwichtigen Fragen bestürmt, trat er mit seinem alten Freunde einen Rundgang auf den Feldern des Gutes an und hörte mit stiller Freude dessen wirthschaftlichen Erörterungen zu. Wie der Lerchenjubel, der ihn am Morgen begrüßte, tönte es immer wieder in seinem Innern: „Hier wird dein Kind sich eine glückliche Heimath gründen, eine glücklichere, als du ihm zu bieten vermochtest."

Zurückgekehrt empfing sie im hellen Gartensaal die anmuthige Hausfrau mit der herzlichen und doch selbstbewußten Freundlichkeit, die aus der Freude über den theuern Besuch und dem Stolz, daß ihrer Kochkunst heute Ehre angethan wird, gemischt war.

Aus dem Keller hatte der Sohn die köstlichsten Weine ausgelesen und bald saß der glückliche Kreis lebhaft plaudernd in fröhlichem Genusse beisammen.

Waldemar ließ sich in seiner Freude geh'n; er sprach den trefflichen Weinen tapfer zu und bald tauchte im Geplauder mit seinem Studienfreund die lustige Studentenzeit mit alter Pracht wieder auf. Die trüben Seiten mancher conventioneller Rohheit werden da vergessen; nur die Poesie des deutschen Burschenlebens, die mit ihrem Scheine das ganze Leben vergoldet, brauste in den weinseligen Köpfen der alten Kameraden lustig wieder auf. Der Sohn des Gutsbesitzers, der nur das Gymnasium absolvirt und dann eine Ackerbauschule besucht hatte, hörte stille zu; nur zuweilen, wenn tolle Studentenstreiche erzählt wurden, lachte er laut, und dachte sich stille: „Meine Alten sind doch verteufelte Bursche gewesen. Da bist du doch ein wahres Lamm dagegen."

Erst spät, der Mond stand schon am Himmel, brach Waldemar auf. Träumerisch in sich versunken, schritt er weiter. Der viele und ungewohnte Genuß der schweren, edlen Weine und die fröhliche Gesellschaft hatten ihn in jene halbwachende, halb schlummernde Stimmung versetzt, welche die Außenwelt mit Schleiern verhüllt und mit sich selbst befriedigt, nicht beachtet. Die Jugend die kühnste Wortbildnerin, hat für diese Stimmung einen passenden Ausdruck gefunden. „Laß uns noch etwas dämmern!" heißt es da, wenn der Kohlenstoff des Weins oder Bieres sich bräutlich nach dem Sauerstoff der frischen Luft sehnt.

Waldemar hatte den Weg verfehlt. Er sah sich plötzlich mitten im Walde. Nun stand er stille; besann sich auf die Richtung, die er genommen und schlug quer durch den Wald den Weg nach seiner Wohnung ein. Wie er so an einem Waldessaum angekommen war, trat der Mond hervor und in dem hell erleuchteten von Büschen umgebenen Wiesenplan erkannte er sofort die Stelle, wo er gestanden und das braune Riekchen erschossen hatte. Wie kalter Todesschauer kam diese Erinnerung über ihn und der reichliche Weingenuß war eben nicht geeignet, seine moralische Kraft zu heben. Er blieb, wie erstarrt, stehen und blickte unverwandt auf die Stelle gegenüber, wo er das braune Riekchen in ihrem Blute gefunden — da hört er einen Knall — da hört er das Aufschreien eines Kindes — und wie ein Wahnsinn ergreift es ihn — er läuft athemlos über die Wiese der verhängnißvollen Stelle zu und sieht — sein Weib Luise, todtenblaß, die Hand auf dem Herzen vor sich liegen. Wie er aber zufassen will, verschwindet die ganze Vision; es wird dunkel um ihn und er sinkt in das kalte feuchte Gras.

Erwachend aus dem halbwachen Traume springt er auf, greift an die Stirne und gewinnt seine Fassung wieder. Nicht ohne innere Scham über sich selbst sucht er stille seinen Weg aus den Büschen und dem Walde heraus und seiner Heimath zu. Soviel er aber auch versuchte, ruhig zu werden und die trüben Gedanken mit Lächeln über sich selbst wegzutäuschen, er konnte doch ein unendlich unglückliches Gefühl nicht los werden. Nur zuweilen ballte er mit aufwallendem Zorn die Faust, stille vor sich hinmurmelnd: „Bei aller Schuld leidest du doch ein unverdient grausames Geschick!“

Nahe dem Städtchen traf er auf der Straße den Doktor, der von einem Krankenbesuche zurückkehrte. Sein treuer Freund hatte nach wenigen einsylbigen Worten bei sich seine Diagnose gestellt, und lud ihn ein, erst noch einen kühlen Trunk Mineralwasser bei ihm zu nehmen. Waldemar nahm dies mit Freuden an; er wollte nicht in dieser Stimmung zu den Seinigen zurückkehren.

Wie sie so im traulichen Sprachzimmer des Doktors zusammen saßen, wurde Waldemar ruhig und gesprächig. Die kurz

angebundene und doch treuherzige Weise des Doktors zu plaudern, bewogen ihn unwillkürlich, ihm die schreckhafte Erscheinung auf seinem nächtlichen Gange zu erzählen.

„Hallucinationen in Folge tiefer Eindrücke früherer Erlebnisse — nicht weiter gefährlich, weil nicht in ganz nüchternem Zustand. — Der alte Schalk, der Zufall, hat seine Teufeleien dabei gespielt. Und doch ist der Begriff des Zufalls auch nur so ein eitler Dunst unseres Gehirns — Sie brauchen den Wald, der gar nicht auf Ihrem Wege lag, im Halbtraume Ihres weinseligen Zustandes nur gesehen zu haben und Ihre alte Waldlust trieb Sie in seine Arme. Aber dann, den falschen Weg erkennend, mußten Sie hieherzu unfehlbar auf jenen verhängnißvollen Platz treffen. — Die Vision ist dann erklärlich. Das alte Bild rührte sich in den Gehirnganglien. Aber halt — Eines ist dabei räthselhaft und dem Ding wollen wir doch den Puls fühlen. — Hätte Ihnen die Vision das braune Riekchen gezeigt, dann wäre Alles richtig. — Wie kommt aber Ihre gute liebe Frau in diesen Spuk? — Hm! Haben Sie Ihre Frau in der letzten Zeit vielleicht öfter auffallend blaß gesehen und sind erschrocken darüber?"

„Das eben nicht, Doktor — und doch, Sie bringen mich auf eine Spur, und jetzt erwacht in mir eine Kette von Vorstellungen, die vielleicht die Ideenassociation der Erscheinung — denn diese wollen Sie doch ergründen? — zu erklären vermag."

„Ei freilich — denn die Erscheinung der todtenblassen Frau kam doch aus Ihrem gereizten Gehirn und sprang zugleich auf in Verbindung mit den alten bösen Erinnerungen — also heraus damit."

„Bester Doktor! Kein anderer Mensch, als Sie, brächte mich dazu, darüber zu sprechen. Mein braves Weib hat, wie Sie öfter von sich behaupten, keine Zeit, krank zu werden. Wohl hat das frische Roth der Gesundheit seit jenen furchtbaren Tagen ihre Wangen verlassen, aber bei dem frischen Muthe, mit dem sie arbeitet, in Küche und Keller, im Haus wie zu meiner Hülfe in der Schule schien auch ihre Natur eine Dauerhaftigkeit zu bewahren, wie sie sonst nur der Gesundheit eigen ist."

„Wohl, wohl — der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach."

„Das ist es", erwiderte Waldemar, „im Eifer der häuslichen Geschäfte sieht sie wohl aus und zeigt keine Schwäche in ihren Bewegungen; oft aber, wenn sie auf Augenblicke ruht, wird sie plötzlich todtenblaß, hustet hart und hohl und wie dem Ersticken nahe, greift nach dem nächsten Gegenstand zur Stütze und kämpft mit Gewalt eine drohende Ohnmacht nieder. Jetzt erinnere ich mich auch, daß sie öfter mit der Hand nach dem Herzen gegriffen hat, gerade so, wie ich sie in der Vision im Grase liegen sah. — Tagelang, wochenlang hatte sie dann mit Anfällen von plötzlicher Schwäche zu kämpfen und hüstelte und athmete schwer. Sie litt es aber nie, daß ich Sie holte; sie täuschte eine Kraft nach, die sie nicht hatte — und nach und nach wurde es auch immer wieder besser."

Der Doktor, der vorher so eifrig geforscht hatte, war still und nachdenklich geworden und schüttelte unmuthig den Kopf.

„Böser Handel das! — hätte auch nichts geholfen, wenn Sie mich geholt hätten — tolle causam! — Ja, wenn das hier möglich wäre! Die zarte, elastische Natur des Weibes erscheint oft nach furchtbaren Schlägen des Schicksals äußerlich ungebrochen, aber im tiefsten Kern sitzt der Riß und blutet die Wunde. In der Gemeinde, wo Sie die höchste Stellung einnahmen, wo Sie eine wohlhabende Existenz und vornehme Muße für Ihre geistigen Bedürfnisse hatten, in derselben Gemeinde mußten Sie herabsteigen auf eine niedrigere Lebensstufe. — Sie wissen es wohl, alter Freund, ich denke hoch vom Lehrerstande, aber er ist heute doch noch eine Magd in der Gesellschaft und im Staate, statt daß er eine Macht sein sollte. Solche gesellschaftliche Erniedrigung fühlt die Frau tiefer, als der Mann. Dazu kommt die unwürdige, geradezu entehrende Behandlung, die Ihnen von Seiten des Consistoriums zu Theil geworden. Ihre Frau ist eine stolze, edle Natur; sie kann es nicht ertragen, ihren geliebten Mann in der gesellschaftlichen Ehre gesunken zu sehen, — Wohl ist es eine Thorheit, das Unvermeidliche nicht zu vergessen — aber da hilft kein Vernunftrecept. — Hätte sie auch Muth und Kraft Alles für sich zu tragen, sie kann es nicht überwinden, daß ihr Mann es ertragen muß; er ist nicht nur ihr Schutz, er ist auch ihre höhere Ehre, auf die sie nicht verzichten darf. Der tiefe und

feine Sinn des Weibes für das Gegenständliche findet an jedem kleinen Gegenstand und Ereigniß des Hauses den Reiz und Stachel der Erinnerung an das alte entschwundene Glück. Gerade die Liebe zu ihrem Manne wird zum Grab ihres Glücks und ihrer Gesundheit. Das liegt in der Vollmacht ihrer edlen Natur, wie das Verbrechen in der Vollmacht des Verbrechers liegt."

„Aber was ist da zu thun, lieber Doktor?"

„Zu thun? verzweifelt wenig. Soll ich Ihnen sagen, Sie möchten glücklicher scheinen, als Sie sind? Dazu fehlt Ihnen das Talent der Väter Jesu — und hätten Sie es, die feine Beobachtungsgabe einer liebenden Frau würde durch jede Maske hindurchblicken."

Eine stumme peinliche Pause folgte. — Waldemar spann in seinem Kopfe einen ganzen Organisationsplan aus, wie er doch „glücklicher scheinen", wie er Luisen allmählich bewegen wollte, sich mehr zu schonen — da stieß ihm in seinem Sinnen der Ausdruck des Doktors auf, den er gehört hatte, ohne auf ihn zu hören „das liegt in der Vollmacht ihrer edlen Natur, wie das Verbrechen in der Vollmacht des Verbrechers liegt" — war er doch von seinen eigenen Standesgenossen wie ein Verbrecher behandelt worden — und er murmelte jene räthselhaften Worte vor sich hin.

„Was soll das heißen, Doktor, was Sie da gesagt haben?"

„Ah, daran haben Sie sich gestoßen? — Nun, ich habe vor Ihnen kein Arg und spreche da gerade aus, wie ich die Dinge ansehe. Wundern Sie sich nicht, daß mein Kopf die Dinge anders ansieht, wie der Kopf anderer Leute. — Ja! die alte Sphinx, die Natur des Menschen, stiert uns noch eben so räthselhaft ins Gesicht, wie unsern Ahnen auf dem Wüstensand Egyptens. — Dort in Reih' und Glied meine alten und meine neuen Scharteken, die Hülfstruppen meiner Wissenschaft und die sich auch auf den Tischen etwas ohne Disciplin umhertreiben, haben's mir auch nicht gelehrt — ich habe selbst nachdenken müssen — auch nicht die Zauberformel meines geistvollen Lehrers Reil — Mischung und Form — wenn wir nur wüßten, wie das Liebespaar zusammen kommt. — Aber der Wald hat mirs gelehrt in der Geschichte seiner Entstehung, die Abgründe des menschlichen

Lebens haben's mich gelehrt, in die ich herabsteigen mußte als Armenarzt in den finsterſten, ſchmutzigſten Quartieren der Hauptſtadt. — Man ſpricht immer vom Menſchen im Allgemeinen: Wer kennt denn den Menſchen? — Der Menſch iſt ein wunderbares zweibeiniges Thier — oft nicht einmal Thier. Wie ihn gerade die Geſchichte, die Geburt, die Erziehung formt, erhebt er ſich zur göttergleichen Geſtalt des Genius, zum braven geſitteten Menſchen, oder verſinkt zum Thiere — ja weiter hinab zur verſumpften Vegetation, zum Schwamm, der in niedriger Hütte feſtklebt und ohne Bewußtſein und freie Bewegung ſeine Art fortzeugt. — Der unendliche Umfang der Entwicklung der menſchlichen Gattung in der Tiefe wie in der Höhe macht jede Erklärung deſſen, was der Menſch ſei, zu Schanden. — Dieſe Breite und Tiefe der Entwicklung hat ihn aber auch befähigt, durch tauſendjährige Schwierigkeiten hindurch ſich über die andern Naturweſen emporzuarbeiten. — Die Gewohnheiten werden Natur, die ſchlechten wie die guten werden Vollmachten dieſer zweiten Natur. Denn das Einzige, was ein Weſen leiſten kann, iſt die Vollmacht ſeiner Exiſtenz — es fragt ſich ſchließlich um die Vollmacht des Exiſtirens. — Nehmen Sie die verwerflichſten Geſchöpfe. — Der Verbrecher in unſern civiliſirten Staaten, der mit einer Harmloſigkeit ſtiehlt und mordet, wie der Wilde im Urwald, wurde von Jugend auf darin unterrichtet, wie wir im Leſen und Schreiben, wie der Tiſchler im Sägen und Hobeln. — Nacht und Sturm, Blut und Schmerz haben ihre Schrecken im Handwerk verloren, das ſeine Jugend als gewohnheitsgemäßes Beiſpiel täglich geſehen hat. Und Sie zweifeln, daß das Verbrechen die Vollmacht ſeiner Natur iſt? So erbt ſich der Bettel in ganzen Familien, in langen Geſchlechtern fort. — Am Gewordenen iſt wenig zu ändern. Die wachſende Civiliſation wird die Verbrecher verdrängen. Die Reichen, die Mächtigen, die Geiſtesſtarken verdrängen die ſchwachen Feinde der Geſellſchaft wie die geſunden ſtarken Stämme des Waldes zuletzt frei da ſtehen, weil ſie die ſchwachen verdrängt, ihnen, emporwachſend, Luft und Licht geraubt haben. Die Schwachen müſſen fallen." —

„Ja, die Schwachen müſſen fallen, nicht blos die Verbrecher," unterbrach mit einem Tone, der wie ein ſchmerzlicher Aufſchrei

klang, Waldemar den Doktor in seinem Gedankenstrom — „Sie haben mein Urtheil gesprochen, ohne es zu wollen."

Der Doktor zeigte sich durch diese Unterbrechung nicht erschreckt; er hielt nachdenklich inne; er sah Waldemar mit klaren durchdringenden Blicken an und dieser blieb stille und hing an seinen Lippen, wie von einem Zauber befangen.

Plötzlich wandelten sich die scharfen Züge des Doktors in einen weichen, liebevollen Ausdruck.

„Armer Freund! Sei'n Sie ein Mann, halten Sie ruhig, wenn ich das Messer führe — vielleicht rettet das noch, was zu retten ist. Setzen Sie den Becher mit dem bittern Trank der Wahrheit ruhig an die Lippen — trinken Sie ihn muthig aus bis auf den Grund! Ich bin nur ein naturfrommer Priester der Wahrheit, aber doch rufe ich Ihnen die biblischen Worte zu: — Du hast ein gutes Theil erwählt — die Erziehung der Jugend. Keine werthlose Reue, kein Gebeteplappern, kein Almosen — die Erziehung allein kann aus den untergehenden Geschlechtern noch die gesunden, sittlichen und wirthschaftlichen Kräfte retten, die zu retten sind. — Aber ertragen Sie es auch, von einem Freunde die Wahrheit über Ihre eigene Erziehung zu hören. — Sie sind einzig und allein von Weibern erzogen worden und am Weibe, leider an ihrem eignen braven Weibe rächt sich diese Erziehung. Sie sind zum weichlichen genußsüchtigen Träumer, statt zum thätigen wachsamen Menschen erzogen worden. — Ihr ernstes wissenschaftliches Streben hat bei der rein idealen philosophischen Richtung ihres Faches ihren Charakter edel und gut, aber nicht stark und männlich gebildet. — Sie konnten einen muthigen Streich wagen, sich der Tyrannei der Liebe entziehen, die Sie zu einem Beruf zwang, an dem Ihre Natur nur die wissenschaftliche Seite, nicht die Ausübung liebte. Sie konnten sich Ihr Brod auf eigne Hand erwerben, untergehen oder emporkommen. Sie haben sich aber gefügt. — Nun, so mußten Sie auch alle Sitten Ihres Standes und Berufes achten und nicht als Pastor träumerisch mit einer geladenen Flinte im Wald umher streifen. Das ist aber nicht Alles. Auch einen Mann mit stärkeren Nerven und geistesgegenwärtiger Festigkeit konnte ein Unglück erschüttern, wie das, was Ihnen

widerfahren ist. Aber wären Sie von einem Manne zum willensstarken Manne erzogen worden, so hätten Sie sofort die Fassung erlangt, dem Unglück, an dem Sie nur eine leichte Schuld trugen, muthig ins Gesicht geblickt, und Alles auf Ihre Schultern genommen. Die arme Frau durfte nur vorsichtig und allmählich davon erfahren. Ihr unbesonnenes Wesen — verzeihen Sie die Härte der Wahrheit — hat sie in lebensgefährliche Krankheit gestürzt und hat, wie ich fürchte, die Gesundheit Ihrer Frau für immer untergraben. Es wäre vielleicht besser gewesen, Sie wären gleich nach der Catastrophe ins Ausland gegangen. Wenn Sie doch Lehrer werden wollten, so war das Ausland für den höhern deutschen Unterricht — stoßen Sie sich nicht an den Ausdruck — ein besserer Markt. — Sie haben trotzdem Erstaunliches auch hier geleistet. — Das Unglück hat Sie zum Manne geschmiedet, Sie haben sich eine ehrenvolle Existenz neu gegründet, herrliche, gesittete Töchter aufgebracht; Sie können ohne Nahrungssorgen in die Zukunft blicken. Aber, lieber Freund, die Folgen des alten Unglücks wirken fort — darüber will ich keine Illusion in Ihrem Geiste nähren. — Aber Eines möchte ich in Ihnen wachrufen und stärken, den Mannesmuth des Selbstbewußtseins. Was Sie verschuldet, das haben Sie in vollgeschütteltem und -gerütteltem Maße gebüßt und gesühnt. Darum haben Sie ein Recht, alle weiteren Folgen wie ein unverschuldetes Naturereigniß zu betrachten. Bleiben Sie stark und tragen Sie es mit dem Muth eines freien Gewissens. Die Schwachen gehen nicht immer unter, nur müssen Sie den Muth nicht sinken lassen. Das Leben ist ein Kampf mit Wind und Wellen. Wer den Muth verliert, dem erlahmt der Arm am Ruder, und die Welle schlägt es fort. Der Schwimmer, der verzagt, sinkt unrettbar. Was Ihnen jetzt noch Menschliches begegnet, haben Sie ein Recht erworben, wie ein unverschuldetes Unglück, ein äußeres Ereigniß und eine höhere Macht zu ertragen, wie der Landmann Mißwachs und Hagel, der Matrose Sturm und Schiffbruch, der Bergmann Felsensturz und böse Wetter." —

Waldemar stand auf zum Fortgehen; er war erschüttert und gerührt, er kämpfte die Thränen nieder und schied von seinem Freunde mit einem Händedruck, der vielsagender war, als seine

Lippen jetzt vermochten auszusprechen. Mit festem ruhigen Schritte ging er seiner Wohnung zu.

Der Doktor aber, als Jener gegangen und er allein war, murmelte still vor sich hin: „Schade für den prächtigen Menschen, aber zu weich gebacken, gleich von vornherein."

Im kleinen weißen Häuschen auf dem Markte, da blickte der Mond in zwei Schlafkammern, deren einziger Schmuck weiß schimmernde Linnen und Vorhänge waren. In dem einen lag die Braut, den vollen schönen Arm, wie ein schlafender Endymion, über dem Haupte auf dem aufgelösten goldnen Haare — die Decke war etwas gelüftet, ein weißer, edel geformter Busen wogte sanft auf und ab und im holden träumenden Mädchengesichte mit den rosenglühenden Wangen war Wonne und Seligkeit, nicht, wie ein Moment, aufblitzend, sondern wie ein ruhendes Sein gefestigt.

Im andern Gemache lag eine blasse schöne Frau, schön noch trotz ihrer Jahre. Die Lippen waren entschlossen zusammengepreßt — sie waren ehedem wohl schwellende Geberinnen süßen Genusses. — In den Zügen lag eine müde Sehnsucht und nur um die Lippen spielte ein verlornes Lächeln, wie die letzte Freude.

Waldemar trat bei Luisen ein, er beugte sich über das liebe Gesicht und drückte einen sanften Kuß auf ihre Lippen — sie erwachte nicht. „O, daß Dich Gott mir erhalte!" sprach er leise und legte sich zur Ruhe.

IV.

Es war ein warmer träumerischer Frühlingssonntag. Luise und ihre Tochter Lisbeth hatten sonst mitten in der ununterbrochenen häuslichen Arbeit und der geistigen Anstrengung bei der Mithilfe am weiblichen Unterricht wenig Zeit, im kleinen Gärtchen hinter ihrem Hause zu verweilen. Der Winter hielt sie ohnedies daraus ferne. Jetzt galt es Gemüse und Küchenkraut zu pflanzen und die zahlreichen Obstbäume von Raupen zu säubern.

Aber heute trieb Luise keine Arbeit hinaus. Sie hatte sonst wohl oft wehmüthig an den schönen großen Garten ihrer früheren Pfarrwohnung gedacht, doch heute strahlte ihr Gärtchen im herrlichsten Schmuck der Blüthen. Die Bäume und Bäumchen waren

so dicht besetzt, daß man den Hintergrund und die Tiefe des Gartens nicht sehen konnte. So blickte man wie in ein weißes endloses Blüthenmeer hinein, das hier, wie frisch gefallner Schnee schimmerte, dort, wo die Pfirsiche blühten, rosig angehaucht war. Eine leichte Häckelarbeit in der Hand eilte Luise hinaus, nahm einen Rohrstuhl mit, stellte ihn dicht unter dem Apfelbaum in den grünen Rasen, und ließ sich darauf nieder.

Wie sie so da saß, bogen sich die Zweige voll der weißen Apfelblüthen mit den rosigen Tupfen über ihrem Haupte wie ein köstlicher Baldachin nieder. Ein glückliches Gefühl durchströmte sie in der warmen linden Frühlingsluft, nicht das Glück ihrer Tochter, ihr behaglicheres Leben, der Erfolg der Schule, nicht bestimmte Gedanken waren es, welche sie erregten, sondern jenes unbestimmte Wohlgefühl, mit dem unsre Sinne selbstvergessen die Reize des Frühlings genießen. Wie sie sich aber dem hingab und träumerisch die Hände sinken ließ, überkam sie bald eine sanfte Wehmuth, und wie Alles um sie her sproßte und keimte, so wuchsen mit den Freuden auch die alten Leiden wieder aus der Tiefe der Seele empor, und sie sang leise

Der Frühling ist kommen, die Bäume blüh'n
Die Saaten grünen, die Wangen glüh'n
Balsamische Luft erheitert die Brust.
O Herz, sei stille, und athme die Luft!

Die Stürme, die Wolken, die Sorgen flieh'n
Die Heerden, die Hirten, die Hoffnungen zieh'n
Die Gärten prangen im Blüthenschnee
O weiche, du stilles, du tiefes Weh!

Mitten in diesem Zauber schmerzlich süßer Hingabe an eine Empfindung, welch Leid und Freud in melodische Harmonie aufgelöst, ergriff Luise plötzlich eine furchtbare Athemnoth und ein Gefühl tödtlicher Schwäche wie eine immer höher steigende Fluth, in der sie zu versinken drohte — sie hustete heftig, und sprang auf und rang nach Luft — sie faßte nach dem Stuhl als einer Stütze und fiel ohnmächtig ins junge Gras, das mit Blüthen überstreut war, wie eine Lilie des Feldes, die der erste Frühlings-

Sturm geknickt hat. Ein Blutstrom drang aus ihrem Munde — wie leblos und mit Todesbläße im Gesichte lag sie da.

Waldemar, der eben aus dem Hause in den Garten getreten war, sah die weiße Gestalt am Boden liegen, er eilte auf sie zu und stürzte neben ihr auf die Kniee nieder — es war dasselbe Bild, das er in seiner Vision im Walde gesehen — sie lag da, die Hand krampfhaft ans Herz gedrückt, und er faßte sie an — es war kein Phantom seiner Sinne — er fühlte die schreckliche Wirklichkeit. „O Gott! so habe ich Dich gesehen, armes geliebtes Weib!“ und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen, und er beugte sich nieder und küßte die weiße Stirne — er richtete sie auf und rief um Hülfe — dann hob er sie mit der Riesenkraft der Verzweiflung leicht, wie ein Kind, empor und trug sie auf seinen Armen ins Haus.

Luise war, als sie ihr das Gesicht mit Wasser besprengt, die Kleider aufgemacht und die Gürtel gelöst hatten, bald wieder zu sich gekommen. Als sie aber von Waldemar unter Thränen mit Fragen bestürmt wurde, öffnete sie die Augenlieder, gab ihm die Hand und sah ihn mit matten gebrochenen Blicken und schmerzlichem Zittern um die Lippen an.

„Es ist vorbei, guter Waldemar, ach Gott!, es ist Alles vorbei!“

Waldemar fühlte nur zu gut den Doppelsinn ihrer Worte und brach vor ihrem Bette zusammen, er barg sein Gesicht an ihrer Brust und weinte bitterlich. „Sei ruhig, Waldemar“ sagte Luise und streichelte sein Haar mit schwacher bebender Hand.

„Es ist mir besser, Waldemar, beruhige Dich und laß uns Alles vergessen!“

Armes unglückliches Weib! Es war nicht besser und wurde nicht besser. Der herbeigerufene Arzt erklärte bald, daß eine rapide Schwindsucht eingetreten, daß ein Lungengefäß geborsten, und ihr Zustand hoffnungslos sei. Der warme Frühling, der alle Knospen herangelockt, hatte rasch in ihr den Keim des Todes gezeitigt. Wenige Wochen darauf lag sie im kühlen Grab.

Ueber Waldemar war eine eherne Ruhe gekommen. In ihren letzten Augenblicken hatte ihn Luise zu sich rufen lassen. „Waldemar, geliebte Seele, — lebe deinen Kindern — du bist

ihnen jetzt Alles, Vater und Mutter — Lebewohl!“ das war Alles, was sie noch hervorbringen konnte, dann sank ihr schönes Haupt zurück und sie hatte ausgeathmet und ausgelitten.

Waldemar weinte nicht mehr; er küßte die bleichen Lippen und die edle Stirne, und besorgte die Bestattung mit starrem unveränderlichem Ernste. Selbst die lauten Schmerzensäußerungen, das Weinen und Wehklagen Lisbeths lockten bei ihm keine Thränen mehr hervor; er tröstete sie mild und mahnte sie zur Fassung; dann lagerte sich wieder bleierner finsterer Ernst über seine Züge.

Marie, die älteste Tochter hatte, noch ehe sie von jedem Ereigniß und der Krankheit der Mutter Nachricht erhalten hatte, an ihre Eltern geschrieben. Ein junger Geistlicher, der oft in die Familie gekommen war, in der sie Unterricht ertheilte, und den sie schon lange liebte, hatte ihr seine Hand angeboten. Sie bat die Eltern um ihre Erlaubniß und ihren Segen. Diese hatte Waldemar brieflich und Luise mit schmerzlicher Freude noch auf ihrem Krankenbette im Vertrauen auf den verständigen Sinn Marias ertheilt. Für Waldemar war nach dem Tode Luisens dadurch die letzte Stütze für den weiblichen Unterricht in seiner Schule weggenommen.

Das neue Glück seiner Tochter, so wenig wie die trübe Aussicht, allein seiner Schule vorstehen zu müssen, machten irgend einen sichtbaren Eindruck auf ihn; ja es erschien vielmehr durch dies Alles ein fester, schwerer Entschluß in seinem Innern erleichtert.

Eines Abends ging er zum Doktor, seinem alten Freunde: „Lieber Doktor! In jenem Gespräch nach der Vision haben Sie geäußert, es wäre besser gewesen, ich hätte meinen Beruf als Lehrer im Ausland ausgeübt. Sie hatten Recht und ich bin jetzt dazu entschlossen, ich bin es seit dem Augenblick, als mir der Tod meiner geliebten Luise eine Gewißheit war. Meine beiden Töchter sind versorgt; sie haben im Glück der ersten Liebe Vater und Mutter erhalten. Alles Unglück und alles Glück der letzten Wochen ging nur noch, wie ein Schattenspiel, an mir vorüber. Das Schicksal hat selbst für mich alle Brücken abgebrochen. Für den Sommercurs der Schüler habe ich allen El-

tern abgeschrieben. Ich bin frei. Ich bitte Sie, geben Sie diese Briefe meinen Töchtern. Ich reise morgen früh in aller Stille nach Amerika ab. Von Lisbeth kann und will ich nicht mehr Abschied nehmen. Wozu nocheinmal in unsern Wunden wühlen ohne Zweck und ohne Segen für Beide. Bleiben Sie mir ein treuer, lieber Freund. Sie waren der Erste, der meine Seele und Willenskraft gestählt hat durch ihren klaren, über die kleinen Verhältnisse des Einzellebens erhabenen Geist und Verstand. Vielleicht seh'n wir uns einmal wieder." Mit diesen Worten umarmte er den Doktor und war verschwunden, ehe dieser ihm antworten konnte.

Der Abend goß warme, rothe Strahlen durch die grünen Zweige der Bäume und Büsche, die den stillen Friedhof umgaben, als ein Mann gemessenen Schrittes mit einer Hand voll Blumen eintrat. Es war Waldemar, er ging ruhig zum Grabe Luisens und streute Blumen auf den frischen Rasen. Dann ging er zum Grabe des braunen Riekchens und streute darauf den Rest. So ruhig und ernst, wie er gekommen war, ging er wieder. Es war das letzte Todtenopfer, das er seinem Glück und seinem Unglück in der Heimath brachte.

Lange Jahre nachher finden wir in demselben Zimmer im alten Pfarrhause, in dem wir Waldemar zuerst getroffen, als er seiner verhängnißvollen Neigung zur Jagd folgend fortging, seinen Schwiegersohn, der als Pastor in Waldemars frühere Pfarrstelle getreten war, von schönen lockigen Kindern umgeben; und das älteste Töchterchen, ganz das Bild der unglücklichen Luise in holder Verjüngnng kommt zur Thüre hereingesprungen, einen Brief vom Großpapa aus Amerika hoch in der Hand haltend — hören wir, was er berichtet:

„Es ist eine fast allgemeine Erscheinung bei den deutschen Einwanderern, daß sie von ihrem Schicksal in der neuen Heimath erst dann berichten, wenn sich dieses günstig gestaltet hat. Die Unlust zum Schreiben unter dem Druck des Mißgeschicks im fremden Lande und stolze Scheu, die Mißerfolge im Ringen um ein neues Dasein einzugestehen, mögen die Ursache sein. Verzeiht man es doch auch dem Soldaten im Kriege, wenn er von seinen Niederlagen schweigt und nur seine Siege berichtet, und „ein

Mensch sein, heißt ein Kämpfer sein.“ Wohl hatte ich von mir nur wenig Mißgeschick zu berichten, im Gegentheil, wie in der alten Welt das Unglück, so hat mich in der neuen das Glück verfolgt, aber Mißtrauen in mein Schicksal bestimmte mich zum Schweigen, hatte ich doch den Becher des Unglücks bis auf den Grund getrunken. Ihr solltet Nichts von mir erfahren, meine Lieben, außer meiner Ankunft, die ich Euch gemeldet, als bis ich Euch die Gewißheit und die Beruhigung geben konnte, daß ich mir eine freie und sorglose Existenz in meiner neuen Heimath errungen habe. Wie Ihr wißt, verließ ich schon nach wenigen Tagen meiner Ankunft in Newyork die große lärmende Stadt, die nur von einem Triebe beseelt erscheint, dem unersättlichen Durst nach hastigem Gewinn, um in den stillen weiten Landstrecken des Westens, wo deutsches Leben mit ungeahnter Kraft emporblüht, den Frieden und die Ruhe zu finden, deren mein zerrissenes Herz so sehr bedurfte. In einer neuen deutschen Ansiedlung nicht weit von der Stadt Jowa im Staate gleichen Namens kaufte ich für einen geringen Preis ein Stück Land, das nach unserm heimischen Begriffe ein ansehnliches Landgut bilden würde. Meine Nachbarn hatten mich kaum näher kennen gelernt, als sie mit Bitten auf mich eindrangen, eine deutsche Schule zu gründen. Ich ging darauf ein; sie dagegen halfen mir mein Haus bauen und Feld bestellen. Ich hatte bald hinreichendes Einkommen, mir so viel Leute halten zu können, um meine Farm nach hiesigen einfachen und praktischen Grundsätzen zu bewirthschaften. Bald konnte ich selbst einen Hilfslehrer annehmen, der mich zur Sommerzeit, wenn meine Gegenwart auf dem Felde nothwendig war, vertrat. Da ich eine unentbehrliche Kraft für meine Nachbarn geworden, boten sie Alles auf, mich dauernd in ihrer Nähe zu fesseln. Alles kam mir freundlich entgegen, vor Allen die Frauen, die mit dem stillen traurigen Manne, der ihre wilden, aber frischen Kinder mit sanftem Zwang unterrichtete und erzog, tiefes Mitleid und eine Achtung fühlten, die selbst ihre angeborne Neugierde von Fragen nach meinem Schicksale zurückhielt. — Ohne eigene Erfahrung im Ackerbau und im Verkauf der Produkte folgte ich wie ein Kind allen Rathschlägen meiner Nachbarn. Kein Fehlschlag übte den geringsten Einfluß auf meine immer gleich düstere

Gemüthsstimmung; jede Anstrengung war mir eine Erholung, die mich von Innen abzog und körperlich kräftigte. So bin ich ein wohlhabender Mann geworden, für meine Empfindung fast mühelos. Wie ich von Jahr zu Jahr heiterer wurde — ich weiß es selbst nicht; mein steigender Wohlstand, das weiß ich, hatte keinen Theil daran ich kann den Grund nur in dem stillwirkenden Segen stetiger Arbeit finden, einer Arbeit, die mit körperlichen und geistigen Leistungen abwechselte, deren Trieb durch den Erfolg an den Früchten des Ackers, wie an den höheren Früchten edler Menschenbildung immer muthiger und fröhlicher wurde.

Das Bild meiner geliebten seligen Luise, unverwüstlich in meine Seele eingegraben, ist nicht mehr die Quelle innerer Leiden für mich. Mit schmerzloser Ruhe kann ich ihrer in stillen Stunden gedenken, ja mit dem Gefühl des Dankes gegen die Vorsehung, mir einmal in meinem Leben einen so köstlichen Besitz gewährt zu haben. Beim Unterricht und der Erziehung meiner kleinen Pflegbefohlenen schwebt sie mir als hohes Vorbild vor meinem geistigen Auge, als hohes Vorbild edler deutscher Gesittung und tiefen und starken weiblichen Gemüths, das wie mit unsichtbaren Händen meine Schritte leitet, und mir die schwierige Aufgabe menschlicher Erziehung leicht und sicher macht.....

So viel aus dem Briefe Waldemars. Auch aus den Trümmern eines zerbrochenen Glücks kann sich der Mensch im nützlichen Dienste für sein Geschlecht erheben und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Eine Cuzco-Fahrt.

Tagebuchblätter

von

Fr. Knapp.

Schon geraume Zeit ist es, daß diese den Musen und Grazien geweihte Stätte nicht mehr durch cubanisch-westindische Reiseskizzen unsicher gemacht worden ist, ein erquickender Gedanke, wenn wir uns einer ansehnlichen Reihe sogenannter Versammlungsabende erinnern, welche periodisch von tropischen Erzählungsstoffen in gebundener oder ungebundener Form beunruhigt wurden. Fanden derartige Themata, welche in Ansehung ihres Vorwurfs anmuthig zwischen Literatnr und Naturgeschichte umhergaukelten, hie und da ihre Berechtigung und sogar auch Beifall des jeweiligen, in weitgehender Nachsicht permanenten Auditoriums, so wußte sich der Verfasser recht gut das Sprüchlein zurückzurufen:

Bist Du wo gut aufgenommen,
Darfst Du ja nicht zu oft kommen,

und zog sich bescheidentlichst in sein Stamm-Zelt zurück, nicht um mit Achilles über die Griechen zu zürnen, sondern um Zeus im Stillen von Herzensgrunde zu danken, daß vollbürtige erlesene Vorträge ihm freundlichst ersparten, mit sogenannter Reservetruppen auszurücken. Damit will nun wieder nicht gesagt sein, daß immer Holland in Noth und das Vaterland in Gefahr war, wenn das (durch Ernst*) getragene) Programm vom Hauche der

*) Den Vereinsdiener.

Antillen durchsäuselt erschien, man wußte recht gut in den gesegneten fetten Jahren unseres Vereinslebens, daß diese Vorträge von einer tüchtigen Reserve gestützt und getragen waren und daß man von großen, kaum zu erschöpfenden Vorräthen zehrte, und war darob guter Dinge. — Daß wir eben den Kreislauf der sogenannten fetten Jahre durchschritten und eine geraume Strecke hinter uns haben und wie dieß Alles gekommen ist, wissen wir Alle nur zu gut. Der volle krystallne, mächtig rauschende Strom der Literatur, welcher zu unseres guten Hoffmanns Zeiten, gesegnet sei dessen Andenken! unser Vereinsleben fast ausschließlich durchströmte, stärkte und zu einem wahrhaft blühenden machte, wurde im Laufe der Jahre in zu viele Canäle abgeleitet und — wenn man in jenen glücklichen Stunden geistigen Ueberflusses nur hie und da der Abwechslung halber ferner liegende aufgestaute Zuflüsse zwischen durch gleiten ließ, so geschah es eben bei wohlberechtigter guter Laune im besten Sinne, und dachte man nicht, daß je die gebotene Fülle abnehmen könne.

Manche früher wohlbekannte und mit Freuden begrüßte Spender literarischer Gaben sind auf unserem Programme anfangs seltener geworden, endlich ganz verschwunden. Manche, ja viele der Theuren ruhen jetzt im Reiche der Schatten oder lächeln uns freundlich von besseren Sternen zu. Das liegt im Lauf der Dinge! Aber manche, ja viele derer, die wir zu den Unsrigen zählen und noch in der Fülle schöpferischer Kraft leben, haben sich von der Sprach- und Lesebühne des Vereins zurückgezogen, ohne bisher thatsächlich von jüngeren strebenden Kräften ersetzt zu werden. Das ist jedenfalls sehr zu beklagen und ich kann nicht umhin, von dieser Stelle aus dieser Klage Ausdruck zu verleihen, welche innerhalb unsereer Runde in Gedicht, Prosa und Toast nur zu oft und leider nicht mit dem gewünschten Erfolge mahnend durchklang. Und so bleibt es denn, bis es besser wird (und wir geben die Hoffnung nicht ganz auf!) Aufgabe von uns Veteranen, denen ich mich mit 21jährigem Wirken im Verein wohl beizählen darf, das Banner unseres Bundes zu schirmen, so lange es unsere Kräfte erlauben. So schlage ich denn wieder mein getreues Tagebuch auf, von dem manche lose Blätter schon in unserem Kreise umherflatterten und treffe auf eine schöne

Reihe von Wochen, welche mir tief im Schooße Cuba's, weitab von der brausenden und dröhnenden Handelsmetropole Habana, befreit vom Contor-, Börsen- und Werftstaube, auf einer befreundeten Pflanzung, im Westende der Insel an den Ausläufern des wilden Orgelgebirges so ziemlich an der Wassergränze zwischen Nord- und Südküste, in reicher Abwechslung verflossen. Möglich, daß ich noch öfter auf das liebliche Angerona mit seinen stundenlangen Zuckerrohrfeldern, Kaféwäldern und üppigen Weideplätzen in diesem Kreise zurückkomme, für heute hebe ich aus dieser entzückenden Sommerfrische eine kleine Episode hervor, welche einen mit lieben Freunden im Sattel unternommenen Ausflug nach den in Wälder begrabenen Schlünden des Cuzcogebirges zum Gegenstand hat. —

Personen dieses Abstechers waren außer einem correspondirenden Mitgliede des literarischen Vereines in Nürnberg, Freund Adolph, ein eben so tüchtiger als lustiger Maler, Hermann, der joviale jüngere Bruder des Pflanzers von Angerona, ein geborner Schleswig-Holsteiner, und der Mayoral der Plantage, Pancho der Grimmige, Lehensfasse auf Ermita, einer Gebirgsvilla im Cuzco, betraut mit einer anerkennenswerthen Feldküche, welche wir der Sorgfalt der Hausfrauen Angeronas verdankten. Der Schauplatz unserer Thätigkeit und Abentheuer waren die reizenden wellenförmigen Ebenen, welche das Orgelgebirge umgeben, dann die schluchtenreichen Bodenerhebungen der Cuzco-Ausläufer und endlich der Cuzco selbst, das Dornröschen der Cordillera de los Organos, voll heimlichen Zaubers. Die Zeit des harmlosen Ereignisses ist gerade nicht die jüngste, denn es war heute genau um 9 Uhr vor 16 Jahren, als wir das Ziel unseres Ausfluges, die Ermita selbst erreichten. — Wohlberitten und bewaffnet, denn die Sicherheit des Weges ließ schon deshalb manches zu wünschen übrig, weil die Organos ihrer Rauhheit und stellenweisen Unnahbarkeit wegen Lieblingsasyl geflüchteter Sclaven und desertirter Soldaten waren, zogen wir denn wohlgemuth im raschen Trab über mit herrlichen Baumgruppen besäumte, lachende Weiden, abwechselnd mit Pflanzungen und parkähnlichen Anlagen, welche mit niederen Kalksteinmauern umschlossen oder breiten Aloehecken umsäumet und unter sich mit Gitterthoren oder Schlagbäumen ab-

geschlossen waren. Das Herz schwoll, das Innere jubelte bei diesem reinen, vollen Naturgenuß; unter häufig sich darbietenden breiten Schatten ließen wir die Pferde kürzer treten; während baumlose Ebenen durcheilt wurden, daß die flinken Hufe die sammtene vegetabilische Decke kaum berührten; so flogen wir hin, als hätten wir Adler gezäumt zur Wolkenfahrt. Wenn wir so ruhig weidenden Heerden entgegenbrausten, diese in Sturmeshast auseinander stoben, wir mitten hindurch und die Breitgestirnten uns verwundert nachschauten, das war ein Vergnügen, wie es eben Contorpult und Lagerraum nicht bieten. Auch das Schauspiel eines Zweikampfes ward uns, welchen muthige Stiere mit achtunggebietendem Horn ausführten; dumpf dröhnte das Aufeinanderkrachen der gewaltigen Hörner, der kurze buschichte Schweif ringelte sich und die furchtsam fern zusammengedrängte Heerde harrte des Ausgangs. Die Strecken, welche wir zurücklegten, waren von klaren Bächen durchschnitten, deren theilweises Durchschwimmen für Roß und Reiter Labsal und Kühlung bot. Bald nahm uns brüchiges, hügeliches Land auf, bedeckt mit dem üppigsten Graswuchs, mit riesenhaften Aloebüschen bekrönt, die ihre dräuend emporstehenden Stacheln klirrend in der Brise schüttelten. Da wir querfeldein durchs Land trabten, war von gebahnter Straße bald keine Rede mehr, es ging Hügelauf Hügelab, und man mußte es sehen, wie unsere klugen Thiere die glatten Gras-Abhänge, oft in Winkeln von diversen Graben, halb hinab kletterten, halb glitten und nun vollen Laufes die nächste Höhe hinanjagten, wobei instinktmäßig die Hand mit der Mähne den Zügel vertauschte, um nicht sattellos zu werden. So ging es mit lustigem Geplauder und tausend Schnacken, zu deren sich leider manche Wolke unbestellter Moscitos gesellte, dahin.

Gegen 5 Uhr erreichten wir Cayajabas, einen Flecken aus einigen 60 Häusern, vulgo Hütten, bestehend, welche vom jüngsten Orkan unbarmherzig durcheinander geweht, halb in Schutt lagen. Hier beschritten wir das Gebirge, hier wehte schon eine frischere, würzigere Luft, hier aber begannen auch die bedenklich schiefen, mit losem Geröll überschütteten Halden, welche der Cuzco gleich trotzigen Wehren in das Thal geschoben hat. Auf einer Hochebene, wo wir kurz rasteten, bot sich eine herrliche Aussicht ins

Gebirge, das von der vor uns wie in wilder Brandung erstarrten Felsenkette bis zu seinen duftigen Wipfeln mit Rosengluth bestreut war; wendete sich der Blick, so traf er auf wogende Praierien, den oft besungenen Llañuras, mit silbern schimmernden zierlichen Palmstämmen umreift, belebt von zahlreichen Heerden, und glänzenden Taubenflügen. Dort lagen die scharf geschnittenen Berge von Cabañas und etwa hundert Schritte höher gekommen in wundervoller Beleuchtung ward uns der Anblick auf die See zu beiden Seiten, die Nord- und Südküste. — Wie im Zauber wehte uns dieß Alles an, das ferne Blau der beiden Meeres-Arme, die grotesken Felsgebilde vor uns, das Thal mit hundert Pflanzungen, welches wir so eben verlassen, doch galt es sich davon loszureißen, da wir des Weges noch reichlich vor uns und die auf Gebirgspfaden nicht sonderlich holde Nacht im Nacken hatten und zwar die tropische Nacht, welche plötzlich und dunkel den ahnungslosen Wanderer zu überfallen pflegt. — Munter rückten wir vorwärts den Geisterwällen und Gnomenbollwerken des Cuzco entgegen, gefolgt von Pancho dem Grimmigen, der mit sich und seinem Roß zerfallen schien und heftige Reden in seinen trotzigen Bart murmelte. O welch trauervolle Quelle hatte dieses Murmeln!

Nun war die Nacht da, welche pünktlich den letzten Sonnenstrahl ablöste, denn eine Dämmerung, wie wir sie haben, kennt Cuba nicht. Die Passage wurde schwieriger, Pferd und Reiter müder. Hermann rieth uns, möglich dicht an einander zu halten und ihn genau im Auge zu haben und eröffnete, nachdem wir eine Art Felsenbresche durcheilten und etwas gerastet hatten, den Zug mit seinem trefflichen Braunen, der schon zur Zeit der Abwehr amerikanischer Invasionen, die noch ihre Schatten über das Land warfen, seine Pflicht gethan. Zur Linken schloß den Weg bald dichtes Geäst und Gestrüpp und der Pfad war eben für ein Pferd breit genug, an ein Wenden nicht zu denken, zur Rechten wuchs allmählich eine gewaltige, fast senkrechte Wand empor, während binnen Kurzem auf der andern Seite eine Reihe tiefer Abgründe sich wenig freundlich herandrängten. Durch die stille dunkle Nacht ließ sich nur das Rieseln des Gerölles, das sich unter den vorsichtig emporstrebenden Hufen losmachte, hören.

Dazwischen rauschten tiefunten schäumende Bergwasser, manchmal zerriß der rauhe Schrei eines Steinadlers oder Aasgeiers, des westindischen Condors das Schweigen, rings schwarze Umrisse von Fels und Strauchwerk, nur selten den tiefblauen Himmel, an dem einzelne Sterne umherirrten. Wir waren jetzt auf der Höhe, wenn auch nicht unserer Zeit, so doch des Pfades angelangt und nun ging es seltsam steil in den Cañon bravo, eine schwarze unerfreuliche Schlucht mit großer Behutsamkeit hinab.

So ritten wir eine Viertelstunde, als sich Carmencita, so hieß mein mehr für Ebenen als Bergsteige geschultes und eingenommenes Pferdchen, auf allen Vieren spreizte und wie angenagelt allen Vernunftgründen Hohn sprach. Es mit Gewalt vorzudrängen, widerriethen die des Weges kundigeren Freunde, ich stieg ab, zog am Zügel mit den lockendsten Versprechungen und Liebkosungen auf den Lippen, aber eitel Prügel, Peitschenhiebe und Spornstöße im Busen. Umsonst, dieses Kameel von einem Gaule begann zu bocken und sich zu bäumen. Hermann, ein Centaure von der Scheitel bis zur Zehe, saß ab, denn die Scene war eher gefährlich als drollig, wechselte mit mir, ich führte dessen Pferd während Carmencita einigen wenig wohlthuenden aber unwiderleglichen Praktiken schließlich nachgab und sich beruhigte. So ging es weiter, für mich die elendeste, gräulichste Fußparthie, die ich je unternommen. Nun langten wir zwar am Ende des Marterwegs, aber auch an der kritischen Stelle der sogenannten Platten an, zu deren vollen Ansicht der gute Mond aufs freundlichste eben sein Licht spendete. Bei den Platten endet sich nämlich mit dem Gerölle das feste Fußfassen und der Weg führt über glatte, 40 bis 50 Fuß breite Felsblöcke, die so trügerisch im Mondschein schimmerten und so gefährlich aussahen, daß Alle absassen und wir sammt und sonders mit unseren Rossen drüber hinab krochen, glitten und rutschten. Es ging glücklich ab, unser Schweigen löste sich und machte bereitwillig einer hervorbrechenden Heiterkeit Platz, welche die ganze groteske Fahrt im Hohlspiegel der Komik beleuchtete. Der Pfad senkte sich nicht mehr so gäh, wir pflanzten uns fester in die Bügel; es gab einen gesunden Trab, der uns bald an ein lustiges Bergwasser brachte, das wir glücklich durchschwammen, indem wir den Kopf bis auf den Hals

des Pferdes beugten, um nicht des bejammernswerthen Absolons Schicksal an den uns dicht überwölbenden Manglebäumen und Guaosträuchen, den widerhaarigsten Vegetabilien auf der Welt, zu theilen. Uns nahm ein tiefer Hohlweg auf, von Leuchtkäfern durchirrt und herrlichem Waldesbrodem durchströmt, als ein Flintenschuß durch die Luft krachte. Unser Halloh wurde erwidert und an den Rand trat ein Mann mit spitzem Hut und dunkler Decke, der uns freundlich begrüßte; es war Pancho des Grimmigen Gevatter und Untervogt auf Ermita im Cuzco, der eben auf seltene weiße Eulen, wenn auch nicht mit Glück pürschte. Bald gesellte sich Don Lorenzo, so hieß er, zu uns; der Steig bog links in ein Thälchen, durch welches ein munteres glitzerndes Wasser rauschte. Ein Freudengeheul von einem Dutzend Jagdhunden, die uns winselnd umsprangen, der Pferde beifälliges Wiehern beim Ahnen eines gastlichen Futterdaches klang mit hundertfältigem Echo durch Klüfte und Schluchten, wir sprengten eine kleine Anhöhe hinan durch einen prachtvollen Dom ragender Bambusrohre und vor uns lag schlicht und still, wie ein anmuthiges Waldmährchen, das ersehnte Ziel, die Ermita im duftigen Strahle Lunas da. —

Als wir aus dem Sattel waren, fühlten wir uns doch recht müde, die erschöpften Pferde führte ein kleiner Junge, wohl Don Lorenzo's zarter Sprößling, nach dem Schoppen und der Hall ihrer Hufe dröhnte auf den steinernen Röstflächen, die das einstöckige im cubanischen Geschmack gebaute Landhaus umgaben und an die ehemalige Caféplantage erinnerten. Pancho der Grimmige, dessen Physiognomie seinen Namen alle Ehre machte, schlug uns mit düsterem Tone vor, vorläufig ans Ausruhen zu denken und entfernte sich grübelnd. Wir warfen das Entbehrlichste ab, rollten Stühle auf die Altane und genossen in frischer, würziger Nachtluft die Rast des Gerechten. Vor uns ein enges tiefes Waldthal, eingefaßt von ehrwürdigen Felsen, die von den verschiedenst gestalteten Wipfeln übersponnen schienen, hunderte von Leuchtkäfern, Sphynxen und andern Florflüglern erfüllten mit Glänzen, Summen, Zirpen und Sausen, nebst dem Rauschen der unfernen Caskade die ambrosische Kühle. Mit Wonne sogen wir Stärkung mit jedem Athemzug und heitere Gespräche schwärmten wie

muthwillige Falter um das deutsche Kleeblatt im Schooße westindischer Gebirgsnatur. — Abgekühlt durch das köstlichste Luftbad, begann der Stachel des Hungers sich fühlbar zu machen. Pancho wurde herbeigerufen und beordert, unsere Reiseküche zu bestellen und der uralten Teresa, einer ehrwürdigen Negerin und Priesterin der Ermita zu überantworten. Diese lakonische Verfügung brachte Pancho in die größte Verlegenheit, mehrmals setzte er zu geflügelter Rede an, mehrmals ließ er seinen dichten Bart durch die Finger laufen und fragte stotternd, ob wir Liebhaber von Bananen, Zwieback, Buttermilch, Yamswurzeln und recht frischem Wasser seien — und wechselte mit jedem von uns ängstliche Blicke. Adolph schaute mich, ich Herrmann an und wir brachen plötzlich in ein unauslöschliches Gelächter aus, während-Letzterer, sich die Lachzähren vom Schnurbart schüttelnd, Pancho fragte, ob er denn umsonst die köstlichen Fruchtkuchen, den frischgebrannten Café, das Dulce de Guayaba, die vier Hühner, den trefflichen Rothwein, den Buttertopf und die ansehnliche Ration frischen Brodes mitgebracht? Bei jedem weiter aufgezählten Artikel ward der Grimmige unruhiger und gestand endlich, er habe die ganze Feldküche vergessen, sie stünde ruhig in Angerona; er habe ihr Fehlen beim Ausritt aus Cayajabas bemerkt, dann ohne daß wir es sahen, für etliche Realen Brod gekauft, um doch der Hungersnoth abzuhelfen. — „Mensch! rief Hermann in komischer Entrüstung, schieße meinetwegen Truthühner oder fange Krebse und Lachse, aber binnen weniger Spannen Zeit erwarten wir ein leckeres Mahl und solltest Du die heiligen 12 Apostel zu Hülfe nehmen müssen!“ Hierauf entließ er den Bestürzten mit der gelegentlichen Bemerkung, daß er ihn für ein Schiff der Wüste halte! — Hiemit sprang er auf, langte ein Waldhorn vom Pfeiler, lehnte sich über die Balkenbrüstung und rief: Wolfsschlucht, 4ter Akt, letzte Scene! —

Die stille Nacht umsäuselte noch mit geisterhaften Wehen die Berglehnen, von deren Höhen schwanke Palmen Schweigen herabzuwinken schienen, da zerriß ein langgezogener Hornstoß den Frieden, ihm folgte eine lustige Fanfare und sofort schien das wilde Heer buchstäblich aus allen Wipfeln und Gründen herbeizurasseln. Das Echo gab die Waldmelodien vielfach wieder und das Rudel

Jagdhunde, die ihre riesigen Leiber zu unsern Füßen niedergestreckt hatten, sprangen beim gewohnten Appell vor Lust laut bellend und heulend auf und stürzten ins Thal vor. Der Lärm war betäubend, gewaltig, aber nicht unharmonisch, jeder leere Raum schien von Schaaren gespenstiger Jäger und schnappender Rüden belebt; aus den breiten Grüften glaubte man die dunklen Schwärmer der Frau Baude oder Trude mit allerlei seltsamen Jagdgeräthe heraufeilen zu sehen, die fernsten Bergwände gaben nach minutenlanger Pause den Schall in allen Modulirungen zurück. Der Wiederhall verklang, die Meute verkroch sich und es drängte uns, vor unserem Lukullusmahle, über dessen Herbeischaffung der geschmähte Sohn der Wildniß brütete, ein erfrischend Süßwasserbad zu nehmen, eine unbezahlbare Wohlthat auf Cuba, wo wir kalkstaubgepuderten oder Sturm- und Regengepeitschten Küstenkrablen uns mit Seewogen und salziger Fluth begnügen müssen. Bald tummelten wir uns in einem ansehnlich weiten und tiefen Becken voll des herrlichsten Wassers, an drei Seiten von 80 Fuß hohen sich artherisch aufbäumenden Bambusrohrgruppen eingeschlossen, während den Hintergrund ein nicht hoher, aber breiter Wasserfall bildete, der zugleich neue Kühlung uns zuströmte. Ueber uns der wunderbar gestirnte westindische Himmel, rauschte es ringsum in zahlreichen Caskaden und der Pirol sang sein spätes Nachtlied in süß klagenden Tönen. Bald nahmen wir unsere Stühle auf der Terasse wieder ein und Freund Adolph erzählte uns Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, als uns Pancho mit verschmitztem Lächeln, einer Seltenheit bei diesem Ebenbilde Gottes, zum Essen rief, welcher Mahnung wir uns an die Ferse hefteten und mit ziemlich bescheidenen Ansprüchen in den Saal traten. Unser Erstaunen wuchs, als uns ein prüfender Blick auf die gedeckte Tafel überzeugte, daß der vergeßliche Küchenmeister wirklich das Unmögliche für sein Alter geleistet hatte. Da lagen treffliche süße Bananen, reif und gebraten, der Obstplantage der Ermita entnommen, die Zwiebacke waren appetitlich aufgeschichtet; ein blaugesottener Fisch, vom kundigen Fischer mittlerweile am Spieß gefangen, eine köstliche Barbe mit Kresse umgeben; geröstete Yamswurzeln, Senffragmente in einem Ungeheuer von Porzellantopfe, allerdings Altershalber etwas Koprolithartig, aber den

besten Willen predigend; sogar Salz, freilich etwas grau und feucht gab es und so lachte uns dieses cubanische Stillleben bedeutungsvoll an. Und nicht vergeblich, binnen Kurzem verschwand, was sich auf dem Tisch befand, mit Ausnahme des schwerer verdaulichen Eßgeräthes und als am Schluß Pancho ein verdecktes Gericht hereintrug, das sich als eine Schüssel feuriger Bergkrebse auswies, war die vergeßene Feldküche vergessen und ihrem gedankenvollen Hüter vergeben.

Es wurde immer später und wir waren ziemlich gesättigt; Adolph warf mit wenigen kecken Strichen des Burgvogts wetterharte Züge in sein Scizzenbuch und ich notirte des kleinen Pferdejungen José Liedchen, das er mir wiederholt vorsingen mußte, als Herrmann aufsprang und mit dem Ruf: „Ich hab es!" verschwand. Gleich darauf kam er freudig mit 3 versiegelten Flaschen zurück, die er Gottweiß wo? aufgestöbert und als Reste eines zurückgelassenen Jagdflaschenfutters angab. Jubelnd begleiteten wir ihn auf die Terasse, entsiegelten die Nektarbehälter, die frohesten Lieder erschollen. Des Cuzco Berggeister werden schön die Ohren gespitzt haben, wenn sie zu nachtschlafender Zeit (es war nimmer weit von Mitternacht) Weisen vernahmen, wie: Es war ein jung, jung Zimmergesell — oder: Der Jäger von Kurpfalz, — oder: Heilig ist die Jugendzeit — oder: Ein luft'ger Musikante spazierte an dem Nil — und so fort, welchen sich deutsche Vaterlandslieder in ungezählter Reihe anschlossen. Der dunkeläugige José, allerdings ein ungewaschener Amor in Lumpen, sonst aber ein bildhübscher Junge, wohlbewandert im Guitarrenspiel, gab kleine Cancioncillos zum Besten, ja, der alte Grimmige mußte den Zapateado, eine Holzschuhtanzweise aufspielen und eine wundersame Romanze singen, welche begann: Entre flores bonitos, espuelas de caballeros (geschmückt mit holden Blümchen, Rittersporen ꝛc.) Der Alte ward rührig, der Yeres (denn es war kein geringerer Rebensaft) löste ihm die Zunge und während des Spieles glänzte sein Auge; er mochte sich so manches Tanzes erinnern, auf dem er mit Isabellita, oder Belencita oder Mercedita oder Conchita geglänzt. In Summa: wir verlebten unvergeßliche Augenblicke; von der halb zerfallenen Gartenwand flossen Düfte dort wuchernder Rosen und mischten sich mit dem flüssigen Golde Andalusiens,

das der Mond in den Gläsern (frei nach Adalbert Stifter) zu einem unsäglich milden Glanz bleichte. — Auf kurze Rast zogen wir in die Stammzelte zurück, nachdem auf Morgen früh 4 Uhr ein Gang ins Gebirg mit obligatem Sonnenaufgang beschlossen war. —

Der 1. Dezember war es, als wir noch in stockfinsterer Nacht aufbrachen, mit derben Palmstöcken bewaffnet und der Dinge harrend. Noch einen Blick auf den Thalkessel in dessen Wipfeln, Büschen und Ranken Alles schlummerte und im sanften Lufthauch die Riesenfederbüsche des Bambus wie entfaltete Banner rauschten und die Rohre wie geschüttelte Speere aneinderklangen, und vorwärts gings. Der des Weges kundige Herrmann ging mit einer scharfen breitklingigen Matschette, dem cubanischen Jagdmesser, das Solingen zu Tausenden liefert und dem kleinen José voran, und hieb, wo es nöthig schien, Bahn im Gestrüpp. Die Kletterparthie objectiv betrachtet, war höchst interessant, nicht aber übertrieben anmuthig, da von betretenen Pfaden keine Rede sein konnte; man wand sich durch, wo es eben ging und indem man vorsichtig den Stab vorsetzte, um den aus Puttlitz'schen Träumen geschreckten, sich dräuend entgegenspießenden Rohren und Aesten auszuweichen, wurde man gründlich vom Thau getränkt, während die Füße am feuchten Fels ausglitten und in sumpfigen Strecken fast stecken blieben. Die ganze, etwa eine Stunde dauernde Wanderschaft war ein fortdauerndes Turnen, Springen, Kriechen, Gleiten und Klettern, das Sprechen verbot sich von selbst und so zogen wir im Gänsemarsch oder poetischer wie auf dem Kriegspfad wandelnde Rothhäute durch ein paar zusammenhängende Felskessel, umrungen von Nacht, Stille, Geflüster und Gerölle in das sich einige Sturzbäche melodisch mischten. An einer etwas lichteren Stelle brachen wir durch labyrinthisch verschlungene Mango- und Guayabagruppen, rasteten, durchkletterten eine vielfach gewundene Kluft, erklommen die andere mit niederem Wald bestandene Lehne und als wir die letzten Ränder erschöpft und keuchend hinanstrebten, sahen wir uns auf einem Stückchen Hochebene, deren Sohle mit duftenden Heidekräutern überwogt und die von zwanzig hohen Königspalmen (Palma real) bekrönt war.

Der Himmel klärte sich im ersten Grauen, der uns umgebende Nebel fiel. Wir befanden uns etwa auf der mittleren Höhe des Cuzko und doch ward uns eine Nah- und Fernsicht zu Theil, die uns überraschte und entzückte. Rings umzogen von Kulmen und Schluchten, in denen noch Nebel kämpften, spaltete der Ausläufer der von uns bestiegenen Kuppe die Massen nach Süden, legte lichtere Dämmerung auf den Hintergrund und entfaltete mit einem Male eine reizende Gebirgsgegend, in deren engen Rahmen wir 8 Pflanzungen zählen und mit dem Fernrohr betrachten konnten. Dort, westlich, lag die Susanna, eine der einträglichlichsten und reichsten Caféplantagen mit ihren Häusern und Feldern, tief in die Gegend hinein zogen sich Akazien-, Mango- und Palmalleen, kurz ein allerliebstes, in allen Theilen vollendetes Gemälde zeigte sich uns. Da war kein leerer Raum, vielerlei Baumgattungen umgränzten die unabsehbaren lieblichen Cafewälder. Nach dem wunderbaren Ringen des Lichtes mit dem Schatten ward uns endlich das glänzendste Schauspiel des Sonnenaufgangs zu Theil. — Sonnenaufgänge sind schon viele meisterhaft geschildert worden, der kleinere Theil von uns Erdenbewohnern hat sich auch wohl schon einigemale aufgemacht, um dieß erhabene Schauspiel an der Quelle zu genießen, dieser aber, auf der Kuppe des Cuzko genossen, dünkte uns einzig. Eh' noch ein Strahl des göttlichen Gestirns sichtbar war, unterlief das ganze Prachtgewölbe des Himmels, von dem Dunstmassen in den wunderlichsten Gestalten herabhingen, so daß man sich in einer riesigen Tropfsteinhöhle glaubt, eine frischere Helle, die auf dem Sonnenvorhang, getragen von einer empfindlich scharfen Kühle, zur glanzvollen Folie der erbleichenden Wolken wurde und nach und nach dieselben sättigte und durchdrang. Nun gewann die Erde ein freundlicheres Ansehen, jedes Gräschen, jede Blume, jeder Palmenwipfel zitterte ungeduldig, sehnsüchtig dem nahenden Lichte entgegen; herrliche Rosatinten überflossen die ferneren Bergwipfel und endlich erschien die ganze Himmelskuppel im zartesten Filigran gearbeitet, goldne Pfeile durchschnitten die Florgewebe und die Sonne rollte majestätisch herauf ihre ewige Bahn. In der Welt zu unsern Füßen wurde es lebendig, Pferde eilten nach der Weide, Neger zogen in langen Reihen zur Arbeit, gastlicher

Rauch stieg aus den Kaminen, Reiherflüge erhoben sich und schwankten über die Ebene, dort steigen zierliche Flamingos auf, um uns schwirren grünschillernde Sinsontes, die Spottdrossel beginnt ihre kritischen Unterhaltungen, kurz, alles Leben und Freude, in deren Jubeltönen auch der Wald mit seinem Rauschen einstimmte.

Dort drüben zeigte sich Las pozas, ein Dörfchen, wo vor Kurzem der erste Angriff spanischer Seits auf die dort gelagerten nordamerikanischen Piraten stattfand und nachdem der höchstkommandirende General Ena gefallen, wirkungsvoll abgeschlagen wurde. Da drüben warfen die Grenadiere die endlich mürb geschossenen Hinterwäldler; in wilder Flucht tauchten diese in die umliegenden Schluchten, wo bald die grausamste Jagd der in Masse aufgebotenen Landleute gegen die gehetzten Fremdlinge begann und mit deren gänzlicher Vernichtung endete. Bluthunde, Lasso, Büchse und Messer arbeiteten um die Wette und damals wie heute ging die Sonne in gleicher Klarheit auf. —

Wir aber schwelgten im Anschauen der gesegneten Fluren, kaum dachten wir an die Heimkehr, es überkam uns, als hätten wir Lethe getrunken und erst als nach einer Stunde sich tropische Hitze (ohne Redensart) empfindlich bemerkbar machte, brachen wir zur Rückkehr in unser Standquartier auf, doch schien uns von dem Feenschlosse der Ermita die blühende Wildniß abzuschneiden und in ihren Zauber zu bannen. Wir waren allerdings rascher drunten als droben, obgleich es manche Hügelkette zu überklettern gab; an eine Umschau war nicht zu denken, höchstens fesselte uns auf Augenblicke der metallisch funkelnde Glanz eines Colibrischwarmes, der über zarten Mimosen blitzte, — es ging immer jäh abwärts, bis wir uns in der Nähe der Thalsohle an einem Bächlein fanden, das wir im Dunkel der Nacht übersprungen hatten. Von hier aus suchten wir die verlassene Caféplantage Mariana auf, die wir auch mit ihren grün überwucherten Ruinen und Röstflächen inmitten der dichtesten Wildniß, umschlossen von hohen Bergen fanden. — Die Frucht mochte vielleicht nicht mehr hundertfältig tragen und die Besitzer zogen fort, die Quelle ihres Wohlstandes der Verwilderung überlassend. Leider! aufgegebene Cafépflanzungen gibt es auf Cuba hunderte! Wir durchstrichen das verwahrloste Gefilde nach allen Seiten, die Ruinen des

Wohnhauses hatten sich Nachbarn zu neuen Bauten geholt und es stand jetzt nur noch der jetzt sehr ungastliche Kamin, auf dem ein großer Aasgeier saß und die nassen Flügel an der Sonne trocknete. Es machte dessen nackter fleischrother langer Hals, der aus einem mit struppigen Haarwulsten umgebenen Körper von der Größe eines Truthans unbeweglich hervorragte, den unheimlichsten Eindruck, der dadurch vermehrt ward, als der Geier aus philosophischen Betrachtungen aufgestört, einen heiseren häßlichen Schrei ausstieß. Wir zogen nun durch mehrere ineinander mündende Thäler, bewässert von wildrauschenden Bächen, bedeckt mit dem üppigsten Grün und vielerlei Bäumen. An den kühlen Wassern ragten die Cañas bravas, jeder Schritt bot eine neue originelle Scenerie, und dachte ich mir diese Dryadentempel im Mondschein, erfüllt von schwärmenden Elfen und Kobolden, so konnte das Gemälde nicht reizender sein, als jetzt im Sonnenlicht, denn alles umfloß hier eine träumerische Ruhe, kein Axthieb erscholl, kein Ruf tönte und der Wind segelte fast geräuschlos durch Wipfeln und Kronen der Waldriesen. Nach einstündiger Wanderung gelangten wir ins Ermitathal, das hier von einer doppelten Reihe breitästiger goldgrünbelaubter westindischer Eichen und hochwipfelicher Brotfruchtbäume begränzt ist. — Müde, aber nicht erschöpft bestiegen wir die Terasse, von wo aus uns das Lusthäuschen der Ermita in freundlichem Tagesschimmer noch besser gefiel. Von ihm zu beiden Seiten zogen sich kleine Gartenstreifen hin, in denen das Nützliche mit dem Schönen, Bananen und Buniatos mit Rosen, Federnelken und der cubanischen Flora zahlreichen Vertretern vereint waren, daneben stieß das Stammschloß des Grimmigen an, Ugolinos Hungerthurm nicht unähnlich; der Industrielle hatte sich eben einen pensionirten Kalkofen nach Noth und Behagen ausgebaut und sprach mit vieler Bescheidenheit draußen im Lande, wo man sie nicht kannte, von seiner Villa. Vor Allem wechselten wir unser sehr im Felddienst mitgenommenes Kostüm, in dem wir wandelnden Lehmmauern glichen und zwar in Ermangelung anderer Bezugsquellen mit vorräthiger Pflanzergarderobe des außerordentlich umfangreichen Don Andrés, welche uns beim redlichsten Willen auszufüllen nicht gelang, und so schwebten wir mit 3fach umgeschlagenen Gewän-

dern Saroſtro-artig umher und plauderten über des Cuzko Reize Pancho verſprach, das Frühſtück ſeiner Baſe Panchita (lies Fränzchen nach unſerer Mutterſprache) auf die Seele zu binden. Von ſothaner Panchita nun, welche die Reviere des Cuzko ſelten verließ, hatten mir Adolph und Herrmann viel Hübſches erzählt, ſie ſollte die Menſchenperle dieſer Landſchaftsperle ſein, ich wußte jedoch aus Erfahrung, was ich von dergleichen Schilderungen zu halten hatte und muß leider geſtehen, daß ich dem verſprochenen Imbiß den größeren Theil meiner Ungeduld verdankte. Abermals eilten wir zur Neptunsgrotte und verſenkten uns in deren Fluthen. Dicht daneben tummelte der kleine José ein junges muthwilliges Pferd mit einer Fertigkeit, welche nur bei dieſen von Jugend auf an den Sattel gewöhnten Centauren nicht auffällt. Der Waſſerfall ſchoß prachtvoll über die vorragenden Platten, und ward durch die Sonne, die ihn ſchräg mit Farben, Funken und Strahlen überſchüttete, in einen ſprühenden Goldregen verwandelt. Man hatte, wenn man zwiſchen ihm und dem Geſtade durchſchwamm, ein glänzendfriſches Kryſtalldach über ſich und ſah ſich in einer lieblichen Höhle, die ſich zwar der blauen Grotte in Capri nicht an die Seite ſtellen darf, jedoch an Zauber der würdigſte Tempel der Cuzkonymphen iſt, falls der Zeiten Proſa das Vorhandenſein der Letzteren noch geſtattet. Das Waſſer war bis auf den Grund klar und man konnte die ſich in daſſelbe ſenkenden Zweige und Stämmchen bis auf den Kiesgrund verfolgen. Mit dieſem Bade, incluſive Zubehör an Kühle, Schatten und Frieden waren in der Habana Tauſende zu verdienen! — Bald flüchteten wir uns wieder nach der Ermita und bekamen auf einer Streife durchs Haus im Hofe endlich die vielbelobte Panchita zu ſehen, deren Holdſeligkeit mich wirklich überraſchte, es war eine der hübſcheſten Creolinnen, welche Cigarren rauchten und nicht etwa Cigarillos, ſondern Vegueros von ſtattlichem Volumen. Mögen meine verehrten Landsmänninen die Achſeln zucken, ſo viel iſt ſicher, daß Panchita unter dem Motto: Ländlich, ſittlich! dieſe ſpezifiſch männliche Untugend mit einer Grazie handhabte, die einer beſſeren Sache würdig war. Dabei umfloß ſie, wie der landläufige Ausdruck hiefür iſt, ein Schimmer von 13 Aprilen, wobei ich unerörtert ließ, ob ſie ſonſt noch was vom April geerbt

und war mindestens gewiß der würdige Gegenstand manch heißer Sehnsucht, welche den empfindsamen Don Blas, Don Chepé, Don Ambrosio's der Umgegend zärtliche Zehnzeilen in die cubanische Leier diktirten. Panchita entzog sich unsern Blicken mit artigem Knix und nahm sich unseres Imbisses an. —

Wir besuchten nun die waidmännisch ausgeschmückte „Löwengrube" Eberhardts, eines andern in Angerona beamteten Deutschen, der zu passenden Zeiten hier horstet und pürscht und als gewaltiger Nimrod gilt. In der Thüre seines Stammzeltes befindet sich eine s. g. optische Ritze; ihr gegenüber ein hoher mit Palmen besetzter Bergrücken; wenn nun die Sonne eine gewisse Höhe erreicht, erscheint derselbe mittelst einer durch die optische Ritze wirkenden Strahlenbrechung in gänzlich verdunkeltem Gemach auf der entgegengesetzten weißgetünchten Wand natürlich verkehrt mit allen seinen Palmgruppen und Felszacken, welch westindisches Schattenspiel viel Spaß gewährte. — Darauf frühstückten wir in der Speisehalle mit beneidenswerthem Appetit gerösteten Stockfisch, in Asche geröstete Maiskuchen und o Freude! schon längst vergessene gestöckelte Milch mit Zucker, vor welchen Genüssen das drohende Gespenst der stehengebliebenen Feldküche für immer verschwand. —

Doch wie Alles zu Ende geht, so trieben auch wir zur Heimkehr, da uns im Ganzen nur noch wenige Spannen Zeit dienstbar waren. Wir machten Toilette mit unserer eiligst gewaschenen und schleunigst getrockneten Gewandung, heischten unsere Pferde, wandelten das in Kurzem so liebgewonnene Thälchen hinunter, sassen auf und wandten zögernd der reizenden Ermita ach! auf Nimmerwiedersehen den Rücken.

Leb wohl, Du kleines Eden inmitten des schützenden Gürtels rauher Gebirge, liebliche Ermita! Hab Dank für die Schätze, welche Du Aug' und Herz geboten, Dein Andenken sei ein gesegnetes!

Veit Stoß,

der Bildschnitzer von Nürnberg.

Ein geschichtliches Lebensbild

von

J. Priem.

Wer die Straßen des alten Nürnbergs durchwandert, wird bei manchem Marien- und Heiligenbild an irgend einem Hause, wer seine Kirchen besucht, bei mancher Schnitzarbeit an den Altären, die er bewundert, den Namen Veit Stoß als den des Meisters genannt hören, von dem diese Kunstwerke herrühren. Besonders in der schönen Kirche zu St. Lorenzen wird man ihn auf ein Werk dieses Künstlers aufmerksam machen, den sogenannten „Rosenkranz" oder „englischen Gruß."

Ueber die Lebensschicksale dieses Mannes, der, wenn auch seinem Andenken in den künstlerischen Kreisen der Gegenwart nicht mehr jener hohe Grad von Verehrung gezollt wird, wie dem seiner Zeitgenossen Albr. Dürer, Adam Krafft, Peter Vischer, u. A., doch immer ein bedeutender Künstler genannt werden darf, ist mancherlei Unwahres, Entstelltes und Sagenhaftes verbreitet. So soll er eigentlich ein Pole von Geburt und Krakau seine Vaterstadt sein, von wo aus er erst in seinen Mannesjahren nach Nürnberg gekommen sei, ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht und seine letzten Lebensjahre in völliger Blindheit zugebracht haben. Von dem bedauerlichen Schicksal, das ihm, wohl nicht unverschuldet zu Theil wurde, scheinen seine früheren Biographen und die Romantiker, denen er zum Helden von Erzählungen und historischen Novellen diente*), keine Kenntniß gehabt zu haben, wohl

*) Das Schauspiel „Veit Stoß" von J. Priem (Nürnberg 1863) ist bereits mit Benützung der Seite 94 angegebenen Quellen geschrieben.

aber die Volkssage, die den obenerwähnten Rosenkranz als das Werk eines Verbrechers bezeichnet, der diese kunstvolle Schnitzerei in seinem Gefängnisse ausgeführt und dadurch seine Begnadigung erlangt habe, eine Sage, die übrigens auch von dem Kronleuchter erzählt wird, der im großen Rathhaussaale hängt und den Hans Behaim, ein berühmter Kunstschreiner, verfertigte, von welchem auch die vielbewunderte Decke des genannten Saales herrührt.

Der k. bayr. Archivrath Joseph Baader in München*) und der Stadtarchivar Dr. Georg Wolfgang Karl Lochner in Nürnberg**) haben das Verdienst, durch ihre Quellenforschungen über Geburtsort und Leben des Bildschnitzers Veit Stoß das Licht der Wahrheit verbreitet zu haben, und ihre urkundlichen Darlegungen sind es, welche dem Verfasser als Quelle zu diesem Lebensbilde dienen.

Den Beweis, daß Veit Stoß nicht in Krakau, sondern in Nürnberg geboren wurde, stützt Baader auf den Umstand, daß der Name des Künstlers nicht in den vollständig vorhandenen Verzeichnissen der im 15. Jahrhundert in Nürnberg aufgenommenen Bürger enthalten ist, woraus hervorgeht, daß er schon durch seine Geburt das Bürgerrecht erlangte, d. h. der in Nürnberg geborene Sohn eines Bürgers daselbst gewesen sein muß. Dagegen wird er unter denjenigen Bürgern aufgeführt, die ihr Bürgerrecht in Nürnberg aufgaben und anderwärts ihren Wohnsitz aufschlugen. Wäre er anderswo, d. h. wie Viele annahmen, in Krakau (welche Stadt ihn noch heute als ihren Sohn ehrt) geboren und erst später in Nürnberg eingewandert, so müßte sein Name in den Verzeichnissen der daselbst aufgenommenen Bürger vorkommen.

Als sein Geburtsjahr wird 1447 angenommen; gewiß ist, daß er 1477 sein Bürgerrecht in Nürnberg aufgab und nach Ablegung des vorgeschriebenen eidlichen Gelöbnisses und Ausstellung eines Reverses, daß er „wider die Stadt weder sein noch thun

---

*) Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs von J. Baader. Nördlingen, C. H. Beck, 1860.

**) Lebensläufe berühmter und verdienter Nürnberger. Von G. W. K. Lochner. Nürnberg, J. L. Schrag, 1861.

und alle ihre Geheimnisse, die er wüßte, bewahren wolle" nach Polen auswanderte. Er muß indeß sich schon früher daselbst aufgehalten haben, da feststeht, daß er von 1472 bis 1484 den Hochaltar in der Liebfrauenkirche zu Krakau gefertigt hat; 1493 erhielt er den für seinen bereits erworbenen Ruf als Bildschnitzer und Bildhauer sprechenden Auftrag, das Grabmal des ein Jahr früher verstorbenen Königs Casimir, und 1495 zwei Reihen von Rathsherrnstühlen in derselben Kirche zu fertigen, welche Arbeiten noch heute in Krakau den Namen des Meisters ehren. Ueber seine Erlebnisse daselbst und in Polen überhaupt, ist nichts Genaueres bekannt, doch darf man aus den vielen Streitigkeiten, die er in Nürnberg mit dem Rathe hatte und aus den Ursachen, welche eine tragische Katastrophe für ihn daselbst herbeiführten, schließen, daß seine Heftigkeit und Streitsucht wohl auch schon in Krakau ihm vielerlei Unannehmlichkeiten zugezogen haben mögen, da er trotz der vielen Arbeit, die er in Polen hatte und des künstlerischen Ansehens, das er genoß, 1496 nach Nürnberg zurückkehrte und sich daselbst wieder als Bürger aufnehmen ließ, wofür er 3 fl. rheinisch zahlen mußte. Wohl wurden ihm auch in Nürnberg gleich nach seiner Ankunft große Arbeiten übertragen, aber so sehr man seine Kunstfertigkeit schätzte und rühmte, so wenig konnte man sich mit seinem jähzornigen und rachsüchtigen Wesen befreunden. Es währte auch gar nicht lange, so war Stoß bereits mit dem Rathe in Streitigkeiten über die Bezahlung seiner Arbeiten verwickelt, und er drohte demselben, ihn bei Kaiser Maximilian, dessen besonderer Gunst sich der Künstler erfreute, zu verklagen, so daß sich der Rath bewogen fand, ihn in das Lochgefängniß bringen zu lassen, bis er endlich gelobte, Ruhe zu halten und seine Schmähungen und Drohungen einzustellen, worauf man sich durch einen Vergleich mit ihm abfand.

Die sogenannten „freien Künste" waren zu jener Zeit in gewissem Sinne zünftig wie die Gewerbe; wir wissen z. B. von Albr. Dürer, daß ihn sein Vater zu Michael Wolgemuth „in die Lehre" gab und daß er „viel von dessen Gesellen während seiner Lehrzeit leiden mußte." Doch waren diejenigen, deren Beschäftigung ausdrücklich als eine freie Kunst bezeichnet wird, nicht gerade an die unerläßlichen Bedingungen und Formen, deren

Erfüllung zur Aufnahme in ein Handwerk nothwendig war, gebunden, wie z. B. in das der Rothschmiede, aus denen ein „Peter Vischer" hervorging, oder der Steinmetzen, zu deren Zunft Adam Krafft gehörte. Die Ausübung der Kunst im praktischen Sinne des Handwerks, die Verwerthung künstlerischer Erzeugnisse auf öffentlichen Märkten durch die Künstler selbst war keineswegs herabwürdigend für dieselben und wir dürfen uns daher gar nicht darüber verwundern, von Veit Stoß zu lesen, daß er die Messen zu Frankfurt, Leipzig, Nördlingen und anderwärts bezog und seine Schnitzarbeiten daselbst feilbot. Er war durch diesen praktischen Betrieb seiner Kunst auch zu einem vermöglichen Manne geworden, der eines jener Häuser, welche nach der Austreibung der Juden von Kaiser Maximilian als Kammergut eingezogen und dem Rathe käuflich überlassen worden waren, kaufen und außerdem Geld auf Zinsen legen konnte. Dieses, manchem unserer Leser vielleicht noch vom Sängerfeste 1861 her bekannte, damals mit einem Gemälde, welches die Schmückung der Lorenzerkirche mit dem mehrfach erwähnten englischen Gruß darstellte, dekorirte Haus ist das Eckhaus der Judengasse und des jetzt sogenannten Prechtelsgäßleins und durch ein Marienbild bezeichnet, das sehr wahrscheinlich von Veit Stoß selbst verfertigt wurde.

In der Zeit nun, da Stoß durch seine Arbeiten sich einen weit verbreiteten Ruf als Künstler erworben hatte und als begüterter Bürger in allgemeinem Ansehen stand, fällt ein Ereigniß, das einen schweren Makel auf sein ganzes Leben warf und zu dem wir die Ursache, wenn wir die Handlungsweise des Künstlers recht mild beurtheilen wollen, nur in dem Bestreben finden können, durch unerlaubte Selbsthilfe wieder zu einer Summe Geldes zu kommen, um welche ihn ein anderer indirekt betrog, zugleich mit der Absicht, sich an dem Betrüger zu rächen.

In der damaligen Diling-, jetzt Theresienstraße zu Nürnberg, wohnte ein Kaufmann Namens Baner, bei welchem Veit Stoß ein Kapital von fl. 1000 angelegt hatte, wovon er bereits 300 fl. an Zins erhalten. Wahrscheinlich hatte er mit Baner gemeinschaftlich Handelsgeschäfte betrieben, die ihm diesen, für die damalige Zeit sehr bedeutenden Gewinn abwarfen, und er war sehr unzufrieden darüber, daß ihm Baner die Gemeinschaft auf-

kündete und Kapital und Gewinn zurückzahlte. Auf seine Bitte, ihm einen andern Kaufmann zu nennen, dem er sein Geld ohne Gefahr anvertrauen könne, damit er es nicht nutzlos liegen lassen müsse, wies ihn Baner an einen Handelsfreund Namens Starzedel, der sich auch bereit erklärte, die 1300 fl. in seinem Geschäfte anzulegen und gut zu verzinsen. Das war nun ein schlechter Streich, den Baner gegen den arglosen Stoß verübte, denn er wußte, daß Starzedel nahe daran war, zu falliren. Derselbe war Baner nämlich selbst 600 fl. schuldig, die dieser schwerlich jemals wieder bekommen hätte, wenn nicht Veit Stoß auf seinen Rath sein Kapital dem Starzedel anvertraute, von welchem sich der listige Baner nun sogleich seine 600 fl. zurückzahlen ließ. Gleich darauf ging Starzedel mit dem Rest der Summe durch und Veit Stoß war um sein Geld betrogen. Der natürliche Jähzorn des Bildschnitzers wurde durch die an ihm verübte Schändlichkeit Baners so gesteigert, daß es zu den heftigsten Auftritten zwischen beiden kam und ein Prozeß entstand, im Laufe dessen Stoß plötzlich einen Schuldbrief Baners über 1300 fl. mit dessen Unterschrift und Siegel zum Vorschein brachte, welchen dieser für falsch erklärte. Ehe jedoch die gerichtliche Untersuchung dieses Falles beendet war, begab sich Stoß in eines der Klöster der Stadt und nahm das Recht der Freiung desselben für verfolgte Verbrecher für sich in Anspruch. Von hier aus suchte er sich mit Baner gütlich auseinanderzusetzen und versprach auch, sich dem Urtheile des Gerichtes in seinem Handel mit Baner zu unterwerfen. Daß er sich durch dieses Benehmen höchst verdächtig machte, läßt sich denken und als er im Wahne, die Sache würde nicht peinlich vom Rathe behandelt werden, das Kloster wieder verlassen hatte, ließ ihn dieser verhaften und in's Lochgefängniß werfen. Hier sollte denn nun nach dem damaligen peinlichen Rechtsverfahren die Folter angewendet werden, um Stoß zu einem Geständiß zu bringen. Als ihm aber, wie dieß üblich war, der Henker die Geräthe und Werkzeuge vorwies, mit denen sein Leib gemartert werden sollte, da schauderte er zusammen und — bekannte „freiwillig" Baner's Handschrift und Siegel nachgemacht und den falschen Schuldbrief fabricirt zu haben. Die gewöhnliche Strafe für Fälschung war Blendung beider Augen, in besonders schweren

Fällen wurde selbst die Todesstrafe erkannt, und es ist wohl anzunehmen, daß auch ein völlig Unschuldiger aus Furcht vor der Marter und dem Verlust des Augenlichts ein Schuldbekenntniß abgelegt hätte, um dadurch eine mildere Strafe zu erzielen. Für Stoß, dem es, so viel er auch der Feinde haben mochte, doch auch an einflußreichen Freunden nicht fehlte, wurden so viele Fürbitten beim Rathe eingelegt, daß man sich bewogen fand, die Strafe des Augenausstechens in Brandmarkung zu mildern, welche am 4., oder wahrscheinlicher am 5. Dezember als an einem Dienstag, an dem gewöhnlich peinliche Exekutionen stattfanden, dadurch an ihm vorgenommen wurde, daß ihn der Henker mit einem glühenden Eisen durch beide Backen zwickte. Mit dieser Strafe war auch das eidliche Gelöbniß verbunden, daß er niemals mehr die Stadt verlassen wolle. Der Schwiegersohn des Bildschnitzers, eines Weißgerbers Sohn aus Nürnberg, Namens Georg Trummer, nahm sich vor, seinen Schwiegervater an der Stadt zu rächen, obgleich er früher selbst mit ihm längere Zeit in Streit und Hader gelebt hatte. Er begab sich in den Schutz und Dienst der Herren von Riedesel und es gelang ihm, diese, in Verbindung mit den Grafen von Hanau, und Anderen der Stadt feindlich gesinnten Herren, zu Repressalien gegen Nürnberg aufzureizen, welche in Niederwerfen und Ausplündern der zu der Frankfurter Messe ziehenden Nürnberger Kaufleute und anderen Plakereien sich kund gaben. Veit Stoß hatte Grund zu fürchten, daß man dieses Benehmens seines Eidams wegen neuerdings gegen ihn gerichtlich einschreiten werde und hielt es daher für gerathen, ohngeachtet seines eidlichen Versprechens die Stadt zu verlassen. Es mag wieder für die künstlerische Bedeutsamkeit und das Ansehen sprechen, dessen sich Veit Stoß trotz der entehrenden Strafe, die er erlitten, erfreute, daß man versprach glimpflich gegen ihn zu verfahren und ihn „aus Gnaden" nur vier Wochen „auf einen versperrten Thurm zu legen", wenn er zurückkehren wolle. Hierauf vertrauend kam Stoß wirklich im Sommer 1505 wieder nach Nürnberg und erstand die milde Strafe. War er schon früher mit dem Rathe stets in Streit und Hader, so ergoß er sich nun nur noch um so ärger in Schmähungen über denselben. Die Strafe, die er erlitten hatte, erschien ihm als die höchste Unge-

rechtigkeit, denn er hatte, was bezeichnend für seinen Charakter sowohl, als für die Rechtsanschauung in jener Zeit überhaupt erscheint, durchaus keinen Begriff von der groben Rechtsverletzung, deren er sich selbst schuldig bekannt hatte. Der Rath bezeichnete ihn in seinen Erlassen als einen „unruhigen, heillosen Bürger, der einem erbarn (ehrbaren) Rath und gemeiner Stadt viel Unruh gemacht hat"; es muß aber anerkannt werden, daß er ihm trotzdem alle Unterstützung und Förderung, deren er zum Betrieb seiner Kunst gebrauchte, namentlich durch Verschaffung von Material zu seinen Arbeiten, bereitwilligst zukommen ließ und ihm auch erlaubte auswärtige Messen zu besuchen, wenn er ihn auch sonst in der Freiheit nach Belieben die Stadt zu verlassen beschränkte. Sein Gönner, Kaiser Maximilian, für den er viele Arbeiten zu fertigen hatte, stellte ihm endlich auf sein dringendes Ansuchen, einen Restitutions- und Rehabilitationsbrief aus, durch welchen er von den nachtheiligen Folgen seiner beschimpfenden Strafe in Beziehung auf seine bürgerlichen Ehrenrechte befreit werden sollte. Aber der Rath sah darin einen Eingriff in seine Rechtsbefugniß, und erlaubte dem Künstler durchaus nicht, sich dieses Ehrenrettungsbriefes öffentlich zu bedienen, wogegen er ihm jedoch versprach, daß er sich ferner keiner weiteren Ungunst von Seite des Rathes zu versehen haben solle. — Man erlaubte ihm auch, sich an das kaiserliche Hoflager zu begeben und sich ohne besondere Erlaubniß auf eine Meile Weges von Nürnberg zu entfernen „jedoch nicht über Nacht aus der Stadt zu bleiben." Diese Erlaubniß hatte daher nur für den Fall einen Sinn, wenn der Kaiser in Nürnberg selbst Hof hielt. —

Im bürgerlichen Verkehr hatte die Strafe der Brandmarkung, welche Veit Stoß erlitt, die empfindliche Folge für ihn, daß seine Kunstgenossen nicht mehr mit ihm und für ihn arbeiten wollten. Seinem Ansinnen an den Rath, daß dieser den Bildschnitzern und Bildhauern in Nürnberg den Rehabilitationsbrief des Kaisers zur Kenntniß bringen solle, wurde nicht willfahrt, wohl aber ihm gestattet, dieß für sich selbst zu thun, und den Meistern und Gesellen seiner Kunst streng bedeutet, daß sie den Veit Stoß „nicht übel begegnen und ihn nicht schmähen sollten", sonst würde ihm „wie einem Andern Hilfe mitgetheilt werden, wie sich gebührt."

Diese Mahnung schien gefruchtet und Stoß ferner unangefochten in Frieden seiner Kunst gelebt zu haben. Sein hervorragendstes Werk, der für die St. Lorenz-Kirche bestimmte, schon erwähnte „Englische Gruß" den Anton Tucher dahin stiftete, wurde im Jahre 1519 gefertigt, zu einer Zeit, wo das traurige Ereigniß in dem Leben des Künstlers wohl schon mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt war. Das Kunstwerk selbst hatte übrigens ebenfalls ein widriges Schicksal. Die Eiferer der bald eingeführten Reformation, denen der Gegenstand desselben zu papistisch erscheinen mochte, namentlich Andreas Osiander, der die betende Maria, welche der Engel der Verkündigung begrüßt, spottend „die goldene Grasmagd" nannte, ließen es verhüllen, später wurde es an verschiedenen Orten der Kirche aufbewahrt und endlich statt an einer metallnen Kette wie früher, an einem Seile aufgehängt, das im Jahre 1817 zerriß, so daß das Kunstwerk herabstürzte und in Trümmer zerbrach. Nachdem es neun Jahre fast vergessen auf dem Boden der Kirche in diesem Zustande gelegen, wurde es auf Betreiben des kunstsinnigen Magistratsraths Friedrich Campe und des Conservators Heideloff durch die Bildhauer Gebrüder Rotermundt hergestellt und wie zuvor an einer eisernen Kette befestigt, so daß es gegenwärtig wieder mit zu den alten Zierden der Kirche zu zählen ist. — Außer diesem Hauptwerke des Künstlers ist die Krönung Mariens durch Gott Vater und Christus mit zwei betenden Engeln im Hintergrunde, im rechten Seitenschiffe der Kaiserkapelle auf dem Reichsschlosse, und der schöne Rosenkranzaltar in der St. Rochuskapelle besonders hervorzuheben. Die Nürnberger Kirchen und Kapellen sind übrigens noch reich an schönen Holzbildwerken, die Veit Stoß zugeschrieben werden, von deren meisten auch mit Bestimmtheit angenommen werden kann, daß sie von ihm selbst gefertigt sind. Zu dem von Peter Vischer gegossenen Sebaldusgrabe soll Veit Stoß den Entwurf gemacht haben, nach welchem Peter Vischer das Werk ausführte. Es sind aber durchaus keine sicheren Anhaltspunkte für diese Annahme vorhanden; möglich ist es, daß man ihm die Herstellung dieses Kunstwerks früher übertragen hatte, in Folge der fortwährenden Streitigkeiten, zu denen sein Jähzorn und seine Unverträglichkeit Anlaß gaben, aber nichts mehr mit

ihm zu schaffen haben wollte und sich entschloß von Peter Vischer ein Grabmal aus Erz gießen zu lassen.

Veit Stoß starb 1533 (nicht 1542, wie Doppelmayer in „Historische Nachricht von den Nürnbergern Mathematicis und Künstlern", sowie Neudörffer in seinen „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten" unrichtig angaben), erreichte also das hohe Alter von 86 Jahren. Seine erste Frau war Barbara Herzin, seine zweite, deren Familiennamen nicht bekannt ist, hieß Christina. Von seinen vielen hinterlassenen Kindern werden die Söhne Martin, Andreas und Florian genannt. Der erste gab 1535 sein Bürgerrecht in Nürnberg auf, Andreas war Prior der Carmeliten und wurde in Folge des 1525 gehaltenen Religionsgesprächs aus der Stadt verwiesen; der letztere, Florian, ist durch mancherlei Streitigkeiten bekannt, die er seines Vaters wegen mit dem Rathe hatte. —

Der große Einfluß, den Albrecht Dürer auf seine künstlerischen Zeitgenossen ausübte, ist auch in den Werken Veit Stoß's, namentlich in seinen späteren, zu erkennen. Stoß war übrigens, wie schon erwähnt, nicht nur Bildschnitzer, sondern auch Bildhauer, wovon sein Grabmal König Casimirs in Krakau Zeugniß gibt. Auch als Maler und Kupferstecher war er nicht unbedeutend. Immerhin aber hat er den Ruf, dessen er sich schon bei Lebzeiten erfreute, vorzüglich nur seinen Holzschnitzwerken zu verdanken, und so lange man Dürers, Peter Vischers und Adam Krafts in den Annalen der Kunst gedenkt, wird man auch Veit Stoß nennen müssen, dessen Gedächtniß von jener Blüthezeit der Nürnberger Kunst unzertrennbar ist. —

Gedichte.

Auf der Pürsch.

Am Forste dicht da steht ein Haus
Umrankt von Bohnenlaub und Reben,
Die Hauswurz schaut zum Dach heraus,
Und wilde Rose blüht daneben.
Wie ist's im Hause still und traut,
Am Mutterherzen schläft der Knabe,
Auch draußen ist kein Vöglein laut,
Nur auf dem Ast dehnt sich der Rabe,
Und schlummernd senkt ihr silbern Reis
Zum Waldesstrom hinab die Weide,
Der Nebel liegt — ein müder Greis —
Im kühlen Bett an ihrer Seite,
Und gierig schaut ins feuchte Grau
Von seinem Horst der Reiher nieder,
Indessen in der Haide Thau
Die Lerche badet ihr Gefieder.

Doch an der Fensterscheibe Duft
Macht jetzt ein Käfer seine Runde,
Und drinnen von der Wanduhr ruft
Der Kukuk schon die dritte Stunde,
Da steht ein Mann mit Tasch und Wehr'
Am Bett der Gattin und des Knaben,
Das Auge freudenthränenschwer
An solchem holden Bild zu laben,

Am Bilde, das der Krankheit Haft
Mit dunklen Schatten lang umhüllte,
Das, zur Genesung jetzt entrafft,
Die Brust mit Seligkeit erfüllte,
Daß wieder von dem mächt'gen Drang
Nach Waidmannslust und Waidmannsleben
Seit Tagen, kummervoll und bang,
Ihm alle Nerven frisch erbeben.

Jetzt leise, wie der Morgenhauch
Den ersten Gruß der Blüthe sendet,
Hat kaum sein Mund auf Stirn und Aug
Den flücht'gen Abschiedskuß gespendet,
Da athmet er schon Waldesluft,
Die Biene summt ihm ihre Lieder,
Die Haide haucht ihm ihren Duft,
Er kehrt zur alten Heimath wieder —
Und durch des Hages dunkle Pracht
Hinab auf wohlbekannten Wegen
Zur Tanne, die vom Schlaf erwacht
Ihm schon die Arme streckt entgegen.

Hier, an den moosgen Stamm gelehnt,
Erreichet Blick und Schuß den Rasen,
Wo seinen Wechsel lang gewöhnt
Der Vierzehnender pflegt zu grasen:
Das Aug geschärft, — gespannt den Hahn,
Die Büchs' im Arm — o süßes Harren!
Die Amsel fängt zu schmettern an,
Und fernher dürre Aeste knarren, —
Es ist ein Eichhorn, das vertraut
In munt'ren Sprüngen sucht das Freie;
Da polterts auf den Wurzeln laut,
Dem Jäger schlägt das Herz auf's Neue,
Das donnert stärker als zuvor
Und streift das Laub der jungen Eiche,
Das Fohrendickicht schnellt empor,
Ein röthlich Grau zuckt durch die Zweige
Und mitten auf der Freiung steht
Der Edelhirsch; — die mächt'ge Krone

Zurückgelegt lauscht er und späht,
Ob nirgends ein Verräther wohne,
Dann schickt er in des Waldes Nacht
Hinein den Schrei der sichern Freude, —
Horch! wiederum das Buschwerk kracht,
Und sieh! — Das Thier springt ihm zur Seite.

Der an der Tanne athmet nicht,
Schon naht der Büchse Korn dem Blatte,
Das Auge blitzt, der Finger sticht, —
Da ziehet langsam zu der Matte
Mit seiner Läufe feinem Bau
Das Kalb, sich äßend ohne Sorgen,
Und schlürft der Halme Perlenthau,
Den ihnen gab der frische Morgen.
Kaum hat die Mutter es erblickt,
So streicht sie ihm die zarten Glieder,
Und legt von seiner Näh beglückt
Ins sammtne Gras sich ruhig nieder:
Für Alle wacht ja Er, dess' Aug
Zur Spähe schärfer sich gelichtet,
Auf dessen Herz zum letzten Hauch
Schon ist das Todesrohr gerichtet! —

Wie dieses Bild der Jäger schaut,
Da flimmert es vor seinen Blicken,
Am Laufe schwankt das Korn, es graut
Dem zagen Finger, abzudrücken,
Als fühle er die weiche Hand
Des theuren Weibes, ihm zu wehren,
Das waldesgrün umschlung'ne Band
Nicht freveln Muthes zu zerstören; —
Da wendet er das Auge scheu,
Da zuckt die Hand, es braust die Flinte,
Und klappernd schält das heiße Blei
Vom fernen Eichenstamm die Rinde,
Des Schusses Rauch in Streifen dehnt
Sich langsam fort auf feuchter Erde,
Und ferner — immer ferner tönt
Des Edelwildes flücht'ge Fährte. —

Ein Seufzer hob des Jägers Bruſt,
Denn ohne Beute mußt er ſcheiden,
Doch eines war er ſich bewußt:
Er kehret heim zu ſtillen Freuden! —
Der graue Weidmann aber ſei
Dem Liedchen kein zu ſtrenger Richter,
Denn noch ein Umſtand war dabei:
Der zage Schütze war — ein Dichter!

Karl Ebersberger.

Der Kunſtreiter.

Herr Direktor! zur Genüge
Hab ich nun die faulen Siege,
Die ich mir bisher errang,
Etlich ſind mir die Tiraden,
Etlich die Hanswurſtiaden,
Mich beſeelet höh'rer Drang.
Ich bin Künſtler, ich will weiter
Steigen auf des Ruhmes Leiter,
Ja, ich fühl es, daß zur Schmach
Ich an meinem Stammbaum ſünd'ge,
Und mit einem Wort, ich künd'ge,
Gebt ihr mir kein and'res Fach.
Wißt's ja doch: in Spaniens Gauen
Iſt mein Ahnenſchloß zu ſchauen,
Und mein Oheim war ein Prinz!"
Alſo ſprach José d'Amare
Gelb von Haut und ſchwarz von Haare
Erſter Clown im Cirkus Flinz.

Der Direktor ſteht und ſchweiget,
Aus der goldnen Doſe reichet
Er ein Priſchen Joſé dar,
Endlich mit gar ſchlauem Blicke
Hebt er an: „Zu eurem Glücke
Füget es ſich wunderbar,
Seht da d'rinnen ſchwer betrunken
Rappo liegen den Halunken,
Der den „Nero" ſpielen ſoll;

Auf dem Zettel sollt Ihr prangen:
„Nero auf vielfach Verlangen“,
Glaubt, das Haus wird brechend voll.
Streifet einmal ab die Posse,
Uebernehmt den Nero, José,
Reitet tragisch, seriös,
Spielt mit Schwert und Dolchgezücke,
Fletscht die Zähne, schießet Blicke
Grausam und malitiös,
Doch ist's endlich Zeit zum Sterben,
Laßt Euch nicht den Schluß verderben,
Merkt's Euch ein für alle Mal: —
Sterbt so langsam, als nur möglich,
Denn nichts amüsirt so höchlich,
Als ein bischen Todesqual.
Fallet nicht gleich plump zur Erde,
Schleifen laßt Euch erst vom Pferde,
Bis der letzte Kampf Euch packt. —
Sprecht! habt Ihr hiezu Kourage,
Leg ich gerne auf die Gage,
Und erneure den Kontrakt. —“

Der Direktor steht und schweiget,
Aus der goldnen Dose reichet
José er die zweite Prise; —
Doch der war nicht mehr zu schauen,
In der Brust des Ruhmes Thauen
Und des nahen Sieg's gewiß,
Steht er vor dem trunknen Zecher
Im Gemach der ersten Fächer,
Springt mit Künstlerungestüm
In die Tricots mit den schmalen
Beinen, Toga und Sandalen
Folgen, und das Prachtcostüm
Nero's schmiegt sich um die Hüfte,
Schimmernd flattert durch die Lüfte
Schon des Purpurs goldner Saum.
Noch die Mitra auf die Locke
Drückt er selig, und der Glocke
Ruf erwarten kann er kaum, — —

Da, wie sanfte Liebesklagen
Hört er leis die Worte sagen:
„Sepperl, Sepperl! reite nicht!“
Und ein Küßchen von Minette,
Primadonna beim Ballette,
Streift verstohlen sein Gesicht. —
Wohl seid mehr als einem Jahre
Liebte sie José d'Amare,
Der nur ihr allein bekannt
Als Barbiergesell aus Scheyern,
Einem kleinen Dorf in Bayern,
„Joseph Bittermann“ genannt;
Und sie war des Küsters Mündel,
Schnürte einst bei Nacht ihr Bündel,
Und ging ihm zu Lieb davon;
Bald getrennt und bald verbunden,
Hatten sie sich heut gefunden
Wieder an der Muse Thron.

José war vor Schreck und Freude
Fast des jähen Todes Beute,
Als ihn traf der Glocke Schall.
Mit des Herzens lautem Pochen
Hörte er das Wort gesprochen
Vom Stallmeister Prinzipal:
„Wegen plötzlichem Erkranken
Des Herrn-Rappo, für die Schranken
Kleidet sich zum Nero um
Flugs Sennor José d'Amare:
Daß es Nachsicht ihm bewahre,
Bittet er das Publikum.“

Diese schönen Worte hörte
Das um den Genuß bethörte
Publikum mit Stutzen an,
Doch bald wird das Murmeln leiser,
Stutzend schaut den neuen Kaiser
Auch der steife Schimmel an, —
Ach! für Neros Aug und Ohren
Ging dies ganz und gar verloren

Durch des Wiedersehens Lust,
Daß Minettchen für ihn schmachte,
Und bewundernd ihn betrachte,
War er sich allein bewußt.

Schon umreitet er die Schranken
Rasend mit dem Schwert, dem blanken,
Das er in die Lüfte zückt,
Rechts und links die Augen rollend,
Mordlust sprühend, Menschheit grollend,
Bald sich brüstend, bald gebückt,
Will er im forcirten Reiten
Heut zum ersten Mal bereiten
Allen Herzen Furcht und Graun, —
Aber ach! in Allem meint ihn
Publikum, die falsche Freundin,
Nur als Mosje Clown zu schaun:
„Mosje Clown hört man schon rufen
Von den allerhöchsten Stufen,
Und schon folgt ein Zischen d'rauf;
Aus dem Zischen wird ein Lachen,
Und, das Unglück voll zu machen,
Wacht der trunkne Rappo auf.
Kaum befreit vom tiefen Rausche
Steht er auch schon auf der Lausche
Und mit kühnem Künstlergriff
Hinter des Portals Gardine
Mit des Hohnes froher Miene —
Rappo that den ersten Pfiff! —

Wie in stillen Thalesgründen
Sich an starren Felsengründen
Tausendfach das Echo bricht,
So erhebt auf Rappos Zeichen
Gellend sich der Todesreigen
Ringsum für den armen Wicht;
Unter Zischen, Pfeifen Tosen
Werden Aepfel zu Geschossen,

Fliegend von der Gallerie —
Wahrlich solche toll empörte
Menge schaute man und hörte
In dem Cirkus Linz noch nie. —

Armer José! — Wie beim Tanze
Dem von Wein und Kerzenglanze
Trunknen Zecher bange wird,
Ob wohl mit willfähr'gem Fuße
Er die Dame noch am Schlusse
Bis zum Platz mit Anstand führt,
So verwirren seine Sinne
Sich, wie er das End gewinne:
Nur bei einer Lampe Licht
Sieht Minette er von Weiten,
Wie sie winket, abzureiten,
Schreckensbleich das Angesicht.
Da mit graziösem Schwunge
Faßt er endlich sich zum Sprunge
Auf das sieggewohnte Land,
Aber von des Purpurs Falten
An den Beinen festgehalten,
Küßt er den durchwühlten Sand;
Dreimal richtet er die Glieder
Wieder auf, und dreimal wieder
Tritt er auf des Mantels Saum,
Bis dem Publikum gewendet
Er den Rücken und geendet
War der kaiserliche Traum. —

An des Künstlers schwerstem Tage
In dem bretternen Verschlage,
„Kleine Garderobe" genannt,
Lehnt er, mit des Schicksals Tücke
Grollend, Scham im feuchten Blicke,
Todesmüde an der Wand.
Des verlornen Siegs Gefährte
Auf der staubbedeckten Erde

Liegt des Purpurs falſcher Schmuck,
Und zur Erde, rachebrütend,
Schleudert er die Mitra wüthend,
Des gebeugten Hauptes Druck; —
Da durchblitzt ihn ein Gedanke,
Wie ſich in die dunkle Ranke
Stiehlt der Sonne heller Schein:
„Siegen will ich oder ſterben“
In des Spiegelglaſes Scherben
Ruft er friſchen Muth's hinein,
Des Tyrannen gelbe Bläſſe
Flieht ſchon vor des Schwammes Näſſe.
An der Unglücksfarbe Stell'
Dringt in „Weiß und Roth“ zum Lichte
Der Humor auf Clowns Geſichte,
Wie der Vollmond klar und hell,
Nun das Höschen, und das Käppchen,
Und im Wams mit bunten Läppchen
Fein das Bärtchen aufgeſtutzt,
Eilt am Liebchen er vorüber,
Flüſternd ſeufzte ſie „mein Lieber!“
Schon zum Pas des deux geputzt. —

Draußen rufen die Trompeten
Juſt zum Kampfe die Athleten
Seht! was rollet da herbei
Feſt zu einem Knäul geballet
In den Cirkus, daß erſchallet
Rings des Staunens geller Schrei?
Und urplötzlich aus dem Knäule
Schnellt ſich eine Menſchenſäule
Starr empor, und ein Geſicht
Sieht man lachen auf der einen
Seite, auf der andern weinen —;
Da, wie ein Gewitter bricht
Sich die Bahn ein Beifallsſtürmen,
Kränze fliegen, Blumen thürmen
An der Säule ſich hinauf,
Doch im Augenblick verſchwunden
War die Säule, und gewunden

Wiederum ein runder Knauf:
Und der wälzet sich ein Hügel
Bunter Blumen, wie ein Igel
Durch des Cirkus weichen Sand,
Bis er an den letzten Stufen
Unter tausendfältgem Rufen
Dem entzückten Kreis entschwand.

„José — Mosje Clown! Dableiben! — "
Ruft das Haus mit wildem Treiben,
Bis zum Wahnsinn aufgeregt;
Zehnmal mußte er sich zeigen,
Zehnmal rechts und links verneigen,
Bis der Sturm sich endlich legt. —

Drinnen herrschten mild're Triebe,
Denn erbaut von Kunst und Liebe
Harrte sein der Ehrenplatz;
Der Direktor und Minette
Embrassirten um die Wette
Ihren frisch errung'nen Schatz,
Heiße Freudenthränen flossen
Und zum drittenmal geschlossen
Ward der Liebe ew'ger Pakt;
Was dem Kaiser nicht gelungen,
Der Bajazzo hat's errungen,
Und erneut ward der Kontrakt!

Karl Ebersberger.

Die Perle der Pußta.

1.

Zwei Bilder, die ich nie vergesse, seit sie mein trunken Auge schaut,
Die stets in Wachen, wie in Träumen errinn'rungsselig mich bethaut,
O, deren Reiz, wenn ich ihn denke, erschütternd durch die Seele zieht
Wie noch so glühend kein Gemälde ihn zeigt, kein noch so flammend Lied —
Zwei Bilder wechselnd, unerfaßlich, unendlich, reich und schrankenlos
Entquollen wie die erste Sonne, die aus der Hand des Meisters floß —
Sie wogen lockend auf und nieder bald jauchzend, bald so ernst und hehr,
Der Hauch der Allmacht zog darüber: Die Pußta ist es und das Meer.

Wer Beider Töne hat vernommen, wer Beider Leuchten hat geseh'n,
Wer vor dem ersten Kuß der Sonne gelauscht dem sphärengleichen Weh'n —
Wie es bald voll wie Orgeln brauset, bald süß wie Mährchensang verklingt,
Schließt einen Talismann im Busen, der manches Erdenweh bezwingt:
Gewaltig ist der Berge Zauber, der Gletscher ewig starre Pracht,
Ist die versteinte Riesenwelle aufquellend aus der Erde Schacht;
Die Sinne mögen sie bezwingen, doch ewig und unsäglich hehr
Sind, die sich gleichen wie Geschwister, die weite Pußta und das Meer.

Sie beide haben ihre Wellen, wie Fluth und Ebbe jedes hat
In grüner Salzfluth pulst das Eine, die Andre wogt in grüner Saat;
Der Ginster und die Weiden rauschen, es wallt der „Waisenmädchen Haar"*)
Und silbergrau die Brandung kreiset um der Atlantis Töchterschaar.
Sie beide haben ihre Stürme, wohl Urgedanken groß und wild,
Sie beide haben auch ihr Schweigen, das so beredt die Brust uns füllt:
In beiden ruht manch lichte Perle, von beiden wird die Trennung schwer,
Und unaufhörlich, wer sie schaute, denkt an die Pußta und das Meer.

2.

Ein span'scher Klipper hatte uns an Bord;
Seetüchtig war er nicht. — Er zog mit Schwanken
Den halben Ocean in seinen Planken,
Die Strömung hielt uns fest an einem Ort.
Trotz Allem hoffend der gewährten Frist —
Da Tag um Tag nach Zollen wir bemaßen,
Zu welcher Stund' uns gier'ge Haye fraßen —
Hat man das letzte Segel aufgehißt.
Das Segel zog. Es gieng zwar schlecht, doch fieng's —
Nach bitt'rer Nacht (man dachte nicht ans Schlafen)
Lief unser Schiff im halbversteckten Hafen
Lagartos ein und ans Calfatern giengs.
Bald darauf spie die mexikan'sche See
Noch einen zweiten, schlotternden Seekranken
Ein deutsches Barkschiff aus, dem jüngst vom blanken
Verdeck den Mast gefegt die grimme Bö.
Und unterm Schiffsvolk, das zu Werke gieng,
Die tiefen Wunden dürftig anszuflicken,
Sah'n zwei Zigeuner wir zum Spiel beschicken
Ein Geigenpaar, das überm Bündel hieng.

*) Specifisch ungarische Haidepflanze.

Woher sie kamen? Fragt sie doch, woher
Zigeuner kommen? Daher, dorther eben —
Wie Sporen säet sie aus ein wildes Leben,
Berechnen könnt Ihr sie, wies Ungefähr.
Doch galt dies gleich! ihr Spiel fing leise an,
Dann schwoll es mächtig, wogte auf nieder —
Noch kannt' ich damals nicht der Pußta Lieder —
Die mir's seitdem so zaubrisch angethan.
Dem Zimmermann entfiel das fleiß'ge Beil,
Der Tom glitt sammt dem Theertopf von der Wandung,
Der Kapitän, der ernst geprüft die Brandung,
Nimmt auf Minuten selbst am Spiele Theil:
Rings drängten wir ums braune Paar uns her,
Die geigend auf der nackten Klippe saßen —
So daß wir Beides um ihr Lied vergaßen,
Das lecke Schiff, das ruhelose Meer.

3.

Vor der Csarda klingt die Fiedel, quillt des Tanzes voller Born,
Jauchzend stampft der Bursch die Tenne, klirrend dröhnt der Czikossporn,
Braunes Volk in bnnten Lappen hat sich hier zur Rast geschaart,
Alte Hexen, lust'ge Dirnen und die Männer schwarz von Bart.

Ungern zogen wir vorüber, denn der Pfad war rauh und lang,
Da war's wie ein Gruß des Osten, der uns schrill entgegenklang —
Hier das Hackbrett, dort die Geige, der Karvas und das Zimbal
Munt're Jungens und die schlanken Mädchen seht! in reicher Wahl.

Angeregt vom heißen Sattel glitten wir in's graue Gras —
Liptau bot uns Wurst und Käse, Ofner füllte uns das Glas
Und so ließen wir uns baden in des Csardas Zauberquell,
Rascher flogen unf're Pulse und das Auge blickte hell.

Männer! seht ihr dort die Kleine? wahrlich, in der ganzen Schaar
Ist nicht Eine, die ihr gleichet, schaut das bläulicht schwarze Haar —
Diese Anmuth, dieses Feuer — wahrlich! ein Zigeunerkind!
Schade, daß wir nicht Czigani, ihres Volkes Söhne sind.

Das ist Yanka, Pharolds Tochter! Yanka! Habt Ihr nicht gehört
Von dem wunderbaren Wesen, das manch edles Herz bethört,

Dessen süßes Kindeslächeln manchen starren Hochmuth brach,
Dessen Schicksal wie ein seltsam Märchen mir vor Augen lag!

Unser Freund erzählte weiter, während schmeichelnd hin und her
Töne auf und nieder wogten, wonnig bald, dann trüb und schwer
Kamen kosend zu begleiten Yankas Loos herb und hold,
Yankas, dürftigen Gewandes und die Zischmen reich von Gold.

Reich von Gold die wunderbaren kleinen Stiefel — Schaft und Saum
Uebersäet von prächt'gen Perlen, doch sie achtet ihrer kaum —
Und der Freund erzählte weiter zu der Geigen milden Klang,
Während sich des Stammes Blüthe in des Csardas Reigen schwang.

4.

Sie war schon reizend als kleines Ding,
Das im Quersack zwischen den Rädern hieng —
Die wildesten Männer achteten sie,
Die Weiber mit Staunen betrachteten sie,
Der graue Pharold ihr Vater war
In der rastlos wanderden braunen Schaar.

Ihrer Mutter, dem alten runzlichen Weib
War's der begehrteste Zeitvertreib
Die Kleine zu küssen auf Stirn und Mund,
Zu herzen und hätscheln sie Stund um Stund.
Und wer erschaute das seltsame Paar
Ob des lieblichen Mädchens verwundert war.

So wuchs sie heran ein fröhliches Kind
Behende immer und munter gesinnt.
Und was die zärtlichste Knospe versprach:
Aus der Hülle die herrlichste Rose brach —
Doch war sie gehorsam und übte auch
Gleich den Andern rüden Zigeunerbrauch.

Sie schirrte die Rosse, sie mähte das Gras,
Aus des Fremdlings Hand sie sein Schicksal las —
Sie war bald gefürchtet in Hof und Stall,
Die Eier, die Hühner zehntet sie all,
Den Hasen fing sie, den Vogel im Nest
Und stellte Sprenkel im dichten Geäst.

Sie scheuchte den Wolf von des Zeltes Rand,
Sie zähmte den grimmigsten Kettenhund —
Durch die Pußta zog sie bei Sturm und Nacht —
Nie hat sie an Zagen und Angst gedacht
Die triefenden Nebel, der Sonne Gluth
Ertrug sie mit lachendem Uebermuth.

Man feierte prunkend ein Hochzeitsfest
Im fürstlichen Landhaus bei Budapesth
Viel Gäste, Magnaten und Edelfraun
Gab's für der Czigany Jugend zu schaun.
An des Fürsten Bruder, den mächtigen Gjor —
Die kleine Yanka ihr Herz verlor.

5.

Auf Yanka, Yanka! „Mütterchen"? wie lang willst du noch säumen,
Du Teufelskind! frisch tummle dich, den Kessel abzuschäumen —
Nach Kräutern geh ich; Faule Du, zu nichts bist du mir nutze
Kein Ei, kein Huhn bringst du mir mehr, willst du, daß ich dir trutze?
Ho, Yanka, Yanka! „Väterchen"? Teremte! bist beim Hafen
Der überquillt, Du Unglückskind! wahrhaftig eingeschlafen.
Du Rabenfeder! wirst Du dich nicht bald zur Arbeit schicken,
Du Eulenbrut, was hast du mich so schnurrig anzublicken?
„Lieb Väterchen!" Fort Katze! fort, die Mutter soll dich schlagen,
Du hast nicht Schick, nicht Fleiß wie sonst! Kein Wasser willst du tragen,
Den Maisbrai läßt Du angebrannt, Du hast kein Ho'z gespalten,
Du träge, arge Träumerinn; Du spotteſt wohl der Alten?
„Mein Väterchen, ich weis es nicht, sonst ists nicht so gewesen,
Sonst war ich lustig, flink und rasch — ich hab ein ander Wesen,
Bin ich wohl krank? ich weiß es nicht, du mußt nicht zornig werden,
Hab dich und hab das Mütterchen ja einzig nur auf Erden, —
Die Mutter darf mich schlagen nicht, ich will es nimmer leiden
Und diese Lumpen will ich nicht, ich will mich anders kleiden —
Und thut ihr's nicht und quält ihr mich, so ist es mein Verderben,
Dann will ich nimmer bei euch sein, dann will ich, Vater, sterben!"
Fort ist die Hexe! was war das, was hat doch nur die Kleine?
Ich glaub' ich könnte gram ihr sein, doch hab' ich nur die Eine!

6.

Trauer herrscht und dumpfes Brüten, Klage im Zigeunerlager
Pharold und Aniza wüthen, schwenken heftig Faust und Arme,

Ihre Yanka ist verschwunden, Ihrer Augen Lust und Blüthe,
Die im Zelt vor wenig Stunden noch wie eine Rose glühte.
Wilde trotzige Gesellen spähend Flur und Sumpf durchschweifen,
Ihrer Hunde leises Bellen hört man durch das Röhricht streifen:
Yanka ist und bleibt verschwunden, ihres Stammes Stolz und Krone
Nirgends können sie erkunden, weh! den Zweig der Faraone!
Während halbe Mondesstrahlen auf dem düstern Teiche gleiten,
Während lautlos die Sandalen der betroffnen Männer schreiten —
Fern durch's Moor zwei Rosse jagen nach der Wälder sich'rem Schooße
Und die flücht'gen Renner tragen Gjor und der Zigeuner Rose.
Liebe trägt auf Adlerflügel schützend im gespenst'gen Glaste
Beide mit verhängtem Zügel nach dem fürstlichen Pallaste:
Gjor liebt Yanka, wie sein Leben, Gjor wird sie die Seine nennen —
Weihe wird der Priester geben ihrem Bund; nichts soll ihn trennen.
O, sie lebt in seel'gen Träumen, sieht Erfüllung ihrem Sehnen —
Schreitet durch die goldnen Räume kindlich lächelnd unter Thränen,
Dem geliebten Mann zur Seite fragt sie nicht, was wird's ihm kosten
Daß er die Czigana freite, statt der Erbin des Staroſten!
Sorglich läßt er sie in Schleier, Seide, Pelz und Spitzen kleiden,
Ihrem Kalpak schmückt ein Reiher, sie erstrahlt in Prachtgeschmeiden —
Weiche Polster, süße Düfte, sprühende, krystalle Fluthen,
Vogelsang durch laue Lüfte und in Gold der Rebe Gluthen.
Arme Gjor, du armes Mädchen, ohne Freiheit ist kein Leben,
Yanka! an dem goldnen Fädchen wird jetzt deine Liebe schweben,
Yanka! kann der seid'ne Flitter, wie der Haide Sturm dich letzen,
Können dir die goldnen Gitter Deine Pußta Dir versetzen?

7.

Acht Tage sind's, da zogen sie herbei mit Sack und Pack und Wagen die Zigeuner
Sie flüsterten und nickten vielerlei und deuteten geheimnißvoll, die Streuner.
Sie zogen mittlerweile tief ins Land, dem Maroſch zu, der Theiß versumpften Strecken,
Da plötzlich ward die Deichsel umgewandt, gen Budapeſth trieb man die magern Schecken. —
Sie brachten ihr Orchester gleichfalls mit, am andern Morgen aber war's verschwunden:
Das Trauern war vorbei, ein Lächeln glitt um Pharols Mund, als ob er sie gefunden.
Um Mitternacht erklang ein ferner Ruf, wuthheißer schlugen an die strupp'gen Hunde —

Hertrug im Sturm ein flinker Rosseshuf der Pußta Rose in des Lagers Runde.
Das weiche Haar gelöst, im dürft'gen Kleid, in dem der Ihren Zelt sie war entflohen
Doch Stiefelchen trug sie mit Gold bestreut, darauf in leichten Perlen Sterne lohen.
Die Nacht, die Sehnsucht nach dem Heimathland — der Csardas, der vorm Gitterthor erklungen —
Betäubung, Zauber — sie zerriß das Band, das sie um den geliebten Mann geschlungen.
Sie athmet schwer, ihr Auge glüht so tief; „Kein Willkommruf (bat sie) und keine Fragen!"
Dann kauerte am Feuer sie und schlief — ja, ob sie schlief — nur Gott allein kann's sagen —
Hat sie an ihr entschwunden Glück gedacht, zog wieder sie's zum ruhlosen Volke?
Elend hat sie das treuste Herz gemacht und ihren düstern Blick deckt eine Wolke.
Der Morgen tagte. Und ob nichts geschehn, gieng Wasser holen sie und Pferde tränken:
Im Einverständniß ließ das Kind man gehn und scheut sich mit Vergang'nem sie zu kränken.
Vergangenheit? — Die war für sie vorbei, sie tanzte, sang, doch sah man sie nicht lachen,
Ein Csardas nur war ihr nicht einerlei, der sie und Gjor so elend sollte machen.
Zuletzt versank ihr Geist in stille Nacht, die man bei ihrer Lieblichkeit verkannte
Und der in Pesth noch heute wird gedacht, wo man sie nur der Pußta Rose nannte.

Fr. Knapp.

Wandernde Funken.

1.

Das Dörflein liegt friedlich im Abendlicht,
Das Glöcklein zitternd verhallet,
Es läutet dem täglichen Werke Schicht
Von silberner Dämm'rung umwallet.
Rings dehnt sich die Haide, halb glitzert der Teich,
Die Hütten und Scheunen sich schließen;
Am traulichen Heerde, im stillen Bereich
Herrscht Rast und frohes Genießen.

Vorm Dorf haben Kinder ein Feuer gefacht,
Sie habens umtanzt und umsprungen
Bis sie die dräuenden Schatten der Nacht
Zum zögernden Heimgang gezwungen.
Dort wandert ein Fünklein die Gasse hinein,
Es hüpft von Hecke zu Hecke,
Es wiegt und flattert im irrenden Schein
Und eilt von Versteck zu Verstecke.

Beim nächsten Dach unter moosiges Stroh,
Da nistets im trockenen Pfühle
Und plötzlich wirds *helle*, und schadenfroh
Aufglüht's in nächtlicher Kühle
Und weckt die Gesellen, die lauernd schon
Dem Rufe, zu Rathe gegangen —
Und, ehe sein sengender Athem entfloh'n,
Hinaus in das Düster sprangen.

Es weht, von der Tücke des argen Geschlechts
Genährt, von den Geistern der Winde
Fortwandernd getragen nach links und rechts,
Wo etwa Beute es finde.
Empor flammts mächtig; erst düster und schwer,
Dann *licht* in den lastenden Himmel,
Der Feuerruf tönt, jagt Hülfe daher
Und Beistand im regen Getümmel.

Sie kämpfen wacker um Hab' und Gut
Mit den grinsend züngelnden Flammen,
Bis unter dem Qualm und der dämpfenden Fluth
Mit dem Feind stürzt das Opfer zusammen.
Lautklagend umsteh'n sie den rauchenden Plan
Die Frauen, Kinder und Greise:
Das hat der *wandernde Funke* gethan
In menschenhaßender Weise,
Der, wie die Schlange treulos gesinnt
Dort Unheil auf Unheil geschichtet,
Der wandernde Funken, den Anfangs ein Kind
Mit des Lächelns Hauche vernichtet!

2.

Wie flüſſiges Silber mit Roſen bemalt,
Vom blinkenden Harniſch umſchimmert
Dem ewigen Eiſe die Firne ſtrahlt
Vom tagenden Lichte umflimmert.
Im leiſe klingendem Aether klar
Von ebenbürt'gen Genoſſen,
Vergrieſen im faltigen Felstalar
Zum Schutz und Trutze umſchloſſen.

Tiefunten von wogenden Nebeln bedeckt,
Da ruhen der Sterblichen Fluren
Tief unten die lachenden Thäler geſtreckt
Mit regſter Thätigkeit Spuren.
Die Schleier wallen, ſie ballen ſich weich
In die tauſendjährigen Falten
Des Urgeſteins — aus des Adlers Bereich
Schaut man auf irdiſches Walten.

Dort liegen die Matten, im ſammtnen Gewand
Geſäumt mit blitzenden Spangen,
Noch tiefer umzieht ſie umwaldetes Land
Von fluthenden Strömen umfangen.
Die freundlichen Weiler, dort Feld an Feld,
Zerſtreut nun ſtattliche Flecken, —
Weit ab dann die Stadt, die im Blüthengezelt
Der Gärten ſich eilt zu verſtecken.

Ein ſilberner Flaum von der Latſche geweht
Auf deren Zweig er geraſtet
Hüpft blinkend auf's roſig ſchimmernde Beet
Der Eiswand, von Flocken belaſtet.
Er ſchaukelt launiſch und kindiſch träg
Von einem Flocken zum andern
Und wandert und trollt die Fläche hinweg
Und ballt ſich zuſammen im Wandern.

Da wächſt er im jähen gewaltigen Fall
Und kracht und donnert ſo munter
Und jagt und ſchießt im verderblichen Ball
Die ſchwindelnde Tiefe hinunter;

Er bricht durch den starren geschlossenen Forst,
Mit Trümmern besäet er die Gasse,
Auf kreist der Geyer vom schwindelnden Horst,
Der dröhnt von der wandelnden Masse.
Sie aber legt sich mit Donnern zur Ruh,
Da lang noch die Schluchten erbeben
Und deckt mit eisigem Tode zu
Ein tausendfältiges Leben.

Kalt glänzend thürmt sich der Leichenwall
Und zieht seine tödtlichen Gränzen —
Das war der luftig wandernde Ball
In des Alpglühn's wonnigen Glänzen —
Das war der glitzernde weiche Flaum,
Der neckend vom Zweige geflogen
Und den im Entstehn im Sonnenstrahl
In schmeichelndem Kuß aufgesogen.

Wie oft war's ein Klang, der die Seele durchbebt,
Ein Hauch, wie geist'ge Accorde,
Ein seidnes Fädchen, so luftig gewebt,
Verweht, wie fernklingende Worte.
Ein Murmeln des Hasses, das wogt und schwirrt,
Ein Blitz, wie geschwungene Klingen,
Ein Klirren, wie wenn eine Kette klirrt,
Ein leise verführerisch Singen: —

Bedenk ich dieß Alles, was ich gefühlt,
Da ich solche Zeichen vernommen,
Wie's heimlich und dumpf in der Tiefe gewühlt
Und hoch in den Lüften geschwommen —
Seh' ich in Erwartung nnd Sehnen verklärt
Ein Menschenantlitz versunken
Vom blinkenden Pfeile der Neigung versehrt,
Gedenk' ich der wandernden Funken!

Fr. Knapp.

Lieder eines Hausvaters.

I.

Der Gattin, als er sich etwas zum Geburtstag wünschen sollte.

So hat der Lenz doch eine herbe Stunde
Inmitten meiner Lieben mir gebracht,
Als ich dem Schelm mit sangesfert'gem Munde
Ein rühmend Lied zu widmen hab' gedacht.
Und ach! die Quelle solcher argen Fehde,
Die mir seit Tagen raubte Schlaf und Ruh,
Der mich verfolgt mit Wohnung, Blick und Rede
Der Fehde Herold, liebes Herz, bist Du!

Ich soll mir wünschen, was mir Deine Liebe
Zur Gabe brächte den Geburtstagstisch
Und jeder Wunsch duckt sich gleich einem Diebe,
Will ich ergattern ihn verfolgungsfrisch.
Wie ich zermart're auch mein arm Gehirne,
Wie ich es auch zerquäle ab und zu —
Gleich Alpenglühn von unnahbarer Firne
Dräust mir, mein Wünschen wünschend, furchtbar Du!

Als Knabe, ja! hatt' ich der Wünsche viele
Wie Bilderbücher, Drachen, Eierkranz,
Kartoffelnudeln, Glock- und Hammerspiele,
Recht selten Schule und recht oft Vakanz.
Als Jüngling wollt' ich fremde Länder sehen,
Der Wissensdrang verzehrte meine Ruh —
Als Mann mußt ich den besten Wunsch verstehen
Und zum Erhörungs-Engel wurdest Du!

Als unserm Glück der Knabe sich gesellte,
Der wohl der Inhalt unsres Wünschen ist,
Dem in des Frühlings prangendem Gezelte
Der Odem Gottes Stirn und Auge küßt, —
Nahm ich mir vor, kein Wünschen mehr zu hegen
Als des Erhaltenen Genuß in Ruh:
Der Weltenmeister gebe seinen Segen
Und Deiner treuen Liebe Walten Du!

Ich habe Luft und Licht und Gottesgaben,
Von treuen Herzen fühl' ich mich geliebt,
Selbſt, wo für viele Andre nichts zu haben,
Olymp mir Nektar und Ambroſia gibt.
Ich lebe fern vom Schimmer der Beau Monde
Ball, Soirée und Kränzchen läßt mir Ruh,
Einladung, wie Viſite mich verſchonte
Und doch, bei Allem! ſag, was forderſt Du?

Einſt ſchwärmt' ich für geſtickte Stiefelzieher
Dein Fleiß ließ einen ſchaffen mir voll Pracht,
Ein hübſch Glimmſtengeltäſchchen war mir lieber,
Doch jetzt, ihr güt'gen Götter! hab ich acht.
Cigarrenſpitzen heiſchte ich von Herzen,
Jetzt jeden Tag winkt mir ein and'res zu
Und nur die Wahl macht lediglich mir Schmerzen
Und dennoch, dennoch Wünſche forderſt Du!

Gequoll'nen Reis und heiße Spiegeleier
Geſchmort in Butter war mein Ideal:
Gar heimlich klang oft die weſtind'ſche Leier
Nach ſolchen ſüßen Reizen mir beim Mahl —
Doch nun? — erfüllt, gekocht, ſervirt, gegeſſen!
Auch dieſen Seufzer ſtillteſt Du im Nu,
In ſüßer Sehnſucht hab ich ſie beſeſſen,
Sie mir erhörend, raubteſt ſie mir Du!

Hausſchlüſſel-Futteral beſitz ich eines,
Tabakabſtreifer, Dintenwiſcher, drei,
Ein Pfeifenköpfchen gabſt du mir, ein feines —
Ein Schreibzeug ditto, Unterſätzchen zwei!
Wie Schade, daß man nicht in Futteralen
Die Naſe trägt! Du lachſt mich aus? Jenu,
Du könnteſt mir ein recht appartes malen —
O hab' Erbarmen, warum forderſt Du?

Klavier und Garten ſpenden tauſend Freuden
Geldtäſchchen hab' von Deiner Hand ich zwei
Wie? Kann nicht Dalei Lama mich beneiden?
Ich bin confus, es ſteht ein Wunſch mir frei!

Jetzt hab' ich ihn! Dampfnudeln lasse braten
Es war mein letzter Wunsch! jetzt hab ich Ruh —
Und alle Völker sind dazu geladen!
Ob ich nun klug gewünscht, entscheide Du!

II.

Als der Erstgeborne an Himmelfahrt in den Garten getragen ward.

Aus Blüthenpracht und Maienduft ein Eden steht erbaut,
Zwei Linden ist als Wächtern gut mein Paradies vertraut,
Von grünen Wipfeln überwölbt, durchweht vom frohen Sang
Der Vöglein und aus lichtem Blau vom Feierglockenklang.

Sei uns gegrüßt mit stillem Dank, du heimlich trauter Ort!
Wir ziehen aus des Lebens Sturm zum sichern ruhigen Port;
Sei uns gegrüßt, und was die Stirn, das Auge uns getrübt,
Das küsse fort Dein Gotteshauch, der segnend uns umgibt.

Wir trauen Dir das Kleinod an, das uns des Vaters Hand
Gegeben, unser höchstes Glück, des Meisters Unterpfand,
Natur sei erste Lehrerin dem weichen Kinderherz
Ihr frisches Wort mög' seien es vor nied'rem Erdenschmerz.

Ist ja die kleine Harfe, die in Kindesseele ruht
Von ihrer Hand zuerst berührt, geweiht so hehr als gut
Und bald wird unser Liebling da der Dinge Born versteh'n
Beim Quellenrieseln, Vogelsang und freier Lüfte Weh'n.

Hier weicht der Sorge Gnomenschaar, der Werkeltage Schwarm,
Wir grüßen Dich, Natur! nimm uns in Deinen Mutterarm —
'Sist Himmelfahrt, o schönes Fest, deß leiser Engelsschritt
Zu guter Stunde ahnungsreich, an's Herz des Menschen tritt.

Streif ab, was Deine Schwinge lähmt zum freien Geistesflug,
Der Stimme folge, die Dir zeigt des Edlen Sternenzug —
So feiern wir, dem Guten, wie den Wahren treu geschaart
Mit reinem, liebreichen Herz getrost die Himmelfahrt.

Und du, mein Weib, deß Namen noch sein kindlich Stammeln nennt
O bring mit mir den Säugling dar dem klaren Firmament,
Geloben wir zu hüten treu das anvertraute Pfand,
Daß er ein würd'ger Sohn einst sei dem lieben Vaterland.

III.

Als der Hausvater eine Reimchronik für die kleine Freitagsversammlung verfassen wollte.

Müde durch des Tags Getreibe kehrten vom Beruf wir heim
Binnen unserer vier Wände heitrer Muße Honigseim
In Familie zu genießen, alle Sorgen abgepackt,
Harmlos wie der edle Schweizer Wilhelm Tell im vierten Akt.
Wir gedachten zu verfassen in der deutschen Dichtung Schmuck
In Erinnerung noch schwelgend uns'rer Chronik sechstes Stück,
Legten schon im Geist Papier und Feder und Geduld zurecht,
Doch wir rechneten wie Gäste, welche ohne Wirth gezecht.
Wäsche hatten uns're Frauen, Büglerinnen hausten dort
Wo die Musen zu versammeln dachten wir am Larenhort:
Bügelstähle, Buzelkühe, feuchte Lacken, feucht'rer Dunst
Schoben uns von Stub' zu Stube höflichst mit Verlaub und Gunst,
Trieben uns durch alle Zimmer bis zum friedlichen Asyl,
Wo die größern Kinder lernen und die Kleineren ihr Spiel,
Ihre Turn- und Kletterkünste kühnlich treiben zum Exzeß —
Ach, von jenen Räumen einen nahmen keck wir in Possess,
Schoben von des Tisches Platte Lotto, Ball und Domino,
Bücherranzen, Stift und Tafel, Ordim Piktum frisch und froh,
Setzten uns in aufgelöstes Gummi, das zum Bilderbuch
Leim und Kleister liefern sollte — sprangen mit gelindem Fluch
Auf, um glimpflich zu zertreten einen polychromen Stift,
Der zerbricht und dessen Spitze uns're Nasenspitze trifft.
Doch wir sind Familienväter, und der Junge, wenn er kommt,
Kriegt die Jacke vollgehauen, wie es seiner Beß'rung frommt.
Ordnung ist ein Kind des Himmels, Ordnung überall muß sind
Ordnung ist dem Knaben nöthig, wie dem Seemann günst'ger Wind,
Wie dem Säckelwart Moneten, wie den Mappen Reinlichkeit,
Wie der Chronik Mitarbeiter voller Witz und Heiterkeit,
Frisches Bier und warme Füsse unserm trauten Kneiplokal
Und den heitern Stiftungsbällen holde Mädchen ohne Zahl! —
Und der Junge kam! Voll Jubel hat er uns schier umgerannt,
Bitsch, die Festung in der einen, Schachteln in der andern Hand
Voll von Bayern, blau und bleiern, voll von Preußen schwarz und weiß,
Voll Franzosen, roth von Hosen, perlend noch vom Schlachtenweiß.
Und er heischte Spielgenossen. Just zu passe kamen wir,
Um die Veste zu belagern nach Held Vauban Kunst und Zier,
Aus den zinneenen Kanonen Erbsen schleudernd dick und groß
Auf die Träger der Gloire, heil'ger Chassepotamos!

Statt die Jacke ihm zu klopfen (Peſtalozzi, zürne nicht!)
Schoſſen wir papierne Kugeln auf den ausgelaſſ'nen Wicht;
Statt die Chronik zu verfaſſen, ſchoſſen wir Soldaten um
Und ſo flog die Zeit der Muße mit der Muſe Gunſt herum.
Täuſchen wir uns nicht! behaglich bei der Kinderei
Unſ'rer Freizeit Horen ſchäckern wie im Wirbelwind vorbei
Und das genial erdachte, geiſtreich durchgeführte Spiel
Endete, als unſre letzte Erbſe traf ihr letztes Ziel.

Fr. Knapp.

Gruß.

Der Lenz iſt hin, der Sommer iſt entſchwunden,
Es ſchüttelt wild der Herbſt vom Baum die Frucht,
Längſt iſt der letzte Erntekranz gewunden,
Daheim des garbenſchweren Wagens Wucht.
Es nah'n auf's Neu die langen Abendſtunden,
Wo man die traulichſtillen Plätzchen ſucht,
Und was ſich liebt, das ſchart ſich eng zuſammen
Und drängt ſich um des Herdes helle Flammen.

Wenn draußen Lerch' und Schwalbe fortgezogen
Und ſtill es mählich wird in Flur und Wald,
Wenn überzieht des Himmels blauen Bogen
Der Herbſt mit Nebelwolken rauh und kalt;
Wenn ſo die ganze Herrlichkeit entflogen
In Ton und Duft, in Farben und Geſtalt,
Wenn alles Aeuß're in den Tod gegeben,
Dann ſchafft der Geiſt aus ſich ein neues Leben.

Noch einmal ruft er die entſchwund'nen Tage,
Noch einmal weckt er manch erloſch'nes Bild,
Noch einmal prüft er ſinnend Luſt und Klage
Mit freiem Blick, jetzt ernſt bewegt, jetzt mild,
Und Alles ordnend mit gerechter Wage
Wird mehr und mehr das bange Herz geſtillt,
Und neu beſeelt zum Wiſſen und zum Streben
Für's Wohl des Ganzen greift er in das Leben.

So kommt ihr wieder, die der Lenz zerstreute,
Ihr kommt von allen Enden hergewallt,
Mit neu gestärkter Kraft voll hoher Freude,
Gezogen von der Liebe Allgewalt:
Ihr kommt und bringt des Sommers reiche Beute,
Ihr wohl bewährten Sänger jung und alt,
Und schon versammelt prangt der Kranz der Schönen,
Zu lauschen euren Liedern, euren Tönen.

Nun Gott zum Gruß! Laßt eure Harfen klingen,
Daß aus dem Dunkel trüber Gegenwart
Der Geist sich froh zum hellen Licht mag schwingen,
Auf dessen Kommen jeder Edle harrt;
Daß tief in alle Herzen mögen dringen,
Was tief im Herzen lang erwogen ward:
Brecht los, schlagt ein, ihr zündenden Gedanken
Im Kampf der Geister — offen sind die Schranken!

Joh. Heinr. Petzet.

Straßburg.

O Straßburg, edles Straßburg, du wunderschöne Stadt,
Die uns der schnöde Franzmann einst frech entrissen hat
Und die im deutschen Reiche wir lange schwer vermißt,
Gott sei gedankt, daß unser du wieder worden bist!

Zwar wendest du dich grollend, wo nur dein Aug' uns schaut,
Von deinen alten Freunden wie eine spröde Braut,
Und willst es nicht vergessen, daß wir in unsrer Not
So stark in dich gedrungen auf Leben und auf Tod:

Doch ist selbst dies, dein Weigern, so recht von deutscher Art,
Du gleichst dem zarten Mägdlein, das falsch erzogen ward;
Es weiß nicht mehr zu schätzen der deutschen Liebe Wert
Und fühlt sich schier beleidigt, wenn es ein Mann begehrt.

Du hast mit welschen Herrchen getändelt lange nur;
Und drüber fast vergessen Abstammung und Natur;

Doch tief im deutschen Herzen da liegt an stillem Platz
Vergraben und verzaubert der echten Tugend Schatz.

Wenn nur der kühne Freier das rechte Zauberwort
Zu finden weiß, so öffnet sich ihm der reiche Hort,
Er darf den Schatz entsiegeln aus seiner langen Haft,
Er darf ihn fröhlich heben in treuer Minne Kraft!

Und die so spröde Jungfrau, sie wird zum deutschen Weib,
Das ganz dem Mann gehöret mit Seele und mit Leib;
Und lächelnd denkt es selber bisweilen noch zurück,
Wie es voll Trotz verschmähen einst wollt' das beste Glück.

Drum Straßburg, edles Straßburg, o wende nicht den Blick,
Wenn Deutschlands Volk Dir bietet ein besseres Geschick.
Du findest offne Arme, du findest Herzen warm,
Die dir entgegen schlagen, und bald verweht dein Harm.

Wir halten dich, wir halten dich an das Herz gepreßt,
Wir lassen dich nun nimmer, wir halten eisenfest!
Je länger wir dich mißten, je fester halten wir,
Du bist und bleibest unser, wir lassen nicht von dir!

Du warst ja längst schon unser in deiner besten Zeit,
Als Erwin deinen Münster baut' für die Ewigkeit,
Als Brant in deinen Mauern sein witzig Werk erdacht,
Als Tauler dich und Geiler so hochberühmt gemacht.

Hast du denn ganz vergessen, was deutsche Liebe heißt?
Hast du denn nie ermessen die Kraft vom deutschen Geist?
Die deutsche Lieb ist stärker als Feu'r und Himmelskraft,
Der deutsche Geist thut Wunder: aus Tod er Leben schafft!

Für jede bange Stunde, die du durchzittert hast,
Für jede Eisenkugel, die traf als böser Gast,
Für jede blut'ge Wunde, die dir geschlagen ward,
Soll alles Leid und Sorgen dir künftig sein erspart!

Wir heilen deine Wunden, wir stillen deinen Schmerz,
Wir bauen deine Trümmer, wir ziehen dich ans Herz,

Wir schützen und beschirmen dich stets vor aller Not,
Wir halten dich umschlungen im Leben und im Tod!

So wirst bald wieder glänzen du in der alten Pracht,
Als Perle in der Krone der deutschen Reichesmacht!
Stolz wendest du den Rücken dem welschen Tand und Schein,
Wenn groß und mächtig spiegelst du dich im deutschen Rhein!

J. H. Petzet.

Zur Weihnachtsfeier im Militärspitale zu Nürnberg

am 25. Dezember 1870.

Die Lichter glänzen, es flammt der Baum,
Wir drängen uns in den erleuchteten Raum;
Wir singen und jubeln entgegen dem Fest,
Das Gottes Güte uns feiern läßt.

Wem aber gebürt nächst dem ewigen Gott,
Der unsere Feinde gemacht hat zu Spott,
Wem, Freunde, gebürt der Dank, daß wir
Uns fröhlich versammeln können hier?

Der Dank gebüret den tapferen Helden,
Von denen die Nachwelt wird singen und melden;
Der Dank gebüret den tapferen Kriegern,
Den todesfreudigen Helden und Siegern!

Ihr habet die Wacht gehalten am Rhein,
Ihr stürmtet in's Feindes-Land hinein,
Ihr holtet euch Wunden blutigrot,
Und Viele liegen erschlagen und tot!

Ihr habet das Vaterland beschützt,
Wo Tod und Verderben entgegengeblitzt;
Ihr habet die Dränger geworfen danieder,
Und Weihnacht feiern auch heute wir wieder!

Wie könnten wir Euer vergessen da,
Ihr tapferen Krieger von fern und nah?
Wie könnten wir Euch vergessen im Glück,
Die krank und verwundet Ihr kamt zurück?

Das Vaterland streckt Euch entgegen den Arm,
Das Vaterland drückt an das Herz Euch warm,
Das Vaterland kommt Euch liebend entgegen,
Es will Euch warten, es will Euch pflegen.

Ihr Krieger, am Fest vom Christkindlein,
Da sollt Ihr nimmer vergessen sein.
Sind klein auch, die wir Euch bieten, die Gaben,
So will Euch doch unsere Liebe laben.

Nehmt freundlich hin, was die Liebe Euch beut,
Und denkt, daß nach durchgekämpftem Streit
Die Christenhelden die Ehrenkrone
Dort droben erhalten vom Christkind zum Lohne!

Denn Der als ein Kind kam arm in die Welt,
Der waltet jetzt überm Sternenzelt,
Und will und kann uns verlassen nicht,
Weil Er ist unsere Zuversicht.

Drum frisch in das neue Jahr hinein,
Ob's zum Frieden, ob es zum Krieg mag sein, —
Zum Siege geht's! . . . Mit Herz und Hand
Weih'n wir uns auf's Neue dem Vaterland!

J. H. Petzet.

Siegesbotschaft.

Erklungen ist die fröhliche Siegespost,
Mit Sturmeseile drang sie vom Rheine her:
Das stolze Babel ist gefallen,
Niedergebeugt ist der Welschen Hochmuth! —

O Vater unser, der du im Himmel bist,
Der du allein bist würdig zu nehmen Preis,
Ruhm, Kraft und Ehre, Deine Treue,
Deine Barmherzigkeit ist unendlich!

Du haſt erhöret unſ're demüthigen
Zu Dir geſandten, himmelanſtürmenden
Gebete! Deines deutſchen Volkes
Haſt Du dich gnädig erbarmt ein Vater!

Nicht wollten wir ja dieſen ſo blutigen,
Verderbenſchwangern, Menſchen erwürgenden,
Unſel'gen Krieg, den welſche Bosheit,
Welſche Verblendung uns aufgezwungen.

Wer kann ſie zählen alle die Tauſende
Kampfmuth'ger Helden, welche der Tod verſchlang?
Wer kann ſie zählen all die Opfer,
Welche nun ſchlummern in Frankreichs Boden?

Hier ſeufzt der Vater um den geliebten Sohn,
Dort weint die Mutter, während die bange Braut,
Die bleiche, ſchmerzdurchwühlte Gattin
Um den verlornen Geliebten trauert.

Doch nicht vergebens wurde das Blut verſtrömt.
Hoch hebt das Herz der Trauernden Ein Gefühl:
Mit ihrem Blut, mit ihrem Leben
Ward uns erſtritten die Freiheit Deutſchland's.

Ruhmvoll und ſiegreich ſteht vor des Feindes Stadt
Das deutſche Heer mit ſeinem gewaltigen
Erhabnen Kaiſer und diktirt den
Gnade erbittenden Welſchen Frieden.

Nie mehr vergiß es du, o mein deutſches Volk,
Das aus dem Elend deiner Zerriſſenheit
Du dich erhoben wie noch niemals,
Daß nur allein dich die Eintracht ſtark macht.

Reich' willig dar die Krone dem Würdigſten
Und ſchaue neidlos, wie nun der preußiſche
Gewalt'ge Aar zum Schutz und Trutze
Ueber dich breitet die ſtarken Flügel!

J. H. Petzet.

An einen Heimgegangenen.

Mit tiefer Wehmuth denk' ich dein,
Den ich zwar nie gekannt,
Doch dessen Wesen schien zu sein
Dem meinen so verwandt.
Wie liebeglühend streckteſt du
Die Arme sehnend aus
Und fandeſt doch nicht Rast und Ruh
In Feld und Wald und Haus!

Und immer wieder zog es dich
An deiner Mutter Brust,
Um so recht auszuweinen dich
Bei ihr in Schmerz und Lust.
Denn Mutter war sie nicht allein,
War dir nicht Freundin nur,
Nein: Freundin, Amme, Mütterlein,
Braut, Weib war dir Natur!

Wer hat wie du so warm gefühlt?
Empfunden tief wie du?
Am Meer, vom wilden Sturm zerwühlt,
Dem du sahſt grausend zu;
Am Bach, der sanft durch Auen fließt
Im Mondlicht stiller Nacht;
Am Strauch, der lieblich sich erschließt
In heitrer Frühlingspracht.

Und als du auf dem Rigi standſt
Vor Gottes Angesicht,
Wer kündet's, was du da empfandſt
Im heil'gen Morgenlicht?
Du sankeſt nieder auf die Knie'
Andächtig zum Gebet,
Und konnteſt es vergessen nie,
Was da dein Herz durchweht!

Die Männer, denen du so warm
Als Freund die Hand gedrückt,
Wenn tröstend sie in manchem Harm
Dein herzlich Wort erquickt;

Die Frauen, denen du gepflückt
Der Lieder bunten Kranz,
Sie feiern heut noch still entzückt
Den Namen ohne Glanz.

Denn deine Art war still und schlicht;
Verborgen vor der Welt
Gingst du dahin und strebtest nicht
Nach dem, was ihr gefällt.
Sie sah an dir nicht Glanz noch Schein,
Nur Schlacken, doch kein Erz,
Sie kannte nicht den Edelstein
In deiner Brust — dein Herz!

Und dieses Herz, so warm und weich,
Ach, es versank in Nacht!
Und dieser Mund, so liederreich,
Ach, er ward stumm gemacht!
Und diese Hand, so wohl geschickt
Zum süßen Harfenspiel, —
In ihrer Lebenskraft geknickt
Sie aus den Saiten fiel!

So saßt du trauernd Jahre lang
Im stummen Leide dort;
Wie sehr auch Brust und Zunge rang,
Die Lippe sprach kein Wort.
Ein Stöhnen nur, ein Seufzen bloß
Drang aus dem Liederquell,
Und aus den trüben Augen floß
Ein Strom von Thränen hell!

O warst du denn das wirklich noch
Du Sänger einst so frisch?
Da von der Krankheit schwerem Joch
Das Haupt gebeugt zum Tisch
Du saßest Wochen, Jahre lang
In Todesdämm'rung schon,
Bis endlich, endlich einmal klang
Des Sterbeglöckleins Ton!

Nun, Gott sei Dank! Er ist vorbei
Der schwere Lebenstraum!
Dein Geist, er athmet wieder frei
Im höhern, lichten Raum.
Jetzt siehst du, was du hier gefühlt
Und schaust was du geglaubt,
Und Friede, Freude, Licht umspielt
Dein schön verklärtes Haupt.

J. H. Petzet.

An der Atzelsberger Quelle.

Vor zwanzig Jahren wie gerne
Hab' ich mich geflüchtet zu Dir,
Wenn zweier Augen Sterne
Nicht leuchteten gnädig mir!
Wie manche trübe Stunden
Hab träumend ich hier geweilt,
Wie still mit seinen Wunden
Das Reh in's Dickicht enteilt.

Da lag ich auf grünem Moose,
Da hört' ich den Wassern zu,
Die aus dem felsigten Schooße
Hin rieselten ohne Ruh:
Da rauschten die Bäume, die alten,
Am grünen Waldessaum
Und mancherlei bunte Gestalten
Durchzogen meinen Traum.

Wie Schlinggewächse und Ranken
Sich wiegten um Ast und Zweig,
So gaukelten meine Gedanken
Mir vor ein liebliches Reich.
Halb ängstlich, halb hoffnungsfreudig
Schaut' ich in die Zukunft hinein,
Bis mich Waldvöglein mitleidig
Lullten in Schlummer ein.

O goldener Frühling des Lebens,
O selige Jugendzeit,
O Lust des Hoffens und Strebens,
Wie liegt ihr so weit, so weit!
Wie deine Wasser, o Quelle,
Nie kehren wieder zurück,
Ist unwiederbringlich und schnelle
Entflohn mir der Jugend Glück!

Nach zwanzig langen Jahren
Komm wieder ich heut zu dir,
Auch du hast den Wechsel erfahren,
Bist fremd geworden fast mir;
Wohl stehn noch die alten Bäume,
Wohl rauscht noch dein Wasser klar:
Doch sinds nicht die alten Räume,
Doch ist's nicht, wie's ehemals war.

Nicht stürzest wie sonst du unbändig
Hin über Fels und Gestein,
Man hat dich, o Quell so lebendig,
Gezwängt in ein Bett hinein,
Man hat dir vorgezeichnet
Geordneten Lauf und Bahn
Und du hast dich selber verleugnet,
Du kämpfst dagegen nicht an.

Du eilest wie sonst noch munter
Vom Hügel hinab zum Thal,
Wo jetzt um so schöner und bunter
Die Blumen blühen zumal,
Wo sich in deinen Wellen
Der Himmel spiegelt so blau
Und deiner Wasser, der hellen,
Sich freuen Felder und Au.

Mir aber beim stillen Lauschen
Mir ist's als sprächest du:
O höre nur meinem Rauschen,
O hör' ihm nur immer zu!

Auch du bist geworden ein and'rer
Im Laufe der Jahre wie ich,
Einst warst du ein träumender Wandrer,
Vergessend die Welt und sich:

Jetzt ist dein Hoffen und Sehnen
In feste Bahnen gelenkt:
Die Jugend mag maßlos sich dehnen,
Der denkende Mann sich beschränkt;
Sich fügend in Zucht und Sitte
Auf vorgezeichneter Bahn,
Strebt er mit festem Schritte
Zum rechten Ziele hinan.

Die Jugend mag träumen und schwärmen,
Der Mann sei weise zum Rath;
Die Jugend mag jubeln und lärmen,
Der Mann sei entschlossen zur That!
Und wohl dem, welchem geblieben
Nach manchem durchkämpften Schmerz,
Wie mir noch zum Leben und Lieben
Ein jugendfrisches Herz!

J. H. Petzet.

In fremder Erde. *)

Zu Boden liegt der Feind nach heißem Streite,
Auf seinem Nacken ruht des Siegers Fuß,
Doch ist das Schwert noch locker in der Scheide,
Und sehnend harren wir des Friedens Gruß,
Die fahlen Blitze zucken hier und dort,
Noch grollt der Donner fern unheimlich fort,
Und immer wie nach schweren Wetterstürmen
Zu grauer Wand sich auf die Wolken thürmen.

Es brach durch Drang und Noth die deutsche Treue
Und warf in Trümmer uns'rer Feinde Wall, —
Wie durch die Wolken dringt des Himmels Bläue
Und strahlend fliegt empor der Sonenball —

*) Dem Gedächtniß Dreier für das Vaterland gefallenen Mitglieder des literarischen Vereins gewidmet, und vorgetragen in dessen Versammlung d. 9. Febr. 1871.

So wird der Friede leuchten durch die Welt,
Vor dessen Palmen jede Schranke fällt,
Und siegreich werden fröhliche Fanfaren
Die Streiter führen zu den heim'schen Laren.

Die Streiter für des Vaterlandes Ehre,
Für seine Freiheit, seiner Zukunft Glück,
Des wilden Weststurms tausendfält'ge Wehre,
Daran die Woge schäumend brach zurück, —
Sie werden heimwärts zieh'n ins Vaterhaus
Zu Weib und Kind nach blut'gem Schlachtengraus,
Lorbeerbekränzt, geschmückt mit Ehrenzeichen
Wird mancher tapfere Freund die Hand uns reichen! —

Doch in den Jubel, der um die Kolonnen
Der heimwärts Ziehenden sich rings erhebt,
Mischt sich der Schmerz; wohl ist der Sieg gewonnen,
Wohl ist das Ziel, das strahlende, erstrebt,
Doch fragt ihr auch um des Errungnen Preis
Giebt manche Thräne Antwort, die so heiß
Um Einen fließt, der fern vom Heimathheerde
Und seinen Lieben ruht in fremder Erde! —

Der Festmarsch tönt, die Hörner lustig schallen:
„Lieb Vaterland fest stand die Wacht am Rhein"
Kanonen donnern, bunte Fahnen wallen,
Die Glocken mischen ihren Jubel ein;
Doch welch ein bitt'rer namenloser Schmerz
Ergreift in stiller Kammer manches Herz:
Rings Lust und Glück und freudige Geberde —
Und ach! m e i n Glück — es ruht in fremder Erde! —

Wo sich ein Kreis in freundschaftlichem Bunde
Zu ernstem Zweck wie zu geselliger Lust
Zusammenfand in mancher frohen Stunde,
Griff auch der Schmerz tief in der Freunde Brust,
So brach in unsern friedlichen Verein
Der opfergier'ge Krieg vernichtend ein:
Und Freunde, die das Vaterland zum Schwerte
Gerufen, ruhen nun in fremder Erde! —

Gedacht sei ihrer hier an dieser Stätte,
Wo uns des Lebens Freude oft genaht,
Eh noch die Fluth des Kriegs aus ihrem Bette,
Die blutig schäumende, verderbend trat,
Gedacht sei ihrer in der Freunde Kreis
Auf deren Grab wir nicht den Siegespreis
Am Ufer der Loire, an der Ardennen
Mit Blut gedüngtem Fuße legen können!

Und Alle, die des Erbfeinds blindes Wüthen
Zum Kampfe rief fürs theure Heimathland,
Die deutsche Jugend, die es zu behüten
Vor Schmach und Noth gleich erz'nen Mauern stand:
Sie schreibt ein and'rer größerer Verein,
Das Vaterland, ins Herz des Volkes ein,
Bis einst des Weltenlenkers schaffend „Werde"
Die Sieger zu sich ruft aus fremder Erde!

J. Priem.

Barbarossa's Erlösung.

(Nach den neuesten Forschungen ist nicht Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa, der Held der alten Kiffhäuser-Sage, sondern Friedrich II., Heinrich VI. Sohn (1215—1259).)

Ein vielbesung'ner, altromant'scher Kaiser
Mit seinen Rittern und mit seinem Zwerg
Sitzt siebenhundert Jahre im Kiffhäußer,
Und seine Raben fliegen um den Berg.
So oft in Deutschland man die Trommel rührte,
So oft das Banner flog, das Heerhorn klang,
So oft ein Held zum Kampf die Seinen führte —
Ein deutscher Dichter auch vom „Rothbart" sang. —

Ja, wenn nur schwere Wetterwolken drohten,
Wenn Noth und Drang, an's Vaterland uns schloß,
Da gab's Gesänge mit und ohne Noten,
Und muthig schäumte jedes Dichterroß;
Zu allen Herzen drang die alte Mythe
Von jenem Kaiser, der auf Deutschlands Ruf
Ihm wieder bringen soll die Ruhmes Blüthe,
Wie einst sein siegend Schwert sie herrlich schuf! —

Er mußte lange harren, lange, lange —
Sein rother Bart wuchs durch den Tisch von Stein,
Oft ward's den armen Deutschen schwül und bange,
Doch Keinem fiel das Zauberwort je ein,
Das Barbarossa aus dem Schlaf erweckte,
Daß ihn sein Kampfroß trug zum heißen Streit, —
Wohl kam's, daß er sich manchmal dehnend streckte,
Doch immer war es nicht — „die rechte Zeit"!

Da endlich, endlich flog durch Deutschland's Gauen
Ein Ruf „wie Schwertgeklirr und Wogenprall,"
Die Raben lauschten in des Tages Grauen,
Da braußt es auf vom Rhein wie Donnerhall;
Sie flogen fort um Kunde einzubringen,
Der Zwerg will Rothbart wecken aus dem Schlaf,
Doch sein Erstaunen kann er kaum bezwingen
Als er ihn wachend schon und lesend traf. —

Auf! Auf! so ruft der Zwerg, es eilt zum Streite
Der deutsche Adler gegen Frankreichs Aar! —
Doch Barbarossa sieht nur halb zur Seite
Und murrt: „da hat's noch lange nicht Gefahr,
„Gar oft hat falscher Lärm mich schon betrogen —
„Und wär' es auch, da lies die Zeitung Freund:
„Ich fühle mich wahrhaftig nicht bewogen
„Für Andere zu thun, was ich gemeint!

„Ich bin ja jener Barbarossa nimmer
„Den seit Jahrhunderten die Sage nennt —
„Die ihn verklärte mit der Dichtung Schimmer,
„Den jeder Deutsche aus der Schule kennt,
„Sie haben glücklich es herausgeklügelt,
„Daß ich der zweite Kaiser Friedrich bin,
„Da hab' ich meine Streitlust gern gezügelt,
„Für And'rer Ruhm geb' ich nicht meinen hin!

„Es sucht dies Volk der Dichter und der Denker
„Zu prüfen stets was falsch ist oder wahr:
„Wie uns zum Engel Rom's gekrönten Henker,
„Tiberius, gemacht Herr Doktor Stahr —

„So hat man denn auch jetzt den wahren ächten
„Der Schläfer im Kiffhäuser aufgespürt,
„Und mich sammt meines Bartes rothen Flechten
„Im Namen der Geschichte pensionirt. —

„Zwar, wie sie mit der Feder tapfer streiten,
„So führen sie das Schwert nach altem Brauch,
„Was sie beweisen auf dreihundert Seiten,
„Beweisen sie auf blut'ger Wahlstatt auch. —
Doch daß man jetzt, wo's gilt einmal zu schlagen,
„Mich macht zum deutschen Kaiser „à la suite",
„Verdrießt mich doch in meinen alten Tagen,
„Thut was ihr wollt, jetzt thu ich' nimmer mit!"

Der Kaiser sprach's, und schläfrig wieder neigte
Er tief sein Haupt, doch war's mit Schlafen aus,
Ob ihm der Schlummer auch den Nacken beugte,
Rasch weckte wieder ihn der blut'ge Strauß;
Gar viele Helden sah er muthig streiten,
Es war ein schwerer, war ein heißer Krieg,
Doch Frankreichs Fahnen sah er niedergleiten
Und Deutschlands Banner flatterten zum Sieg!

Da scholl der Ruf durch alle deutschen Lande:
Hoch Deutschland, hoch! Ein Kaiser und Ein Reich!
Gebrochen sind der alten Zwietracht Bande —
Wir sind ein einig Volk, an Ehren gleich!
Wilhelm der Erste hoch, der deutsche Kaiser!
So scholl es donnernd über Berg und Thal,
So drang es durch die Wände des Kiffhäuser
An Barbarossa's Ohr im Felsensaal.

Da stand der Kaiser auf, und zog vom Tische
Heraus den Bart von glänzend rothem Haar,
Dann trat er fröhlich in des Morgens Frische,
Verschwunden war der Raben schwarze Schaar. —
Und lächelnd sprach er: „Das ist überstanden,
Jetzt wird man nimmer um den Rothbart fleh'n
Ein Herr Collega herrscht in deutschen Landen,
Und ich — kann ruhig zum Rasieren geh'n!"

J. Priem.

Willkomm und Trinkſpruch.

Bei der Verſammlung deutſcher dramatiſcher Autoren und Komponiſten am 14. Mai 1871 in Nürnberg.

Die Kunde kam uns zu, ein Dichterkreis
Aus Deutſchlands Gauen wird in unſrer Stadt
Verſammeln ſich, um gegen Ungebühr
Der Dichtung Recht zu wahren, die vor Allem
Berufen iſt in's Herz des Volks zu bringen;
Wohl iſt der rechte Augenblick erwählt,
Die friſche Blüthe unſerer Einigung
Braucht Licht und Wärme um zur Frucht zu reifen,
Und Licht und Wärme bringt von allen Mächten,
Die um die Herrſchaft über die Gemüther
Im Geiſte ringen, wohl die Poeſie!
So freue ſie ſich auch des Schutzes, den
Ihr Macht und Recht nun voll gewähren können.
Willkommen darum Alle, die Ihr heut
Die alte Stadt des Sanges und der Kunſt
Zu ernſtem Zwecke, feſtlich nicht, begrüßt.
Ich grüße Euch in eines Bundes Namen,
Der redlich ſtrebte in der Zeiten Drang,
Stand auch die Kraft oft beſtem Wollen nach,
Im Kampf mit widerſtrebenden Gewalten
Der Dichtung Banner freudig hoch zu halten.
Und hinter uns, den Jüngern, ſeh' im Geiſt
Ich einen Greis mit weißem Haar und Bart
In ſchlichter Bürgertracht, um ſeine Lenden
Den Arbeitsſchurz gebunden, lächelnd ſteh'n,
Mir iſt als hört' ich ſeiner Worte Klang:
„Ihr werthen Herrn, laßt mich doch auch
Einen Gruß Euch bringen nach altem Brauch,
Denk mir, Ihr werdet es wohl erkennen,
Daß ich mich darf vom Handwerk nennen,
Hab ja ſo manche Tragoedia
Manch Schimpfſpiel und Comödia,
Und manchen Schwank zuſammengeſtellt
Und ausgeh'n laſſen in die Welt.
Sie ſagen wohl, daß ich Vater ſei
Der deutſchen dramatiſchen Poeſei;

Doch käm ich jetzt mit meinen Sachen
Da würden die Herren wohl drüber lachen
Und Mancher sagen: Besser mach's
Du alter Schuster und Dichter Sachs!"

So klang die Rede, wähnt ich, mir ins' Ohr,
Und eh ich noch vom Staunen mich erholte,
Da sah ich einen wohlbehäb'gen Mann,
Auch mit des Handwerks Schürze angethan,
Im grauen Wamms, mit kleiner Stutzperrücke,
Dem gleichfalls sieht der Schalk aus jedem Blicke —
Und also, mein ich, lautet seine Rede:
„Horch Brouder Sachs, dös woar a närr'scha Ried,
I mahn banoah, du glabst es selber nit
Su weng als i, daß uns öitz nemmer kenna,
I freili hob's nit anderst könnt als wöi
Mer halt zo meiner Zeit nu gredt haut höi
Und will mih ah kan grauß'n Dichter nenna;
Mer senn scho lang banander öitz dort drub'n
Doch häir i halt, daß uns nu immer lub'n.
Dir wolln's gor a prächtis Denkmal weiha
Dau sollteſt dih mei Seihl doch d'rüber freua,
Du biſt natürli ah an andrer Moh,
Und ghäierſt in ganzen grauß'n Deutſchland oh
D'rum thou der öitz ah kani Grill'n machen,
Döi Herren hob'n wuhl ganz andri Sachen,
In unſern Nürnberg öitzet grod in Sinn,
Doch denki, daß i aff kann Hulzwög bin
Wenn i halt glahb — ſie nehmes uns nit übel,
Daß ſie der Sachs heunt gröißt und ah der Grübel!" —
Drauf ſprach der Sachs „da ſtimm ich ein,
Wollt gern, ich könnt mit drunter ſein
Mit ihnen ein Glas vergnügt zu leeren
Der lieben Poeſei zu Ehren,
Und auch der holden Frau Muſika
Und aller ihrer Jünger da
Säng Lieder ich zu Ruhm und Preis
Nach der gelben Veil- und Sternenweis."

So nehmt von Geiſtern dieſen Willkommsgruß,
Die heut gewiß in unſ'rer Mitte weilen

Und die mich als ihr dienendes Organ
Erwählt der Herzen Gruß Euch darzubringen:
Und nun, in Meister Sachs und Grübels Namen,
Im Namen all der sinnverwandten Geister,
Die Nürnberg ihre Heimathsstätte nennen,
Weih ich dies Glas dem Wohle unserer Gäste
Und ihrem Werk, auf daß es wohl gelinge
Und Segen allen deutschen Dichtern bringe!

J. Priem.

Der redliche Finder.

(Nürnberger Mundart.)

Der Michel Schnepf is on an Sunnta
Von Beck'ngarten ganga ham,
Dau war er mit sein Kameroadna
In Namittog vergnöigt basamm.

Und wöi er geiht su uman Grob'n
Dau findt er wos in der Allee,
A Täschla woar's von brauna Löder,
I glahb, mer haßt's a Portmonnöh.

Und wöi er's afhebt denkt er hamli
Es werd doch ah wos drinna sei?
Dau findt er Pfenni, Kreuzer, Groschen,
Oestreicher Sechser ah dabei.

In Ganzen woaren's sieben Batzen
Des Portmonnöh war z'rißen schoh,
Der Michel denkt, dös haut verluhren
Ganz gwihß an alter Bötelmoh.

I lauß doch in die Zeiting setz'n,
Und kummt nau Ahn's und fraugt dernauch,
So kohns sei Göld doch wider hob'n,
Ob sie ahn's meldt is eihrst di Fraug. —"

In andern Tog steiht in der Zeiting
Ganz uben, daß mer's finna kohn:
„Man hat ein Portemonnaie gefunden
Wer? sagt die Expedition." —

In Mönta wöi er Feieroabend
Grod mach'n will, dau läut scho ahn's:
„Verzeihas, hob'ns vielleicht g'fund'n
Mei Portmonnöh, a su a klahns?

Es woar ganz neu, zon Kindlabschierets
Hobs von mein Moh ih färta krögt,"
Der Michel weist sei gfundens Täschla, —
Die Frau geiht fort ganz mißvergnöigt.

In sellen Tog senn drei nuh kumma
Döi hob'n Portmonnöh verlur'n,
Der Michl kratzt scho hinter'n Auher,
Sei Frau, döi kummt in gräißten Zurn.

„Du Simpel" schreit's, „wos haust denn öitza
Den Strach mit dera Zeiting g'macht?
Dau kummt jo die halb Stodt hergloff'n,
Paß aff, wöi mer dau drüber lacht!" —

In andern Tog, scho umma sieb'na
Dau reißt mer fast die Glock'n roh,
Und bis Mittog dau kumma dreia
A Bouh, a Madla und a Moh.

Und Namittog bis spöt an Oabend
Dau war's wöi in ahn Tabenschlog,
Der Hausherr brummt: „Wos is denn öitzat
Dös für a Glahf in ganzen Tog?"

Und Ahner der haut goar verluhr'n
A Portmonnöh, von Guld ganz schwer,
Der haut zon Michel g'sagt: „Sie Esel,
Was sprengen Sie mich denn daher

Mit diesem Bettel?" oder weiter
Haut er nix meiher sog'n mög'n, —
Denn nauch'n „Isel" is er drunten
Scho wider an der Hausthür g'lög'n.

Und ſu is halt drei Tog fort ganga,
Der Michl traut ſi goar nit ham,
Sei Frau döi ſchendt von Fröih bis Oabends,
Der Hausherr floucht goar Alles z'ſamm:

„Fra Schnepfi" ſagt er „bis Walburgi
Daß Sie's ner wiſſen, zöign's aus,
I lauß mei Stöig'n nit z'ſammtröten
Und rouinöiren mir mei Haus."

Und wöga den, den über d'Stöig'n
Der Michel nuntergſchmiß'n haut,
Dau kummt er drei Tog af'n Thurn
Mer haut jo glabt, der Menſch is taudt.

Oeitz ober fängt er oh zon Flouch'n:
„Dau ſchlog a Dunnerwöter dreih!
Kan Zins und drei Tog af'n Thur'n —
Dau ſoll der Teufel eihrli ſei!" —

J. Priem.

In der Fremde.

1.

Vergiß mein nicht.

Vergiß mein nicht, nun weil ich geh,
Auf lange Zeit Dich nimmer ſeh,
Blick mich noch einmal innig an,
Wie Du's ſo oft, ſo gern gethan.
Fort ſoll ich nun, weit in die Welt,
So ſchwer mir heut das Scheiden fällt;
Auch Dir erfüllts das Herz mit Leid,
Als wärs für eine Ewigkeit.
Doch ſei getroſt, mein Liebchen fromm,
Nicht lang' währt's bis ich wieder komm'
Dir bleib ich treu, ſei Du mir gut,
Dann ſtehn wir Beid' in Gottes Hut.
Drum, wenn Du in dem Kämmerlein
Dich traurig fühlſt, weil ſo allein,
Dann betend blick zum Sternenlicht
Und denk' an mich, vergiß mein nicht.

2.

Ich denk' zurück.

Ich denk' zurück vergangner Stunden,
Wo meine Bruſt noch höher ſchlug,
Das reinſte Erdenglück gefunden
Und einen Himmel in ſich trug.

Ich denke meiner Jugendliebe,
Das todesſtarre Herz erweicht,
Ich denk zurück und leiſe, trübe
Die Thräne von der Wimper ſchleicht.

Im Sturm dem ſteuerloſen Schiffe
Gleicht ganz mein Irren durch die Welt,
Bis wie das Wrack am Felſenriffe
Mein Herz an eig'nem Gram zerſchellt.

3.

Was aus entſchwundner Zeiten Tiefen.

Was aus entſchwundner Zeiten Tiefen
Drängſt du noch einmal dich hervor?
Und Tönen, die vergeſſen ſchliefen,
Leih ich ſo willig heut mein Ohr!

In deine Augen ſchau ich wieder,
Und wieder küß ich deinen Mund,
Und wieder quellen meine Lieder,
Und wieder bin ich ganz geſund.

Und nimmer nagt an meinem Herzen
Der argen Reue ſchlimmer Wurm,
Dich hör ich ſingen, lachen, ſcherzen,
Was kümmert uns der wilde Sturm?

Und wenn ich nirgens mehr erwarme
Als Fremdling dieſer Welt ſo kalt,
Dann öffne du mir deine Arme,
Der Ruheloſe finde Halt.

Und wenn vor dir ich niederſinke,
Dann lächle mir dein Angeſicht,
Dein rother Mund die Thräne trinke,
Die aus dem müden Auge bricht.

4.

Im Luxemburger Garten.

Ich seh dein Schloß zum Himmel ragen,
So stolz, wie ich es vordem sah,
Doch anders, als in jenen Tagen,
Stehst du verändert vor mir da!

Und doch sind es dieselben Räume,
Darin ich bergen will mein Leid,
Die alten, still verschwieg'nen Bäume
Sie tragen noch ihr Trauerkleid.

Auch heute rauschts zu meinen Füßen,
Wie Geistertritt in stiller Gruft,
Der Schwalbe letzte Lieder grüßen
Mich, scheidend aus der blauen Luft.

Und in dem Blätterwerk, dem bunten,
Verglüht der Sonne matter Strahl,
So küßt in banger Trennung Stunden
Der Freund den Freund zum letztenmal.

Einst sah hinauf ich zu den Kronen,
Die ihres Schmuckes schon beraubt,
Den Lenz hatt' ich im Busen wohnen,
Und hoffnungsfroh hob ich das Haupt.

Und nun ich heut dich wieder sehe,
Wie einst in herbstlich ernster Zier,
Warum wird mir ums Herz so wehe,
Als schiede Lenz und Glück von mir?

5.

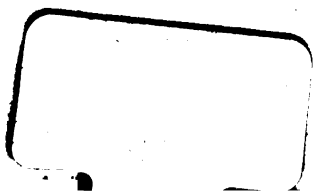
Meiner Lieben Heimathkreis.

Meiner Lieben Heimathkreis
Treibt es mich entgegen,
Und ich fühl' ein Sehnen leis
In der Brust sich regen.
Sonne, an den Mauern grau
Brechen deine Strahlen,

Ach, die ferne, deutsche Au
Grüß' zu tausendmalen.
Schwalbe, an der Wolke Rand
Breitest deine Schwinge,
Du dem theuern Vaterland
Meine Grüße bringe.
Hab verlebt in fremdem Land
Manche frohe Stunden,
Und gedrückt so manche Hand,
Die ich treu erfunden.
In der fremden Menschen Schwarm,
Ich noch jung an Jahren,
Hab an Freude und an Harm
Viel erlebt, erfahren.
Wenn in Nächten bang durchwacht
Mirs im Aug' gezittert,
Da Geschickes dunkle Macht
Um mein Schiff gewittert,
Hat der grimme, heiße Streit
Ruhig ausgetobet
Und die feste Männlichkeit
Sich im Sturm erprobet.
Nun ich denk, wie flüchtig sind
Jahre heimgegangen,
Und ob Sonne mir und Wind
Auch gestreift die Wangen,
Ist das Herz in meiner Brust
Doch das alte blieben
Und es hängt mit treuer Lust
An den fernen Lieben.

Albert Schultheiß.

Druck von Bieling (G. Dieß).



Widener Library
3 2044 098 610 165